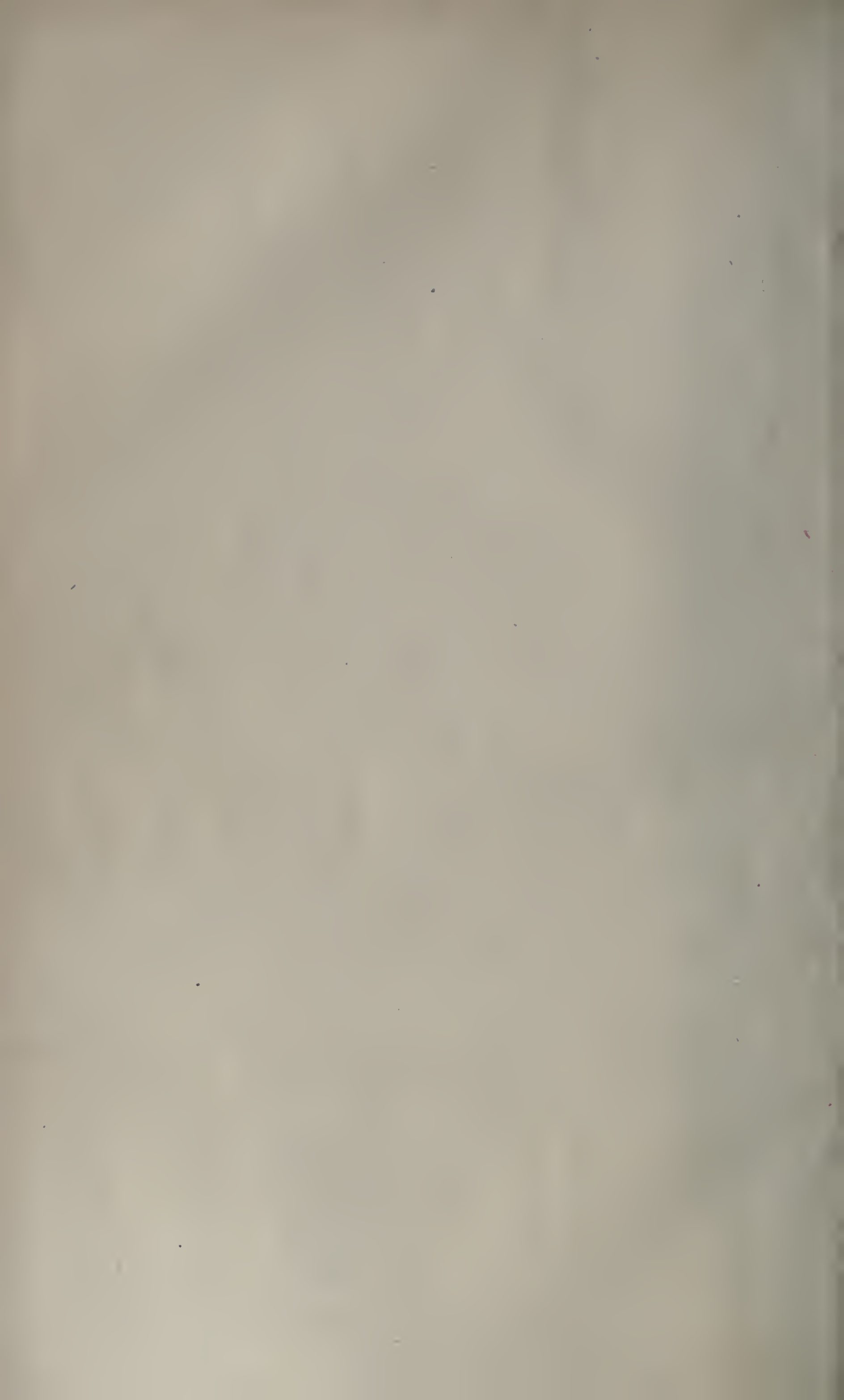

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY







# Göthe's Wanderjahre

und die

# wichtigsten Fragen des 19. Jahrhunderts.

Von

Dr. Alexander Jung.



Mainz.

Verlag von C. G. Kunze.

1854.

„Und wenn mich am Tag die Ferne
Blauer Berge sehnlich zieht,
Nachts das Uebermaß der Sterne
Prächtig mir zu Häupten glüht,

Alle Tag' und alle Nächte
Rühm' ich so des Menschen Loos;
Denkt er ewig sich in's Rechte,
Ist er ewig schön und groß!"

**Göthe's letztes Gedicht.**

„Aus unserm alten Thurm soll eine Societät ausgehen, die sich in alle Theile der Welt ausbreiten, in die man aus jedem Theile der Welt eintreten kann. Wir assecuriren uns unter einander unsere Existenz."

Worte Jarno's in Göthe's: „Wilhelm Meister's Lehrjahre", 8. Buch, S. 235.

Druck von C. W. Leske in Darmstadt.

# Inhalt.

daß ich ein Eindringen in den Göthe'schen Roman von den verschiedensten Ausgangspunkten für höchst ersprießlich halten mußte. Dieß munterte mich auch meinerseits auf. Ich folgte dabei der Absicht, wie gering auch mein Beitrag sein möchte, wie schwach der Aufschluß, den ich geben, wie unbedeutend im Auge Anderer was von eigenen Gedanken ich beibringen würde, wenigstens ein Geringes beizusteuern zu dem, was Allen zu Gute kommen sollte, und wenn mir auch das nicht gelänge, doch den reinen Willen dafür darzulegen. Inzwischen wurden die widersprechendsten Urtheile über Göthe's Wanderjahre laut, von denen die meisten in hohem Grade ungünstig waren. Das Aehnliche widerfuhr dem II. Theile des Faust. Es bildete sich daraus eine förmliche Tradition, die sich bereits auf Kindeskinder vererbt hat, in der ein Jeder getrost dem Andern nachspricht und nachschreibt, die Wanderjahre wie der II. Theil des Faust seien ganz und gar verfehlt. Es ist kaum glaublich, und doch völlig gegründet, in welchem Maße flach und in welcher Stärke plump die Kritik ausfiel, und heute noch ausfällt, welche selbst Menschen von Geist über beide Werke übten. Ja sogar das schnödeste Aburtheil über den ganzen Göthe, dessen Tiefe die Aufklärlinge Mystik, dessen Klarheit und rationelle Gesundheit die Finsterlinge Heidenthum nannten, dessen einfache Größe und strengen Styl die Phrasenmenschen des 19. Jahrhunderts zur Verzweiflung brachte, Menschen, die ihr Dichter-Costume nicht selten von Franzosen, Engländern und Orientalen zugleich erborgen, dieses Aburtheil über den ganzen Göthe heckte fort, seitdem es von Gift und Galle gezeugt worden war, und hat sich in unsern Tagen zu einer Hyder emporgewirbelt und aufgeringelt, deren Köpfe profanes und anderes Feuer gegen Göthe und seine Anhänger ausspeien, und Jeden verdammen, der ihn in Schutz nimmt, und der ihn noch gar ohne Gleichen findet.

Es muß uns, die wir wissen, was wir an Göthe besitzen, und welche Bedeutung er für Gegenwart und Zukunft menschlicher Bildung hat, viel Licht über den ganzen Sachverhalt gewähren, daß der Proceß gegen diesen Dichter schon so weit gediehen ist, daß die Frivolen und die Bigotten, die Gedankenfrechen und die Gedankenscheuen bereits dieselben Anklagen gegen ihn vorbringen, und daß sogar die Elendesten von Allen, die Mittelmäßigen, die welche weder warm noch kalt sind, in ihrer materialistischen Stumpfheit dieselbe Einsprache erheben. Auch beherzige man, um das Phänomen zu begreifen, den specifischen Charakter unserer Zeit.

Betrachtet man diese Zeit vom idealistischen Standpunkt, so ist es die Zeit noch keineswegs der organisirten Bildung, sondern erst die eines Aufgehäuftseins von Bildungs-Masse und Verbildung, die nicht bloß überall selbst zusammenstoßen, sondern innerhalb ihrer gähren und brausen auch wieder die Gegensätze und stoßen zusammen, so daß hier ein doppeltes Chaos zu bewältigen ist, eines der üppig angewachsenen, aber nicht gleichmäßig verbreiteten Cultur, und eines der bereits in Fäulniß, in Verwesung übergegangenen. Mag in dieser hie und da noch ein Fetzen von Organischem sein, mag in der vorhandenen Bildungs-Masse an einzelnen Stellen schon viel Organisches sich kund geben, im großen Ganzen ist beides = 0, d. h. hier = Chaos, und soll erst

zu einem Kosmos herangestaltet werden, auf welchen auch alle höheren Anlagen des Menschen hinweisen.

Betrachtet man unsre Zeit dagegen vom realistischen Standpunkt, so muß man derselben eine Produktionskraft, eine Beweglichkeit, aber auch einen Gesammtorganismus, eine Reife zugestehen, die in Erstaunen setzen. Die Institutionen der Gesellschaft haben nach dieser Seite hin eine Ausbildung erreicht, welche kaum zu wünschen noch übrig läßt, und die sich dennoch in's Unendliche zu vollenden scheint. Aber die Sicherheit, die Zweckmäßigkeit, die Behaglichkeit, der verschlagsamste und pikanteste Genuß, die Schnelligkeit, der Verstand und die Praxis sind hier das Höchste; der niedere und der mittlere Mensch gedeihen vortrefflich, der höhere darbt und verkommt nicht selten.

Beide dieser Standpunkte sollen und müssen versöhnt werden, sie verhalten sich aber gerade jetzt völlig feindlich zu einander. Das Problem der menschlichen Gesellschaft und ihres würdigen Bestehens ist so wenig schon gelöst, daß viele die auf realistischer Seite die Bewährtesten sind, wie viel mehr nicht die Anderen, das ganze Problem nicht einmal kennen, nach des Menschen Vergangenheit kaum fragen, seine Gegenwart nur ausbeuten, seine Zukunft — vollends nun gar die über die Erde hinaus — bezweifeln oder gar läugnen, kurz, nichts gelten lassen, was der Existenz des Menschen wie der Natur erst die letzte Sicherheit und Erklärung zu geben im Stande ist.

Kaum hat Göthe eine solche Zeit noch erlebt, so schnell ist sie geworden, wohl aber sie in ihrem rasenden Dünkel vorausgesehen. Auch sah er, daß sie zu einem Zeitalter neuer Bildung führen würde, aber vor der hinüberführenden Periode, in der wir Jetzigen genugsam darben und ringen, hatte er ein Grauen, denn er war ein Feind alles bloßen Raffinements, alles Partikulären, Parteigängerischen, aller Disharmonie; Göthe war universell und in sich harmonisch trotz aller Kämpfe; wir Heutigen dagegen müssen uns, wenn nicht aus Natur, aus Princip, doch aus Noth, aus Zwang halbiren, akkommodiren, forciren, fixiren, um nicht in der ungeheuern Concurrenz zu verkommen.

Es ist sehr schwer, Göthe's Universalität auch nur im Allgemeinen sich zur Anschauung zu bringen, geschweige denn sie Schritt vor Schritt darzustellen. Jene aber allein macht es erklärlich, warum Göthe gerade jetzt in der Zeit endloser Parteiung so viele Gegner und Ankläger findet, und weßhalb auch der solche Angriffe erfahren wird, welcher, wie ich, Göthe's Universalität beleuchtet und der Zeit vorhält.

Wer da Freisinnigkeit im weitesten Umfange ausüben will, der muß den Muth haben, in einzelnen Fällen den Schein auch der Unfreisinnigkeit auf sich zu ziehen, denn zur wahrhaften Freisinnigkeit gehört auch dieses, sogar dem Gegner stets Gerechtigkeit zu beweisen. Davon hat die Opposition der Modernen oft wenig noch wissen wollen, und hat dadurch der guten Sache des allgemeinen Wohls unendlich geschadet. Man kann aus Gründen der Wissenschaft und des Christenthums bereits das Unhaltbargewordene gewisser früherer Institutionen erkennen, und muß im Sinne der ächten Freisinnigkeit und des sichern Fortschritts so lange noch jenen alten ihr Recht zugestehen, als sich die Reife der neuen noch nicht bewährt hat. Manches Alte wird ohnehin ewig jung bleiben. Durch den Lärm der Zeit

über dieses und jenes darf sich der wahrhaft Freisinnige nie irre machen lassen; er muß immer nur der Einsicht und der weisen Erwägung der Umstände folgen. Man kann, um ein bestimmtes Beispiel zu wählen, welches auch im vorliegenden Buche näher zur Sprache kommt, aus Gründen der Wissenschaft und des Christenthums vielleicht zu der Ueberzeugung gelangt sein, daß die Todesstrafe in der Zukunft weichen und aufhören wird, und man muß dennoch aus Freisinnigkeit und Rechtssinn der Ausübung derselben für heute vielleicht noch das Wort sprechen. Und so in vielen anderen Beziehungen. Volksbeschlüsse zum Beispiel, die aus gesetzlicher Ordnung und Berathung, also auf dem Grunde der Verfassung, hervorgegangen sind, müssen in Ehren gehalten werden, nur muß man, um freisinnig im wahren Sinne des Wortes zu bleiben, den bloßen Nachhall derselben in tausend Broschüren und Tagesschreiern nicht mit jenen selbst verwechseln, und muß gegen die bloßen Schreier das Verschrieene, das Alte oft sogar in Schutz nehmen.

In diesem Sinne hat auch Göthe schon in einer Zeit, die freilich eine ganz andre war, stets gedacht, gesprochen, geschrieben, gehandelt; wir sehen ihn die entgegengesetztesten Standpunkte vertheidigen, denn er wollte sich nie vereinseitigen, nie lieblos und ungerecht werden. Göthe hat in der Literatur und im Geselligen seine heftigsten Gegner (Newton etwa im Punkte der Milde ausgenommen) mit bewunderungswürdiger Ruhe, Milde und Gerechtigkeit beurtheilt, und oft sogar in stärkster Weise anerkannt. Göthe hatte ein Grauen vor den Massen, aber er war der aufrichtigste Freund des Volks; er liebte die edle, gebildete Aristokratie, aber er liebte auch den schlichten Bürger und Landmann aus ganzer Seele. Ein Mann wie Börne, der gegen Göthe so grundlos gewüthet hat, von jener Hochherzigkeit Göthe's hatte er auch nicht die allerentfernteste Ahnung. Ganz ähnlich verhält sich Göthe auch in anderen Beziehungen, in denen die Heutigen ihn oft eben so kopf- wie herzlos verdammen. Nach Hochherzigkeit in der Beurtheilung wenigstens streben, um gegen Jedermann und gegen jede Richtung stets gerecht zu sein, muß auch derjenige, der über Göthe schreibt, sonst trifft er eben Göthe nicht.

Aus all' dem Angedeuteten wird vieles klar von dem, was heute in der Göthe-Literatur obschwebt. Daß Göthe einen so realistischen Schwerpunkt hat, und dennoch in die Welt der höchsten Ideen heiter hinausragt, und nie ohne Gott ist; daß er eine so rationelle Schärfe, Gediegenheit und Unwiderleglichkeit besitzt, woran alle Geschosse der Kleinmeister in Sachen des Ueberglaubens abprallen und sich krumm biegen, und daß er dennoch ehrfurchtsvoll die Mysterien anerkennt, von denen unsere Existenz allwärts umgeben und erfüllt ist; kurz, daß er sich als ein vollständiger Mensch bewährt, der das Gebiet des Menschen bis auf den letzten Fuß breit beherrscht und vertheidigt, und doch zugleich die menschliche Schranke, und das was über sie hinaus liegt, noch mit anerkannt und voll Ehrfurcht betrachtet, das können ihm so viele der Extremen und Mittelmäßigen heute nicht vergeben, und werden es auch dem nicht, der die Werke Göthe's so dem Zeitalter als wahre Heilmittel wie zur Erquickung empfiehlt. Die Nihilisten vermissen bei Göthe das Verfahren der Zersetzung, Auflösung

in's pure Nichts und den Vorwitz; die zelotisch Gesinnten, ungeachtet sie erst von Göthe zur Noth schreiben gelernt haben und auf ihre Weise, halbwege, geistreich sein — so daß einigen von ihnen, z. B. bei Abfassung von Romanen, die Schlange der Eitelkeit zuruft: ihr werdet sein wie Göthe! — die Zeloten vermissen in Göthe den Anschluß an den bloßen Buchstaben und das willkürliche Gebahren mit demselben zu Anderer Verdammniß, und so ärgert sich von allen Partikulären und Sektirern ein Jeder, daß Göthe nicht auch einer der Seinen gewesen ist. —

Ich komme auf das vorliegende Buch zurück. Daß es Vielen zum Steine des Anstoßes gereichen wird, ist schon im Vorhergehenden erwiesen. Den Einen wird es zu christlich, den Andern zu philosophisch, den Dritten zu freisinnig, den Vierten zu Göthe'sch, den Fünften gar zu schwer sein, und was weiß ich mehr! — Was erlebt man überhaupt heut' zu Tage in der Regel an seinen Büchern? Die Seligkeit der Empfängniß, des Austragens, der Geburt, der ersten Pflege, der späteren Ausarbeitung und Feile ist im Leben auch des deutschen Schriftstellers, trotz aller Sorg' und Mühe, eine schöne und die schönste Zeit. Dann aber kommt die Noth, einen Verleger zu finden. Dann kommen Leser, die jede Vertiefung und jede Erhebung des Geistes scheuen, die blättern und weglegen, und endlich kommt noch eine gewisse Kritik, die alles besser weiß und besser vermag, keine Differenz duldet, und das Anathema über Buch und Verfasser ohne Einschränkung schleudert. Auch das seelenvollste Buch kann so in unserer oft nur noch *Kritiken* und zwar bloß *überfliegenden* Zeit für den Verkehr mit *einem* Federzuge todt gemacht werden. Was kann man dagegen thun? Nichts, auch nicht das Geringste. Auch *ich* erwarte so mein Schicksal. Ich bin seit einer langen Reihe von Jahren Schriftsteller. Ich habe gute und üble Erfahrungen gemacht. Ich habe nicht selten Kritiker und andere Leser erlebt, deren schärfstes und feinsinnigstes Verständniß mich in Erstaunen gesetzt hat. Aber an dem schroffsten Gegentheil hat es auch nicht gefehlt. Meine Begeisterung ist mir nicht ausgegangen trotz mancher herben Erfahrungen, aber zu viel oder auch nur viel erwarte ich nicht mehr von der Wirkung dieses meines Buchs in unsern Tagen, eines Buches, welches die höchste Besonnenheit, Ausdauer, die innigste Liebe zum Gedanken voraussetzt, um auch nur *verstanden* zu werden.

Die Mehrzahl der Leser ahnt nichts davon — und kann nichts ahnen — welche zarten, unsichtbaren Fäden noch vorhanden sind zwischen unserm Herzen und dem Buche, welches bereits in der Welt ist; ahnt nichts von den Geburtsschmerzen, welche seinem Dasein vorausgingen. Mancher *Kritiker* sogar merkt nichts von dem Herzblute, mit dem wir so manchen Federzug geführt haben, und welches selbst aus der Druckerschwärze noch herausgewittert werden könnte. Ach, die Tage und Schicksale des Schriftstellers in Deutschland! Wer früh den Reiz des Gedankens empfunden hat, und von der Liebe zu den Ideen entzündet worden ist, um sie durch die gefügigste der lebenden Sprachen in die ganze Nation hinüberzuleiten, der hat auf deutscher Erde ein tragisches Loos sich erkoren! Er hat mit den Seinen sein Haus sich gebaut an gefährlicher Stätte, und Kummer ist seiner Tage

Brod. Zwar die Seligkeit des Schaffens ist sein, und die Anschauung der herrlichen Welt labt ihn, aber die Sorge bleibt auch sein Tag und Nacht, und keine Aussicht hat er, daß es je anders werde, auch nicht wenn das Alter heranrückt, und der Leib der Obhut bedarf, auf daß die Seele ausharre und fortbilde des Gedankens Lust. Denn wo ist schon die deutsche Nation, die auf die Pflege der Cultur auch in der Art bedacht wäre, daß sie ihren Schriftstellern Stätten bereitete, um den Gedanken auch ferner zur Reife zu bringen und immer schönere Früchte zu ziehen, bis das Leben selbst abfällt als reif gewordene Frucht? Wo ist sie? —

Noch bitte ich den billiggesinnten Leser zu erwägen, daß dieses Buch bereits in den Jahren 1848, 49, 50 ausgearbeitet worden ist, daß damals Ueberstürzungen im Schwange gingen, welche allerdings die kostbarsten Errungenschaften der Cultur auf's Spiel setzten, während jetzt von ganz anderen Seiten her Gefahren drohen; so daß, würde das Buch heute geschrieben, auch ganz andere Demarkationslinien eröffnet, noch ganz andere Gesichtspunkte für Göthe gefaßt werden müßten. Indessen ist das alles nur die unwesentliche Seite dieses Buches.

Der Titel desselben hätte vielleicht besser anders gelautet. Auch führte das Manuskript eine andere Ueberschrift. Das Pädagogische und Sociale sind die Grundbestandtheile des hier in Betracht gezogenen Göthe'schen Romans. Diese waren auf dem anfänglichen Titel meines Buches auch hervorgehoben. Aber Viele erwarten von allem Pädagogischen nur trocken didaktische Erörterungen, von allem Socialen nur den Mißbrauch des Wortes, wenn nicht gar der Sache. Wie viel übrigens des Tiefen, Scharfsinnigen, Sinnreichen, Geistvollen bereits über die Wanderjahre Göthe's gesagt worden ist, das beweist, außer den ausgezeichneten Arbeiten von Düntzer, Gregorovius, Hotho, Rosenkranz u. A., der vortreffliche Aufsatz: „Im Sinne der Wanderer" (Vermischte Schriften, dritt. Th., Leipzig 1843, S. 3) von Varnhagen von Ense, einem Manne der uns noch lang' erhalten werden möge, wie er uns denn überhaupt eine schönere Periode deutscher Literatur als die jetzige in der frischesten und anmuthigsten Weise vergegenwärtigt.

Endlich bemerke ich noch, daß das gegenwärtige Buch über die Wanderjahre in vielfachem Zusammenhange der Welt- und Zeit-Betrachtung steht mit meiner Schrift: „Friedrich Hölderlin und seine Werke. J. G. Cotta'scher Verl. 1848". — Was ich mir auch bei dem jetzigen Buche für Leser wünsche? Solche die sich durch ein Buch erheben lassen wollen, solche denen die idealische Sphäre noch zu keinem Utopien geworden ist, solche die da wissen, daß Religion, Kunst, Wissenschaft pädagogische Provinzen eines und desselben Gottesreiches sind, welches auf Erden stets mehr verwirklicht werden soll, so zwar, daß ein Jeder durch Gedanken und Wort, durch Gesinnung und Handlung es bethätige, er sei ein Bürger im Reiche Gottes.

Königsberg in Preußen, am längsten Tage 1854.

**Der Verfasser.**

# I. Zur Orientirung.

---

Unter allen Werken Göthe's dürften die Wanderjahre dasjenige sein, welches die vielseitige Begabung und Bildung dieses Schriftstellers, die rastlose Wirksamkeit seines langen Lebens, sein Herkommen aus der patriarchalischen Sphäre eines in sich beschlossenen, freistädtischen Bürgerthums, sein Auswandern in die verschiedenartigsten, umfangreichsten Weltverhältnisse, seinen stets empfänglichen, tiefen Sinn für die Natur, seine ganz eigenthümliche Auffassung der Geschichte, seinen heitern, stets liebevollen Verkehr mit allen Arten von Individuen und Ständen, vor allem aber seinen prophetischen Weltblick am vollständigsten in sich abbildet. Göthe's Wanderjahre sind in der Reihe aller Göthe'schen Bücher das prophetische Buch, das eigentliche Buch der Zukunft. Am nächsten schließt sich diesem Werke unter den Göthe'schen Schöpfungen jedenfalls der ausgeführte zweite Theil des Faust an.

Die zahllosen Vorurtheile, welche immer noch gegen die Wanderjahre, wie gegen den zweiten Faust, im Publikum verbreitet sind, hängen, ungeachtet eines der größten Vorzüge des Deutschen, mit einem seiner Hauptfehler zusammen. Der Deutsche nämlich ist seiner ganzen Anlage und Bildung nach universell, aber er achtet eben deßhalb viel zu sehr auf das Ausland. Er kann zum Beispiel für den politischen Kosmopolitismus der Franzosen des 18. Jahrhunderts heute noch schwärmen; wo ihm jedoch der gesundere, der inhaltsvollere, humanere in einem Landsmanne begegnet, da ist er ihm so nicht recht, da verständelt er, wo er verstehen, da mäkelt er, wo er genießen sollte. — Jedoch auch der principielle Standpunkt deutscher Kritik drängt nicht selten auf ein solches Verfahren hin. Nie würde ein Franzose, ein Engländer — schon aus National-Eitelkeit nicht — sich unterstehen, so unempfänglich und splitterrichterlich mit bedeutenden Talenten und Zierden unserer früheren Literatur umzugehen, wie dieses zur Unsitte der deutschen Kritik geworden ist. Ja selbst ein gewisser Theil des Publikums geht so mit ihnen um. Und selbst die größten Genien unserer Nation, von denen das Ausland, wenn sie ihm gehörten, kein Ende des Rühmens zu finden wissen würde, sie werden von dem Deut-

schen nur zu häufig nicht aus sich selbst beurtheilt, sondern nach einem philosophischen System, nach einem Compendium der Aesthetik, nach einer historischen Schule, in der neuesten Zeit sogar nach einer politischen Farbe, und alles was außerhalb dieser bestimmten Kategorieen, dieser festgestellten Perioden, dieser Parteien oder Coterieen in den Werken des Genius sich vorfindet, das ist vom Uebel, das ist noch nicht reif oder schon abgewelkt und altersschwach.

Doch kümmern wir uns nicht zu viel um diese Vorurtheile; wir werden ohnehin hie und da auf sie stoßen. Lassen wir uns auf das Verständniß ein, um zu sehen, was wir an den Göthe'schen Wanderjahren haben oder nicht. Wir wollen lieber begreifen, als meinen, lieber charakterisiren, als recensiren, wir wollen lieber des dort Gebotenen von ganzem Herzen uns freuen, als reflexionssüchtig diese oder jene andere Weise uns ausgebeten haben. Die Nation selbst hat in ihrem besseren Theile in so weit bereits vortrefflich über unsern Gegenstand gerichtet, als sie die Wanderjahre des Herrn Pustkuchen Glanzow die falschen genannt hat, womit denn die Unächtheit und die Zweideutigkeit in dem letzten Werke zugleich angedeutet worden ist.

Der vorhin schon hervorgehobene, umfangreiche Charakter der Wanderjahre, wie er in die Lehrjahre, wie er in die früheste Lebenszeit des Dichters zurückreicht, aber auch in dasjenige vordringt, was derselbe bis zu seinem Tode von Lebensgrundsätzen in sich bewahrt, was ihn beschäftigt, was ihn stets heiter und wohlgemuth erhält, was ihn befähigt, die frühesten Zustände der Menschheit, wie ihre Zukunft, mit gleicher Verehrung und sinnigem Verständniß zu feiern, dieser Charakter der Wanderjahre dürfte am geeignetsten erscheinen, die hundert Jahre nun selber zu feiern, welche jetzt seit der Geburt Göthe's vergangen sind. So daß sich uns in solchem Roman der doppelte Reichthum abspiegelt des Göthe'schen Lebens und des Lebens der Menschheit, besonders von dem Zeitpunkt der Geschichte ab, wo über das Menschengeschlecht jenes neue Licht des Christenthums aufgeht, welches die Gestalten der Vorwelt, wie die der spätesten Nachwelt, zu einem ganz neuen Verständnisse bringt. Dieß Alles erscheint uns in den Wanderjahren, mit Beziehung auf die Lehrjahre, wenn wir nur Augen zu sehen haben, in Reflexen, die uns in Erstaunen setzen. Hier liegt der ganze Reichthum, hier die Unendlichkeit des Lebens der Menschheit selbst vor uns ausgebreitet, und wenn nicht überall ausgestaltet, doch vorgezeichnet.

Erzählt uns der Dichter am Anfange der Lehrjahre sein eigen Erlebtes in beredtester Weise in jenen Unterhaltungen Wilhelm's mit Marianen über die Darstellung von Puppen-Komödien in früher Jugend, und läßt er uns so ahnen, ja schauen, wie er seine gewaltige

Phantasie gebändigt und zugleich befriedigt, wie er sich das Geheimniß des Lebens aufgeschlossen, sich für das doppelte Drama der Kunst — bis zum ersten Faust hin — und der Wirklichkeit herangebildet hat; so wird das alles in immer verschlungneren Perspektiven in den Wanderjahren fortgeleitet, und sie stehen, auch mit deßhalb, wie wir das später mehrfach erkennen werden, in demselben Verhältniß zu den Lehrjahren, wie der zweite Theil des Faust zu dem ersten.

Die Wanderjahre knüpfen recht eigentlich die Gegenwart an die Vergangenheit und späteste Zukunft der Menschheit an, ja sogar das tellurische Diesseits an ein siderisches Jenseits. Von dem blauen Duft jener Gebirge, der uns den lieblichen Einblick in die Flucht Joseph's nach Aegypten gewährt, und uns durch diese Auswanderung aus Asien nach Afrika schon alle die späteren Wanderungen unseres Romans, wie die des späteren Europa nach Amerika und Australien abschattet, und so alle Welttheile der Erde zusammenbindet — so daß das „Band," von dem später in den Wanderjahren die Rede sein wird, zugleich ein Symbol des Bandes ist, welches alle Menschen verbinden soll — bis zu den immer reicheren Kreisen, in welche Wilhelm noch besonders tritt, durchschlungen von anmuthigen Novellen, Gedichten, Aphorismen, Briefen, Tagebüchern, von Anschauungen künftiger Erziehung der Menschheit in der pädagogischen Provinz; von jenen überirdischen Offenbarungen in den Mittheilungen über Makarien und Makariens selbst, in den Beobachtungen auf der Sternwarte und den Gesprächen mit dem Astronomen, bis wiederum zu dem Verkehre mit Handwerkern, Fabrikherrn, Aufsehern, Oekonomen, Künstlern, Naturforschern, Weltmännern und eigengearteten Frauen, bis endlich auf jene, in unserer Zeit nun auch wirklich werdenden socialen Unternehmungen, welche sich keine geringere Aufgabe stellen, als ihrerseits durch neue Ansiedelung auch dazu beizutragen, die Cultur über den ganzen Planeten fortzuleiten, um den Menschen zugleich wacker für sich selbst einstehen zu machen, wie sie ihn in ein gegenseitiges Verhältniß zu Andern bringen, auf daß Alle für Einen stehen, wie Einer für Alle; — welches unerschöpfliche Thema, welches treue Gemälde, welches Leben eines stetigen Zusammenhanges, ungeachtet der Zusammenhang des Lebens (wie in unserm Roman selbst) oft so locker ist, und der Zufälligkeit zu unterliegen scheint.

Wie aber leider noch immer nicht Viele Sinn haben für die Unendlichkeit der Welt, sondern als Kleinbürger an der Scholle, die sie dürftig ernährt, haften bleiben, und nur demgemäße Gedanken haben und verstehen, so hat man auch die Unendlichkeit der Wanderjahre mehrfach mit sehr beengten Sinnen aufgefaßt und gedeutet. Wir dürfen dieses hier nicht unerwähnt lassen.

Es ist eben der Vorzug aller ächten Poesie, daß sie uns im Gegensatz zu der mehr oder weniger beschränkten Wirklichkeit eines Jeden die Anschauung des Unendlichen im Elemente des Schönen durch die Form der Sprache gewährt, und zwar in bestimmten, individualisirten Gestalten am klarsten. Diese Unendlichkeit der Poesie übt in dem fortgehenden Zauber mannichfaltiger Eindrücke gerade darin den Hauptreiz aus, daß wir nicht wissen was kommt, oder wohin wir selbst kommen; daß sich der Fortgang des Erlebens in das Unermeßliche fortsetzt. Und zwar steigert sich dieser Reiz, je öfter man ein ächtes Dichterwerk liest, während der gewöhnliche Leser wohl meint, beim zweiten Lesen müsse der Reiz für Jeden sich schon abgeschwächt haben, beim dritten höre er ohnehin ganz auf, da man ja eben immer bereits wisse, was da kommen werde. Sie suchen auch hier das Unendliche im Draußen, im Pikanten, in der Novität des Tages-Ereignisses, und somit in dem ganz äußerlichen Vorgang, in der Geschichte und Situation. Aber die wahre Unendlichkeit auch der Poesie quillt ewig neu aus dem Innern des Werkes hervor; hier treffen wir auf ganz unausgesprochene Begebenheiten, die jedoch von den im Buche ausgesprochenen in uns erzeugt werden; so daß es sicher wahr bleibt, das Unendliche eines Geistesprodukts ist nicht einmal nach dem Bewußtsein, nach der Absicht des Hervorbringenden allein, im Momente des Schaffens, zu messen, sondern fällt vielmehr in den ideellen Tiefgrund des Werkes und seiner Uranlage hinein. Diese Unendlichkeit ist die Natur des Göttlichen im Hervorbringenden wie Empfangenden.

Nun ist es aber der specifische Charakter der Wanderjahre (wie des zweiten Faust), daß jene Unendlichkeit sich der ganzen Ausführung nach, also auch ä u ß e r l i c h, in ihnen zu erkennen giebt, wenn sie auch freilich der Blattseite nach ein Ende hat. Dieser Charakter ist schon in den Lehrjahren angelegt, wird aber vorzugsweise in den Wanderjahren zur Ausbildung gebracht. Ganz im Gegensatze zu dem, was die gewöhnliche Romanleselust fordert, daß alles, was von Ueberraschungen, diesen eigensüchtigen Belohnungen für die harte Arbeit des Lesens, geboten wird, doch auch wieder plan und natürlich und recht wirklichkeitgemäß sich aufhelle; daß alles hübsch zu Ende geführt, und, nach einer schon höheren Forderung, glatt abgerundet werde; daß sich am Ende der Lohn für die Tugend des Helden absetze, daß sich die Liebenden auch bekommen, und Jeder das Buch zufriedengestellt aus der Hand lege; ganz im Gegensatze davon verlaufen sich die Wanderjahre, eben so wie das Leben der Menschheit und des Individuums, für Jeden der dichterischen Sinn hat, in das nicht zu Uebersehende, und also eben in das Unendliche, wie dieses auch im Großen von der Natur und der Geschichte gilt.

Göthe hatte ein wunderbar bevorzugtes Verhältniß zur Natur. Er spürte nicht bloß dunkel, daß die Natur überall nach Gesetzen verfahre, er entnahm die Gewißheit davon nicht irgend einem Lehrsystem, er beobachtete das Gesetz in der Natur selbst, er fühlte das Dasein und die Erfüllung dieses Gesetzes in seiner eigenen Natur, in seinem eigenen Schöpfungsdrange. Er hatte es in seiner Forschung stets mit lebendigen Objekten zu thun, auch wenn er scheinbar Todtes untersuchte, weil er die Objekte schöpferisch in das Leben zurück setzte; und so war er Naturforscher und Künstler zugleich, ähnlich wie jener Künstler, den er uns in den Wanderjahren vorführt, der seine physiologischen Beobachtungen nicht an dem Cadaver, nicht an theilweisen Präparaten des einst Lebendigen anstellt, sondern am Kunstwerk, das er nach der Natur geschaffen hat. (Vgl. Wj. III. B. S. 26 u. f.*) Sogar suchte Göthe in seiner Naturbetrachtung, so viel wie möglich, jedes anderen Mediums zu entbehren (indem er noch einen Schritt weiter als jener Künstler ging), als dessen, was seinem Geiste der Leib und dessen gesunde Sinne selbst waren; so daß er stets darum bemüht war, die Natur mittelst der Natur zu beobachten, wie er in demselben Werke vor der Beobachtung mit dem bewaffneten Auge zurückmahnt. „Mikroskope und Fernröhre," heißt es, „verwirren eigentlich den reinen Menschensinn." Auch darin war er wie der Griechen einer. Er beobachtete jedoch nicht bloß, er bildete auch wie sie. Und wie er dem todten Einzelobjekt das Leben des Geistes zuerkannte, welches demselben als Moment des allgemeinen Naturlebens ursprünglich eigen war, so erreichten seine eigenen schönsten Geistesprodukte die Wirklichkeit, Wahrheit und Sicherheit von Naturgebilden, wurden aber dadurch, daß er ihnen stets nicht bloß die Seele des allgemeinen Lebens einhauchte, sondern ihnen die Verklärung des Idealischen, den Geist der bestimmtesten Individualität ertheilte, Kunstwerke. Göthe's schönste Hervorbringungen sind, wie er selbst andeutet, Gelegenheitsgedichte, ganz in dem Sinne, in welchem seine vollständigsten Lösungen bestimmter Natur-Probleme Selbsterlebnisse sind. Da er aber überall auf den Geist der bestimmtesten Individualität vordrang, so warf er das menschliche Individuum auch nie in einen wüsten Pantheismus hinein, sondern führte jedes auf eine Einzigkeit, auf eine ewige Monade zurück.

Wie verhält es sich nun aber mit der Geschichte bei Göthe? — Man hat bekanntlich von gewissen Seiten her diesem großen Ge-

---

*) Ich citire stets nach der Ausgabe bei Cotta 1829, in Taschenformat (in 60 Bänden). Anm. d. Verf.

nius den eigentlichen Sinn für die Geschichte absprechen wollen. Man hat ihm Gleichgültigkeit gegen den Geschichtsproceß nachgesagt, man hat ihn einer Scheu vor den Mächten, die hier walten, der Abneigung und Flucht vor den gewaltigen Katastrophen des geschichtlichen Lebens beschuldigt. Man nahm hier das Wort Scheu in grob antastender Weise in der Bedeutung von Furcht und irrte sich gänzlich. Hätte man es im Sinne von Ehrfurcht genommen, so hätte man recht gehabt, und hätte eines der tiefsten Charaktermerkmale Göthe's getroffen, denn Göthe war durch und durch von Ehrfurcht erfüllt.

Seltsam wär' es gewiß, daß Jemand einen so unwiderstehlichen Zug zur Natur, und zwar zum Geist der Natur, ein so angeborenes Entdeckungsvermögen ihres Gesetzes und seiner Nothwendigkeit, wie es aus jenem Geiste entspringt, haben sollte, ja sogar die höchste Begabung, den Beruf zum Künstler in sich tragen, das Naturprodukt als schöne Individualität hervorzubringen, darin aber schon eben so frei als nothwendig zu handeln; und daß nun doch derselbe demjenigen Gebiet ganz abhold sein sollte, unbefähigt sich auf ihm zurecht zu finden, auf welchem das Gesetz nicht minder als in der Natur herrscht; wo aber recht eigentlich die Freiheit es zur Erfüllung bringt, und wo die Genien aller Jahrhunderte erst ihren würdigsten Spielraum haben, um ein Reich der Ideen auf Erden zu verwirklichen, und ganzen Geschlechtern ihre Bahnen vorzuzeichnen!

Ich fürchte sehr, die Ankläger Göthe's entbehren noch der wahren Einsicht in das, was eigentlich Geschichte ist, oder vielmehr sie geben das für die ganze Geschichte aus, was vielleicht, und leider gewiß, der Masse der bisherigen Ereignisse nach, also äußerlich betrachtet, allerdings am meisten die Geschichtsperioden füllt, den lautesten Lärm in ihnen macht, was aber dem inneren Gehalte, dem geistigen Werthe nach nicht allein von geringem Gewicht ist, sondern sogar als noch bestehende Barbarei, als fortgesetzte Schmach die Annalen der Menschheit befleckt. Ach, daß wir doch nicht in dem Grade uns daran gewöhnt hätten, die Geschichtsabschnitte nach Kriegen und Menschenschlachten zu rechnen! Ach, daß wir doch endlich aufhören könnten, den menschlichen Größen auch Diejenigen beizuzählen, die sich tapfer geschlagen haben, oder die beste Anleitung gaben, sich tapfer und siegreich zu schlagen! Es ist nicht zu läugnen, die Kriegführung des militärischen Genie's warf bis dahin noch fast immer reiche Befruchtungselemente auf das Feld der Cultur, als sollte nicht bloß das Blut der kirchlichen Märtyrer Segen bringen; es ist nicht zu läugnen, die Bildung blühte oft üppig auf mitten unter den Schlägen des Krieges, das Leben wucherte dicht neben dem Tode, der schaffende Geist schwang

sich auf fast um die Wette mit den Fontainen des Bluts; aber immer wird und darf das nicht so bleiben. Mit nichten darf man zugeben, daß diese öden Raufereien, diese kannibalischen Abschlachtungen, wenn auch mit aller Kunst der Strategie betrieben, die einzige Methode des geschichtlichen Fortschritts seien, die alleinige Bedingung zu demselben. Der Fortschritt der Menschheit würde im Gegentheil oft weniger schneckenhaft gehen, wenn die Kriege aufhörten, wenn nicht Grausamkeiten zu Zeiten noch Pflicht wären, und wir der Lorberen eines gewissen Ruhmes entbehren lernten, die nämlich mit Blut benetzt sind! — Es kommt nur darauf an, sich endlich davon zu überzeugen, daß es eine menschenwürdigere und doch nicht leichtere, die Kräfte aber viel mehr stählende, die Sittlichkeit läuternde Arbeit giebt als den Krieg.

Göthe war gewiß auch in dem Sinne ein Mann, daß er den Kampf, die Tapferkeit zu schätzen wußte. Er war nicht umsonst einem großen Theile seiner Natur nach Grieche. Er hatte nicht bloß das Perikleische Zeitalter, er hatte auch das heroische in den Gesängen Homer's und der Homeriden in aller Wahrheit und Schönheit sich zu eigen gemacht. Er wußte alle diese Perioden künstlerisch noch einmal zu gestalten. Selbst in der Kritik war er auch hier noch Künstler. Man lese nur (Göth. W. B. 39 S. 51), um nur einen von den vielen Belegen herauszuheben, in welcher meisterhaften Weise, mit welcher antiken Feinfühligkeit er einen Theil des herrlichen Mythos vom Herakles nach einem Gemälde zerlegt und wieder darstellt, einen Mythos, dessen kolossale Phantasie, dessen unerschöpflicher Tiefsinn, an religiösem und philosophischem Gehalt, nie genug betrachtet werden kann, dessen ungeheurer und doch so schön gegliederter Leib wie ein prächtiges Sternbild den ganzen Götterhimmel durchzieht, dessen labyrinthischer Umfang einen ganz besonderen Thierkreis birgt, wenn wir an die zwölf Arbeiten jenes Heros denken. Göthe würde, wenn er das Heroische und Kriegerische (so weit es nicht störend sich geltend macht, als gäbe es nicht unendlich höhere Tugenden als Muth und Tapferkeit) nicht hätte zu schätzen gewußt, schwerlich eine so aufmerksame Betrachtung jenem Gemälde zugewendet haben.

Doch — Göthe war eine viel zu geistdurchdrungene Natur, und war zu erfüllt von dem künstlerisch heißen Drange, den Proceß der Metamorphose überall ungestört vor sich gehen zu sehen, damit der schöne Geist auch überall einen schönen Leib sich gebe, als daß er an der Zerstörung des Lebens und der Bildung, ich will nicht einmal sagen: Gefallen hätte finden können, sondern daß er auch nur zu verweilen bei diesen Partieen der Geschichte in sich je hätte den Antrieb gefühlt. So feind war er aller Barbarei, so überzeugt von der Gewißheit, daß Geschichte der Cultur im weitesten Sinne doch eigent-

lich allein den Namen Geschichte verdiene, und daß wenn Revolutionen, wenn Kriege und Schlachten die Hauptrolle in der politischen Geschichte bis dahin immer noch spielten, dieses nur ein Beweis sei, wie wenig man noch im Allgemeinen die größere, würdigere aber auch schwierigere Aufgabe der Politik erkannt habe, den Krieg unmöglich zu machen, und so recht der Cultur zu genügen.

Göthe betrachtete alles und jedes nur als Vehikel zur Bildung. Nur diesen Gesichtspunkt hatte er für die Natur, nur diesen für die Geschichte, jeden anderen betrachtete er als der Menschheit unwürdig. Aber wie zeigte er sich in dieser Hinsicht denn in seiner amtlichen Stellung, in seinem praktischen Leben?

Göthe hat es als Minister bewiesen, welchen Arbeiten er sich für den Staat, für die Geschichte, selbst mit Aufopferung der ihm von der Natur zugewiesenen Poesie, zu unterwerfen vermochte. Mit derselben Heiterkeit und Ausdauer hat er auch als Staatsmann gewirkt wie als Schriftsteller, jedoch auch mit Einsicht und Geschick und vor allem mit einer Ideenfrische, die Weimar eben zu dem machen half, was dieser kleine Staat zum Ruhme Deutschlands geworden ist. Der Briefwechsel mit dem Herzoge wird auch hier die Ungläubigen in Erstaunen setzen. Göthe ist nie ein Fürstenknecht gewesen, wohl aber — und das macht ihm Ehre — ein Verehrer edler Fürstengeschlechter wie alles Edeln ohne Ausnahme in der Menschheit. Das alles beweist auch Sinn für die Geschichte, aber er hatte einen strengen, einen unerbittlich rechtlichen Sinn für alles Geschehen, für alle Menschen; er wußte von keinem Verkauf an eine Partei, wie es später Mode geworden ist, und würde, wenn er davon gewußt hätte, sich nie auch nur einen Schritt breit einer Partei überlassen haben.

Daß Göthe nicht den Beruf in sich fühlte, auch mit die neue Herkules-Arbeit zu übernehmen, um durch Kampf und Schlacht endlich der roheren Sitte Einhalt zu thun, das war das Gesetz seiner Individualität. So sehr also hatte er Sinn für Geschichte, daß er nur Culturgeschichte würdigte, mit Einschluß des Theils der politischen, der diesen Namen verdient. Für alles Uebrige verschloß er sich, soviel er konnte, mit dem ganzen Stolz aber auch mit aller Zartheit seiner Natur, weil er wußte, wie edel, wie kostbar die Zeit sei, und wie nichts mehr in der Geschichte Zeit vergeudet hat als Kriege, denen man eben nachsagen muß, daß sie Menschen und oft auch Zeit todt schlagen.

Auch in Göthe's Werken bewährt sich die hier entwickelte Ansicht von dieses Dichters Stellung zur Geschichte vollauf. Alle seine Werke sind ein unübersehlich reicher Zuwachs für die Geschichte der Cultur und zwar aller Zeiten. Selbst Götz, ganz besonders aber Egmont,

macht keine Ausnahme hievon, beweist jedoch, wie sehr Göthe den Kampf, das Opfer für die Freiheit zu ehren, es zu verherrlichen wußte, nur daß er in der unmittelbaren Bildung seine Aufgabe fand. Göthe's Leier nicht bloß, auch sein ganzer innerer Mensch war viel zu harmonisch gestimmt, zu vollständig besaitet, als daß er auf die Länge die Disharmonieen der Welt, die ewigen Zwiste der Menschen hätte schildern mögen, die das köstliche Gut des Lebens verschleudern, wo sie es mit reiner Gewissenhaftigkeit verwalten und vermehren sollten. Auch da, wo Göthe kriegerisch-episch zu werden verspricht, und mit dem schönsten der griechischen Heroen beginnt, in der Achilleis, da sinkt ihm die Hand schon unter dem Beginn, und er folgt nur seinem reinsten Beruf, indem er es unausgeführt läßt, Friedrich den Großen in einem Epos zu besingen, da er das Schwert neben der Leier und der Feder am wenigsten hier umgehen durfte. Sogar die französische Revolution erheitert sich Göthe'n in den Emigrirten zweimal zu poetischem Schaffen, einmal zu jenem lebenglühenden Novellen-Cyklus in den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten und dann zur heitern Idylle, wie in Hermann und Dorothea. — Schiller dagegen, ungeachtet er mit seiner hohen Dichternatur immer auch demjenigen Ideal zugekehrt ist, welches bis dahin noch nicht in der Geschichte verwirklicht worden, und ungeachtet auch er über die Frevel der ersten französischen Revolution sich entsetzt, Schiller vermag doch mehr bei den Feindseligkeiten der Geschichte zu verweilen. Er vermag sogar als Geschichtschreiber solche Stoffe sich zu wählen. Er beschreibt uns den Abfall der Niederlande; wogegen Göthe dreist in's Metaphysische, in den Tiefsinn der Volks-Cultur hineingeht, und uns den Abfall des Faust von Gott und der Menschheit vorführt. Schiller giebt uns eine Geschichte des 30jährigen Krieges, Göthe eine Geschichte der Farbenlehre, und selbst seine Darstellung einer Campagne in Frankreich begleitet das Experiment, das Interesse für das Phänomen, um für die Geschichte der Cultur auf jenen Feldern neue Eroberungen zu machen. — Endlich aber betrachtet Göthe selbst einen Mann wie Napoleon, dem er die höchste Bewunderung zollt, sogleich aus dem Gesichtspunkt der Produktivität, des keineswegs bloß zerstörenden, erobernden, sondern umgestaltenden, schaffenden Genius; und man müßte eine sehr oberflächliche Kenntniß von dem Kaiser der Franzosen haben, wenn man Göthe eines Irrthums, einer vorgefaßten Meinung bezüchtigen wollte.

Indem also Göthe so wenig des Sinnes für Geschichte entbehrte, daß er vielmehr die würdigste Ansicht von ihr hatte, einen so bevorzugten Blick für ihr eigentliches Wesen, um sie nur nach der Cultur zu schätzen, und darin der vorherrschenden Betrachtungsweise seiner Zeit

weit vorauszueilen, ohne den Helden der Geschichte seine Anerkennung zu entziehen; so wollen auch wir, indem wir Göthe deßhalb preisen, keineswegs undankbar sein gegen diejenigen, welche für große Zwecke in den Kampf gegangen, und in diesem Kampfe als Opfer gefallen sind. Erweiterte doch unsre Zeit solchen Kampf in einem Umfange, wie er noch kaum dagewesen ist; so daß er als Völker- und Bürgerkrieg zugleich über ganz Europa sich fortzuwälzen, immer auf's Neue den Anlauf nahm. Ehre sei auch in diesem Kriege denen, die, der großen, heiligen Aufgabe der Gegenwart sich bewußt, gegen Rohheit und Frevel ihr Leben daransetzten. Göthe hat dasjenige, um was es hauptsächlich in diesem Kampfe der Gegenwart sich handelt, vorausgesehen, und somit auch den Kampf selbst, denn er kannte zu wohl die menschliche Natur, als daß er nicht hätte wissen sollen, wie wenig sie im Allgemeinen bis dahin geneigt ist, sich selbst aufzugeben, um sich in einer reicheren Weise wiederzugewinnen, sich selbst zu entäußern, um ein allgemeines Band zu schlingen, und damit ein allgemeines Wohlsein zu begründen.

Daß Göthe diese Zeit und ihre Probleme vorausgesehen habe, beweisen die Wanderjahre auf jeder Seite. Aber er hielt sich auch hier wieder an das, was das Positive jenes Ringens ist. Er giebt uns auch in den Wanderjahren wieder die Cultur der Geschichte und nicht ihren Krieg. Er giebt uns in ihnen aber vor allem, indem er uns den ganzen Reichthum der Gegenwart und Zukunft eröffnet, die Mittel an die Hand, wie die Aufgaben der gegenwärtigen Zeit gelöst werden können; womit er uns zugleich sagt, worin sie bestehen; und indem er auf diese Art uns belehrt, sehen wir vollends ein, daß er recht thut, der geschichtlichen Cultur allein sein Interesse zuzuwenden, und daß auf dem Wege, den er mit den Menschen einschlägt, sehr wohl die Rohheiten der Geschichte, diese schreienden Ruhmredigkeiten, wo es sich doch um Mord und Todtschlag handelt, aufhören könnten.

Worin denn hat aller Zwist und Krieg seinen letzten Grund? In der Rohheit und Selbstsucht der menschlichen Natur. Daß dann auch sogleich ein Krieg entsteht, der den heiligen Zweck hat, Rohheit und Selbstsucht zu bändigen, zu bekämpfen, das versteht sich von selbst und ist ein Glück. Doch, dieser Krieg ist nicht der ursprüngliche. Nun sind aber das Pädagogische und Sociale die beiden Grundelemente der Wanderjahre. Sie sind in einem viel umfassenderen Sinne als bisher, oder vielmehr in einem völlig neuen Sinne, die Probleme der Gegenwart und Zukunft.

Erziehet den Menschen, indem ihr Achtung vor dem habt, was sein tiefstes Wesen, was seine Eigenthümlichlichkeit ist, um ihm Achtung vor Anderem einzuflößen. Bringt ihn aber auch früh schon zum Be-

wußtsein seiner eigenen Würde. Haltet in zartester Jugend ihn gleich fern von aller Gemeinheit wie von aller Ueberspanntheit, von aller Sklaverei wie von aller Gesetzlosigkeit, und beschäftigt euch in einer gesonderten und doch weiten und großartigen Sphäre ausschließlich mit ihm; reicht ihm die edelste aber auch einfachste Nahrung für Leib und für Seele, überladet ihn nicht mit Kenntnissen, als daß ihr ihn vielmehr empfänglich macht für eine Unendlichkeit immer neuer Weltoffenbarungen, ihn aber auch heranbildet zu einem ausübenden Meister in einem bestimmten Fache; und ihr werdet ihn zu einem edeln, von Selbstsucht freien, in der Hingebung an Andere seligen, zu einem nützlichen Wesen erziehen, dessen Grundzüge des Persönlichen: Empfänglichkeit, Lauterkeit und Ehrfurcht sind. Dieß wäre das Pädagogische.

Aber ihr entlaßt ihn aus jener Sphäre der Erziehung schon für irgend eine Lebensrichtung (seiner Eigenthümlichkeit gemäß) bis zur Virtuosität ausgebildet, für alles Andere jedoch der allgemeinen Aufnahme nach nicht unempfänglich. So ist er ganz geeignet, da jene Hingebung an Andere, die ähnlich erzogen sind, die Lebensluft ist, in der er aufgewachsen, er ist ganz geeignet, überall ein Band zu knüpfen zu Anderer und seinem Heil; seine Heimath wandelt mit ihm, wohin er sich bewegt, denn überall hat er ja die Erde unter sich, und pflügte er aus Beruf als Seemann das Meer (es gehört ja zum Planeten), wie er über sich den Himmel hat; und indem so Gleichgesinnte, Lautere, Wackere einander gesellen, Fach in Fach greift, That sich an That reiht, Erfolg auf Erfolg trifft, entsteht eine Gesellschaft (Societät), deren gemeinsames Band dieselbe Tüchtigkeit der Gesinnung und Arbeit ist. Dieß ist eine Verbindung, die sich in derselben gemeinsamen Lebensluft ergeht, eine Genossenschaft, die sich immer weiter fortpflanzt, alles was unorganisirte Masse der Natur und der Menschheit ist, somit alles Feindliche durch Ueberlegenheit des pädagogischen und socialen Culturelements sich assimilirt und dadurch zu seines Gleichen macht, so aber einen Kampf über die Erde fortleitet, dessen Waffen die Axt sind, die den Urwald lichtet, der Spaten, der zum ersten Mal in die jungfräuliche Erde des noch nie berührten Bodens stößt, die Liebe, welche verwandte Liebe, die freilich eben so gut hätte Haß werden können, wie eine latente Wärme entzündet, die Schönheit dem feurigen Blick zeigt, Wahrheit und Gesetz ihm zugänglich macht, kurz: die Erde cultivirt, das Herz erwärmt, den Verstand erhellt in dem großen Bruder- und Schwester-Bunde. Und das wäre das Sociale.

Es ist nun zwar nichts wohlfeiler und nichts einer matten Gesinnung entsprechender, als auf dergleichen immer nur zu erwidern: utopische Grillen, nie zu verwirklichende Hirngespinnste! Aber man frage

sich doch — obwohl es dem Kundigern bekannt ist, daß der Mensch im Guten wie im Bösen fort oder zurückgeht — ob man denn allen Ernstes die trivialste aller Ansichten von der Geschichte mit der Vernunft zusammenräumen könne, daß nämlich die Menschheit weder wesentliche Fortschritte noch Rückschritte mache, sondern daß die geschichtliche Bewegung eine bloße Schaukelbewegung sei, eine Motion um der Motion willen; oder ob man nun gar die Vernunft der Sittlichkeit retten könne vor der ganz und gar erbärmlichen Ansicht, daß die Menschheit im Schlechten vorwärts rücke.

Zum Glück jedoch ist der Beweis, daß die Menschen im Guten vorwärts kommen (wenn auch durch Störungen der Unsitte aufgehalten zu Zeiten sehr langsam) aus der Vernunft zu führen, und zwar so, wie es nur einen Beweis geben kann. Denn in der Vernunft ist ja schon als unabänderliche Norm festgestellt der Unterschied zwischen einem Sollen und Nichtsollen. Die Verwirklichung des Ersten ist ein Gut oder auch das Gute, die Verwirklichung des Letzten ist ein Uebel oder auch das Böse. Nun ist aber die Vernunft die herrschende Macht im Weltall, trotz alles Vorhandenseins des Unvernünftigen. Das Fortbestehen, ungeachtet aller Einzelstörung, auch jeder besonderen Sphäre wie aller zusammen in Natur und Geschichte ist als Proceß (nicht als Schöpfung) nur aus der Vernunft zu erklären. Daß die Massen der Weltkörper nicht alle auf einander fallen und sich zertrümmern; daß die Thiere nicht sämmtlich einander fressen, oder jedes sich selbst nicht das Leben nimmt; daß die Menschheit trotz alles Haders und Mordes immer noch fortdauert, und sich nicht längst durch einen Krieg Aller gegen Alle getilgt hat; alles das wäre ein Wunder, wenn es nicht Vernunft wäre. Aber es ist in der That auch eben so gut ein Wunder, denn der letzte Grund aller Vernunft ist ein Wunder, und zwar das Wunder vorzugsweise, nämlich Gott. — Da aber ferner die Vernunft, welche die Idee der Vollkommenheit hat, und nicht bloß die Möglichkeit, sondern auch die Pflicht und die Nothwendigkeit ihrer allmählichen Verwirklichung, da diese Vernunft überall auf die Länge hin siegt, und also auch in jener Verwirklichung siegt, so ist das eben der Beweis, daß die Menschheit im Guten vorwärts kommt.

Es ist nicht bloß eine gleichgültige, es ist eine ihren tieferen Gründen nach zweideutige Ansicht, die sich dahin ausspricht, Kriege könnten nicht aufhören. — Wie die Sinnlichkeit in Vielen noch vorherrscht mit der ganzen Unbändigkeit wild aufgeschossener Kräfte, und als ungebändigte Lust in einen grenzenlosen Geschlechtstrieb ausbricht; so wird diese Berserkerkraft nach der entgegengesetzten Seite hin Grausamkeit, die mit demselben Ungestüm den Krieg fordert, als sie nach

dem Weibe verlangt. Hier liegt nach zwei Seiten hin ein entsetzlicher Abgrund der menschlichen Natur. Man schützt in dem einen Falle oft eben so lügnerisch Liebe und Treue vor, als man in dem andern Tapferkeit und Freiheit vorschützt. Man will dort im Grunde nur Befriedigung der Wollust, wie man hier Befriedigung der Grausamkeit und Eitelkeit anstrebt, unter lockenden Vorstellungen von Glück, Ruhm, Beförderung, Beute oder auch Weltverbesserung, revolutionärer Menschenbeglückung durch Freiheit und Gleichheit. Man weiß in beiden Fällen mit seiner Kraft nicht zu bleiben; man ist nicht gebildet genug, um im harmonischen Spiel maßvoller Kräfte dem Geiste das höchste Wohlsein zuzuführen, und seinen Mitmenschen durch Herausarbeitung neuer Cultur nützlich zu werden; sondern weiß in nichts anderem seine Lebensbestimmung zu finden, als seine physischen Kräfte zur Disposition zu stellen. So fällt der ungebrochene Naturmensch, oder auch der Halbgebildete, ehe er sich's versieht, in das doppelte Verbrechen, daß er im vermeinten Rechte einmal den Menschen gewissenlos in die Welt, und das andere Mal ihn eben so gewissenlos aus der Welt schafft.

Nun ist gar nicht davon die Rede, daß dieses im Moment anders werden solle. Die Behauptung allein, daß dieses sein könne, wäre utopisch. Es werden nicht Jahrhunderte dazu ausreichen, jene doppelte Ueberwucherung wilder Kräfte in der menschlichen Natur — welcher unsere Zeit wieder recht Nahrung gegeben hat — in die rechte Bahn zu lenken, um sie für den gesetzmäßigen Fortschritt in allen nur möglichen Richtungen der Cultur zu gewinnen. Aber Niemand soll uns einreden, daß auf dem Wege des gegenwärtigen Geschehens das Wohl der Menschheit gesichert werde; Niemand beweisen, daß nicht in solchem Zustande die größten Gefahren die Menschheit von Augenblick zu Augenblick umlauern, Gefahren, die, trotz aller bereit gehaltenen Macht, Gesetz und Freiheit zu schützen, theils durch Despotie der Einzelnen, theils durch die der Massen, aller Bildung immer wieder den Untergang drohen, und möglicherweise die Culturwerke höchster Vollendung der Vernichtung übergeben.

Der Halbgebildete, obwohl er vielleicht Aufklärung und Freiheit als höchste Gottheiten bezeichnet, hat das mit den Barbaren gemein, daß er keine Ahnung davon besitzt, was alles noch außer der Politik zur wahren Freiheit erforderlich ist, und ohne welches sie gar nicht verwirklicht werden kann. Er ahnt nicht, welche Träger der Rechte des Geistes, Repräsentanten menschlicher Würde und der Freiheit selbst, auch Meisterwerke der Kunst sind, und was die Welt verliert, was die Völker einbüßen, indem Kunstwerke von roher Hand zerstört werden.

Sobald der Mensch aus Mangel an ächter Freiheit und aus dem fehlenden Bewußtsein seiner eigenen Würde keine Erhabenheit, keine Majestät über sich mehr anerkennt, weder die des Schönen in der Kunst, noch die des Wahren in der Wissenschaft, noch die des Nationalgeistes im Staat; so hat er auch schon die des Universums in der Majestät Gottes geläugnet, und so fällt der Läugner, da er nicht mehr nach oben gezogen wird, in die Niedrigkeit, und da die Cultur ihn nicht mehr zügelt und ihm selbst Hoheit verleiht, so kommt in ihm die vernichtende Wuth wild chaotischer Kräfte zum Ausbruch, gegen den der Widerstand des Bessern oft nicht ausreichend ist. — Man vergegenwärtige sich nur in aller Lebhaftigkeit, was in einer Geschichtsperiode, in der eine nothdürftige Freiheit nur durch den Krieg besteht, oder die verloren gegangene nur durch den Krieg wieder zurückgeholt werden soll, was in solchen Zeiten alles auf das Spiel gesetzt wird. Es soll mit dieser Bemerkung nur darauf hingewiesen sein, daß, so lange die Schätze einer früheren Bildung, sowie der freien öffentlichen Institutionen in der Gegenwart eines Volkes nur durch die Gewalt, nur durch die Macht der Waffen geschützt werden und nicht durch die bestehende und fortschreitende Bildung, dem rohen Zufall und wilder Zerstörung alle Thore geöffnet sind, und daß Göthe Recht hatte, auf den Standpunkt der Cultur auch für die Geschichte sich zu stellen, und auf ihn auch bei Andern zu dringen.

Wenn in einer Geschichtsperiode von dem losbrechenden Vandalismus Hand an ein Kunstwerk gelegt wird, wenn Meisterwerke zerstört werden — wie wir es jüngst noch erlebt haben — so ist dieses ein so ungeheurer Eingriff in die Existenz, daß mit jener That, ihrer eigentlichen Bedeutung nach, die Menschheit von der tiefsten Wurzel ihres irdischen Bestehens bis zu ihrer reinsten Himmelshöhe hinauf, folglich die Welt selbst symbolisch zerrissen wird. Denn das wahre Kunstwerk ist eine vollendete Welt, das Abbild des Universums. Mag man immerhin sagen, der Zufall walte bei einer solchen That, so ist dieses einmal nicht immer gegründet, am wenigsten in unserer Zeit, dann aber auch, daß ein solcher Zufall sich noch so weit vorzudrängen vermag, ist eben das Furchtbare des Ereignisses, und ein Beweis, wie sehr ein Geschichtsproceß, der immer nur erst durch Krieg, durch Schlacht und Revolution gewonnen werden soll, die Existenz der Menschheit, sobald man sie aus dem Gesichtspunkt der Humanität und nicht des Thierreichs faßt, in die größte Gefahr bringt.

Gewiß wird der Barbar einer solchen That, vielleicht als Verfechter absoluter Gewalt, vielleicht als der republikanischer Freiheit mit derselben Leichtigkeit einen Apollo von Belvedere zertrümmern, mit der er einen Kohlstrunk in's Feuer wirft. Aber die Handlung selbst stempelt den,

der sie verübt, zu einem Wesen, welches ein infernales Zwischending ist von Mensch, Thier, blinder Naturkraft und bloßer Masse, und doch unter alles das noch hinuntersinkt, denn jene werden bestimmt durch Bewußtsein, Trieb, Gegenkraft und ruhende Schwere, in ihm aber vermischt sich das alles zu einem Chaos von teuflischer Böswilligkeit, Wahnsinn, Bewußtlosigkeit und physischer Gewalt. Die Ausübung einer solchen That aber stellt der laufenden Geschichte den himmelschreienden Beweis aus, daß die Menschheit trotz alles sporadischen Reichthums unendlicher Bildung in ihrem öffentlichen Leben nach freien, sichern Institutionen nur erst tastet, sie aber noch nicht besitzt, so lange in ihnen das pädagogische und sociale Moment noch nicht die Stärke erreicht, daß jene Ausbrüche chaotischer Kräfte gar nicht mehr möglich sind.

Welch' eine Lücke aber wird durch eine solche That der Zerstörung in den Reichthum der bestehenden Bildung hineingerissen, und welch' eine Verzögerung bewirkt, um den Kreis der Bildung zu vollenden! Und wie wirkt sie erst auf den, der nicht bloß ahnt, der da fühlt und weiß, was hier ausgeübt worden ist! Mit der Vernichtung der Gruppe des Laokoon oder der Sixtinischen Madonna würde eine Sphäre zerstört, würde eine Sonne aus ihren Angeln gehoben, die aus den Räumen der Vorwelt zu uns herüberschimmerte, deren Strahlen über Jahrhunderte hin zu uns herüberdrangen, und wie sie von Geschlecht zu Geschlecht Leben weckten, und der Menschheit unmittelbar durch die Anschauung den Beweis gaben, daß das Göttliche in aller Vollendung auf Erden erscheinen könne, dieselben Geschlechter zu neuem Schaffen befruchteten; so daß mit der Zerstörung der Beweis wie die Befruchtung aufgehört hätte. Es wäre mit jener Zerstörung eine Welt, deren äußerste Sonnenatmosphäre auf die Erde reichte, in den intelligibeln Raum einer bloß jenseitigen Idealität wieder zurückgegangen. Dem Zweifel, ob ein solches Jenseits des Ideals auch nur existire, geschweige, daß es auf der Erde sich offenbaren könne, wäre für die späteren Geschlechter wieder in die Hand gearbeitet, und damit der Rohheit und Frivolität Vorschub in's Unabsehbare geleistet, den anderweite Ueberlieferungen, die Uebersetzungen bloßer Gypsabgüsse, Kupferstiche und Lithographieen nie rückgängig machen könnten, da wo die Einzigkeiten der Originale verschwunden wären. Ein Mann wie Winkelmann, ein so in die Kunst mit allen Sinnen und allen Gedanken inkarnirtes Menschenindividuum, müßte über dem Verschwinden eines solchen Werkes den Verstand verlieren, oder vielmehr das Aufhören des Kunstwerks wäre schon das Aufhören seines Bewußtseins, denn er wäre sich selbst verschwunden, er hätte das Objekt der Welt eingebüßt, woran er sich zum Bewußtsein und zu Gott hinauf orien-

tirte, wie die Menschheit mit jener Zerstörung das Bewußtsein verlöre von der Vollendung, welche sie zu erreichen vermag.

Man muß es der Gottheit Dank wissen, daß sie uns in Göthe einen Genius zugeführt, welcher, indem er für Natur und Geschichte gleichmäßig Cultur und immer wieder Cultur fordert, zugleich den Beweis giebt, daß der Menschheit bleibend nur durch Cultur geholfen werden könne, und den Weg bezeichnet, der eingeschlagen werden muß, um ihr zu helfen. Göthe hatte denselben Widerwillen gegen das bloß Massenhafte wie gegen die rohe Kraft, denn in jenem waltet die Trägheit, in diesem die Wildheit. Darum wandte er sich schnell eben so von den bloßen Massen der Natur ab, als er mit den Massen der Gesellschaft keine Gemeinschaft suchte, aber die gesetzmäßige, die organisirte Natur liebte er gleich innig, und beobachtete sie Zeit seines Lebens, wie er auch den Personen, den Völkern und der Menschheit (in den Wanderjahren bis in die Zukunft hinaus), wiefern sie Cultur pflegen, und besonders wiefern sie es zur Vollendung des Individuellen bringen, unablässig zugekehrt war. Freilich unterschied er auch hier nach dem von uns angegebenen Maßstab, so daß er wieder die Unförmlichkeit des Chinesischen, Indischen, Aegyptischen u. s. w., da es für ihn Masse war, in dem Grade floh, als ihn das Griechische anzog, weil er hier bereits auf die Individualität der vollendeten Schönheit traf, obwohl er so wenig mit den Griechen abschloß, daß er selbst vielmehr deutsche Cultur künstlerisch, also in einzelnen Werken, auf die höchste Höhe hinaufführte, und zugleich, wie es eben die Wanderjahre uns beweisen werden, die speciellen Aufgaben voraussah, welche das deutsche Volk und die Menschheit zum Ziele einer gleichmäßigeren Cultur bringen würden. Ich führe aus den Wanderjahren für meine obigen Behauptungen nur folgende Stellen an, die wie zur Warnung für unsre Zeit geschrieben sind, die sich wieder mehrfach im Materialismus ergeht, und auf die Massen reflektirt, wie mit ihnen liebäugelt. „Die Vernunft, sagt Göthe, hat nur über das Lebendige Herrschaft; die entstandene Welt, mit der sich die Geognosie abgibt, ist todt. Daher kann es keine Geologie geben, denn die Vernunft hat hier nichts zu thun.“ — Eben so: „Wenn ich ein zerstreutes Gerippe finde, so kann ich es zusammenlesen und aufstellen; denn hier spricht die ewige Vernunft durch ein Analogon zu mir, und wenn es das Riesenfaulthier wäre.“ — „Nichts ist widerwärtiger, als die Majorität: denn sie besteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen die sich accomodiren, aus Schwachen die sich assimiliren, und der Masse, die nachtrollt, ohne nur im mindesten zu wissen, was sie will.“ — „Chinesische, Indische, Aegyptische Alterthümer sind immer nur Curiositäten; es ist sehr wohlgethan sich und die Welt damit bekannt

zu machen; zu sittlicher und ästhetischer Bildung aber werden sie uns wenig fruchten." — Dieses Letzte ist aber wichtiger auch für den Staat, als viele unserer Weltverbesserer meinen.

Göthe wollte auf dem sichern oder auch gefährlichen Boden der Natur und in den wechselnden Perioden der Geschichte jenen menschlicheren und belohnenderen Kampf als den, welchem es nur um Mord, Beute und nothdürftige Sicherheit zu thun ist, in wie verfeinerter Weise solche selbstische Zwecke auch ausgedrückt werden mögen. Er konnte es mit der Menschenwürde nicht verbinden, daß der Mensch, auch in geordneten Staaten noch immer in halber Wildheit umschweifend, der Natur nur nachstellen sollte, um zu Wasser und zu Land dem bloßen Eigennutz zu fröhnen, oder den groben Genuß des Gaumens zu befriedigen, und nun gar seine Brüder verfolgen, um ihnen ein Stück Land nach dem andern zu rauben, oder sich eine scheinbar größere Freiheit zu erwerben, die, so erkämpft, selten lange von Bestand ist, da auf dem Morde der Fluch ruht. Göthe freute sich, daß die Zeit für die Revolutionen der Natur auf unserem Planeten so gut wie überwunden sei, und hoffte wohl, daß sie auch für die Geschichte zu Ende wäre, ohne unsere Gegenwart in diesem Punkte zu ahnen. Das aber wußte er, und war deßhalb besorgt, daß die Natur der meisten Menschen, ungeachtet des Christenthums, noch völlig ungebrochen sei, und daß sie immer auf der Lauer stehe, mit roher Gewalt sich wieder Bahn zu machen, in Kriegen sich wieder auszutoben, ja sogar durch Meuchelmord in die äußerste Entstellung ihrer Würde zu verfallen. Göthe ehrte und kannte die Natur in ihrer Gesammtheit und Gesetzmäßigkeit, wie sie nur je einer geehrt und gekannt hat, aber er theilte nicht jene weichliche und grundfalsche Ansicht unserer heutigen Aufklärerei, daß auch die menschliche Natur schon so ohne alles weitere moralisch vollkommen sei. Göthe erkannte vielmehr, daß da, wo die Natur im Menschen sich individualisirt, sie zwar immer noch Natur bleibt, aber durch das Bewußtsein sich zugleich von ihr ablöst, so daß eine Doppelbeziehung entsteht des Einzelnen auf sich selbst und auf das Allgemeine. Dieß ist die Anlage zur Freiheit im Menschen. Wie der Planet, den er bewohnt, ist der Mensch dazu berufen, sich um sich selbst zu bewegen, aber auch zugleich eine andere Bewegung einzuschlagen, die ihm die Welt, in der er existirt, auferlegt, oder eigentlich Derjenige, aus dem die Welt existirt, der daher auch das Gesetz beider Bewegungen ist. Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, Gott aber über alles. Oder vielmehr eine so geordnete und nie wankende Doppelbewegung ist schon die Liebe zu Gott und damit die verwirklichte Freiheit. So lange der Mensch diese beiden Bewegungen vollzieht, ist er frei. Aber er kommt erst durch Cultur zu dieser Freiheit, kann

die halb erlangte Cultur auch wieder verlieren, oder sie doch erst recht zum Verderben anwenden. Als individualisirte Natur hat Jeder ohne Ausnahme ursprünglich die vorherrschende Neigung, diejenige Bewegung auszuführen, die ihn auf sich selbst bezieht. Ja Viele wenden alle Culturmittel dazu an, in dieser Bewegung allein zu verharren. So entsteht der Egoismus durch die einseitige Bewegung der Rohheit und Halb- oder Ueberbildung. Wo dieses Unheil ganze Massen ergriffen hat, da kann nur eine neue Cultur von Grund aus helfen, die freilich nur durch Kampf wiedergewonnen wird, dessen Charakter jedoch nach Göthe pädagogisch und nicht kriegerisch oder gar revolutionär sein sollte, um sicher zum Ziele zu gelangen.

Göthe will daher den Kampf auf dem Boden der Natur und in den Perioden der Geschichte, aber nicht den Kampf der bloßen Vernichtung, sondern den schöpferischen Kampf, d. h. einen solchen, der schon von vorn herein den Zweck hat, belehrend, entwickelnd, erziehend, mit einem Wort: cultivirend, das Schlechte zu vernichten und so das Gute zu schaffen. Göthe hatte sich davon überzeugt, daß Kriege und Revolutionen allein auf die Länge nichts helfen, da sie in den Besiegten und in den Siegern wieder neue Rohheit absetzen, und aus dem physischen Kampf einen Lebensberuf machen, hinter welchem das ganze Chaos wilder Massen und Kräfte lauert, um alle Cultur zu vertilgen. Die Revolution der Franzosen hatte zu pomphaft und mit einer zu phrasenhaft allgemeinen Menschenbeglückung begonnen, hatte aber vor allem zu kläglich und grauenvoll geendet, als daß ein so klarer, immer mehr auf fördernde Objekte gerichteter, wohlwollender Geist wie der Göthe's auf dem Wege einen Umschwung der Welt hätte erwarten mögen. Dem politischen Charakter der französischen Katastrophe hatte er wohl ohnehin zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt, da diese Art von Politik, eben auch durch Terrorismus und Mord vollbracht, ihn so wie so zurückstoßen mußte.

Nun war ihm in dem Jahrhundert, in dem er sich herangebildet hatte, in Deutschland die vorhandene Cultur mit Recht als höchst bedeutend erschienen. In welcher andern Nation denn sonst begann damals schon alles dasjenige, was frühere Jahrhunderte erarbeitet hatten, was die verschiedenen Nationen aller Zeiten geschmückt, in einer so selbstständigen und umfassenden Weise sich hervorzugestalten, als gerade unter den Deutschen? Stand ihm doch Herder, der Menschheitserzieher, zur Seite, Herder, der einen Bund mit allen Völkern geschlossen hatte. Das war recht etwas für Göthe. Nur daß er nicht wie jener bloß sammelte, combinirte, charakterisirte, philosophirte, kritisirte, sondern aus den kritischen Wäldern gleich zum Parnaß sich erhob, später zu den Früchten Italiens eilte, um alles dichterisch zu gestalten,

und für die ganze Weite der Cultur von ihm selbst gezogene Früchte zu brechen, immer neue Produktionen auszuströmen.

Aber nicht bloß Herder war der Erzieher. Wo erzog man damals nicht in Deutschland! Von Basedow bis auf Raff und Campe, von Wieland bis Salzmann und Pestalozzi. Während in demselben Jahrhundert der Sturm und Drang, um den Rousseau'schen Affekt und Shakespeare'schen Humor noch zu überbieten, eben es ausgeführt hatte, sich kopfüber hüllenlos, zu großem Aerger aller gesetzten Leute, in das Meer der Natur, oder auch nur in einen winzigen Fluß oder See, zu stürzen — wenn wir an jenes Bad der Stolberge denken, wie an dergleichen sogar Göthe bisweilen Theil nahm (Göth. W. B. 48 S. 137) — so kamen die besorgten Erzieher auch schon nach mit dem Rettungs-Apparat und dem Saugbündel, mit dem Flügelkleid und dem Fallhut, um der lieben aber tollen Jugend zu helfen, und dem Uebermuth und der Tollheit folgte die Verzärtelung und die Queichelei auf dem Fuße nach.

Jedoch nicht bloß Erziehungs-Anstalten und Erziehungs-Methoden erneuten sich, und schossen damals aller Orten und Enden in Deutschland frisch auf, auch Bündnisse auf Bündnisse, geheime und offenbare, literärische, freimaurerische, rosenkreuzerische, illuminatorische kreuzten, berührten, bekämpften, unterstützten sich von allen Seiten, an allen Orten und Enden!

Es war das Wunderbare in Göthe's Eigenthümlichkeit, daß er überall anzog und sich anziehen ließ, daß er fortwährend aufnahm und selbst gab, aus einem Kreis in den andern überging, einen Abschluß nach dem andern machte, ohne je sich selbst zu verlieren, ohne je ein für alle Mal abzuschließen. Er war so empfänglich und dankbar für andere Weisen als die seinige und doch so frei durch seinen Genius, so selbstständig und doch so gar nicht spröde und starr, daß er überall durch Andere hindurchwandelte, ohne dabei je seinen Kern zu verlieren, ohne seine eigene Lichtnatur einzubüßen. Selbst Sprichwörter hörten auf für ihn Gesetz und Regel und Grenze zu sein, während er Gesetz und Regel und Grenze über alles liebte. Sage mir, mit wem du umgehst, und ich werde dir sagen, wer du bist. Man wußte ja, mit wem er umging, aber man konnte schwerlich darnach bestimmen, wer er selbst war. Niemand wandelt ungestraft unter Palmen. Er aber wandelte völlig ungestraft unter den Palmen des Herder'schen Orients. Er ging mit Herdern um, er nahm Unendliches von ihm auf, ja er spendete sogar in Herder'scher Art uns jenen feierlich-enthusiastischen Aufsatz über Erwin von Steinbach („Von deutscher Baukunst" Göth. W. B. 39 S. 339), aber doch blieb er auch hier ein ganz anderer als Herder, und wer merkt überhaupt dem eigentlichen Göthe je etwas von Herdern

ab, sobald es sich um Produktion handelt. Ja ihn straften so wenig die Palmen des Orients, daß sie ihn vielmehr, und zwar im Alter noch, segneten, als er nun selbst in den Orient eilte auf den Flügeln der Phantasie, und, nicht wieder zu erkennen, jugendlich verwandelt mit köstlichsten Schätzen zurückkam; später noch tiefer in den Westen hinausdrang, indem er auch die neueren Franzosen zu würdigen wußte, und doch, immer ein anderer als sie, immer er selbst blieb.

Die Metamorphose, die Göthe der Pflanze mit zartester Beobachtungsschärfe und zugleich mit dichterischer Sinnigkeit und Liebesgluth ablauschte, indem er die Pflanze in allen seinen eigenen Gebilden wiedergestaltete, ist Göthe's eigenster Gang durch's Leben, ist Göthe's Methode zu beobachten, zu studiren, zu combiniren, zu diviniren, zu produciren, und zwar zu dichten und zu denken; aber eine Metamorphose, in der e r immer noch ein anderer ist als bloß s i e. S i e, die Metamorphose, ist der Proceß des Wachsens und sich Wandelns, e r ist der mit Bewußtsein ewig Wachsende und sich Wandelnde und doch stets sich gleich Bleibende i n ihr; s i e ist die Gestaltenreihe, e r ist die ewige Gestalt selbst in solchem Werden und der Gestaltende zugleich. Dieß ist Göthe's Freiheit und Gegenständlichkeit. Und selbst daß ihm in der Atmosphäre des Hofes das Exklusive, Vornehm-Gemessene zuletzt zur anderen Natur geworden sei, so daß er für alles Andere verschlossen geworden, ist eine Fabel. Er verweilte in jener Sphäre nur deßhalb mit besonderem Behagen, weil er sich seiner ganzen Natur nach gern dem Hohen, nie dem Gemeinen, dennoch aber auch gern dem Mittleren zuwandte. Denn daß er auch gern mit Bürgern verkehrte, daß er sich dem Menschen in allen Ständen, so bald er auf seiner Stelle das war, was er sein sollte, gern näherte und mit ihm umging, dafür ließen sich außer dem trefflichen Aufsatz: „Sanct-Rochus-Fest zu Bingen" (Göth. W. B. 43, S. 247) noch viele andere Partien aus den Werken des großen Dichters anführen, wie denn alle derartige Beschuldigungen, wie die erwähnte, der dritte Theil von Eckermann's Gesprächen mit Göthe nicht nur widerlegt, sondern für das Gegentheil positive Belege beibringt.

Weil indessen Göthe überall sich zu fördern, mit Dank anzunehmen, in solcher Weise zu wachsen, und doch er selbst zu bleiben wußte, ohne eine absolute Schranke der Bildung als solcher zu kennen, so konnte auch das P ä d a g o g i s c h e und B ü n d n e r i s c h e jener Zeit ihm in keiner Weise schon genügen. Er wußte es zu würdigen, ohne in dasselbe aufzugehen; er nahm Reflexe davon in seine Schöpfungen auf, aber er war immer schon weiter als alles das, was jenen Reflexen zu Grunde lag. Man wird Göthe'n nie vom Lehrmeister oder Freimaurer derartiges abmerken, was irgendwie darauf hindeuten

könnte, daß er geglaubt hätte, es darin zu einem Letzten gebracht zu haben, um dafür nun auch an Anderen Proselyten zu machen. Er ist selbst in der pädagogischen Provinz nie ein Präceptor, nie einer jener langweiligen Leute, die kein Ende ihres Eifers wissen, schnell die angeeignete Kenntniß und Weisheit an das erste beste Kind zu bringen, um es schnell zum leibhaftigen Ebenbilde des Herrn Lehrers zu dressiren, und auch wo Göthe als Freimaurer auftritt, wo er wie alles Bedeutsame auch die Loge mit Würde und Ehrfurcht begrüßt und feiert, wie in jener ausgezeichneten Rede zum Andenken Wieland's und in den tiefsinnigen Gedichten auf die Loge (W. B. 32, S. 235; B. 3, S. 69) nichts hier von jenem gedankenarmen, gemeinplätzlichen Bruderwesen und Großthun mit Humanität, nichts hier von einer Sprachhieroglyphik, die nur ihre eigene Leere versteckt, sondern überall reinste Humanität ohne Phrase, reinste Liebe zu seinen Logengenossen und allen Mitmenschen, unwiderstehlicher Drang, dankbar und gerecht zu sein gegen Jeden, die Größe des Hingegangenen auch unverkürzt der Nachwelt zu überliefern, und, wie in jenen Gedichten, auf diejenigen Mysterien hinzudeuten, sie lyrisch bereits zu eröffnen, deren Vorhandensein trotz aller Zweifel trockner Verstandesnaturen durch die Existenz der Welt selbst bedingt und bewiesen wird.

Im Pädagogischen — wiefern dieses Wort im höchsten Sinne genommen wird, und so allein auf Göthe Anwendung leidet — ist derselbe zumal darin bewunderungswürdig, daß er sich in allem von dem gesunden Sinn und der Methode der Alten leiten läßt; daß er stets die individuelle Natur, auf deren Erziehung es ankommt, auf's sorgsamste beachtet, und daß er dennoch immerdar auf die ganze Zukunft gerichtet ist; so daß er in seltener Weise das Dreifache in seinem Verfahren verbindet, für ein bestimmtes Fach zu bilden, auf die Eigenthümlichkeit einzugehen, und die Erziehung der Menschheit in Uebereinstimmung mit Lessing vor Augen zu haben. Wir werden in der pädagogischen Provinz Beweise auf Beweise dafür finden.

Es konnte Göthe'n aber auch nicht entgehen, je weiter er in das 19. Jahrhundert hineinlebte, daß das endlose Methodewesen und die gleich endlose Systemmacherei eben so die Pädagogik in Deutschland überwucherte, wie die Philosophie zu einem wahren Labyrinth ausgebaut worden war. Beides, wie es vor sich ging, lieferte den Beweis eines wirklich unerschöpflich produktiven Geistes, der sich schon lange in unserem Vaterlande geregt hatte. Aber die Verwirrung wuchs auch mit jedem Tage, mit ihr der Streit, der Dünkel, die Neigung, auf der einen Seite alles nur auf die Griechen und Römer zurückzuführen, auf der andern, diese nun gar aufzugeben, und dadurch erst recht der Zügellosigkeit und Trivialität sich zu überliefern; auf der einen Seite

im reinen Denken sich ganz zur Copie eines anderen Denkens zu machen, auf der anderen, sich nicht wenig damit zu spreizen, daß man seine eigene Denkoperation zu einem eigenen System gefördert habe. — Der Hauptnachtheil aber war der, man entfernte sich von aller gesunden Natur und Ursprünglichkeit, und verlor damit oft auch die Zucht, die Pädagogik als Wissenschaft zu üben, vollends aber den Takt, sie als Kunst zu behandeln; man ging überall in's Extrem im Speciellen wie im Universellen; man schloß in beiden Fällen ab und achtete nicht darauf, daß jeder morgende Tag jeden unbedingten Abschluß im Leben des Geistes zu einer Lächerlichkeit macht.

In der Gliederung des Ständischen mußte Göthe'n, wie er aus dem 18. in's jetzige Jahrhundert herüberkam, wie sich ihm der ganze Zeitraum der neuen Geschichte darstellte, noch mehr vermissen, als er schon im Erziehungswesen vermißt hatte. Wir haben es schon genugsam angedeutet, wie sehr Göthe seiner menschenfreundlichen und dichterischen Natur nach den verschiedenartigsten Ständen unter den Menschen mit gleichem Interesse zugekehrt war. Er war aber ein Feind alles Halben, Baufälligen, bloß äußerlich Zusammengesetzten, wo eine organische Verbindung gefordert werden mußte. Er postulirte auch hier die lebendige Metamorphose als Fortschritt durch alle Zeiträume der Menschengeschichte und von ihr erst recht. Wie sorgsam und gewissenhaft, wie haushälterisch und weise, ohne je Pedant zu sein, und ohne den Dichter je zu verläugnen, hatte er in dieser Hinsicht sein eigenes Leben fortgeführt! Jedoch es konnte ihm nicht verborgen bleiben, daß, wie die gesellschaftlichen Zustände und Ordnungen aus dem 18. in's 19. Jahrhundert und in der ganzen neuen Zeit sich fortgebildet hatten, eine seltsame, nicht zusammenpassende Verbindung von Mittelalter und Modernität sich vorfand, worin weder die großartige Solidität und Sinnigkeit mittelalterlicher Geschichts-Architektonik lebendig fortdauerte, noch auch schon der Geist der neuen Zeit mit seinen Erfindungen und Entdeckungen, mit seiner ganz eigenthümlichen Regung eines freien Geistes für die Religion, die Wissenschaft und die Kunst, für den Staat, die Kirche und jeden einzelnen Menschen in ihnen sich erkennen lassen wollte. Das Mittelalter hatte halb aufgehört, und die Neuzeit hatte noch nicht ganz begonnen; es war ein Zwielicht, ein Halbschlag von Gestaltung und Mißgestalt, was alles Göthe als eine Art Barbarei empfinden mußte, in der er besonders die Tüchtigkeit des Einzelfaches nicht selten vermißte. Hier ist denn auch, dem Fundament nach, an folgende Stelle aus den „Betrachtungen im Sinne der Wanderer" zu erinnern: „Der geringste Mensch kann complet sein, wenn er sich innerhalb der Grenzen seiner Fähigkeiten und Fertigkeiten bewegt; aber selbst schöne Vorzüge werden verdunkelt, aufgehoben und vernichtet,

wenn jenes unerläßlich geforderte Ebenmaß abgeht. Dieses Urtheil wird sich in der neuern Zeit noch öfter hervorthun; denn wer wird wohl den Forderungen einer durchaus gesteigerten Gegenwart und zwar in schnellster Bewegung genug thun können?"

Auch hier, wie bei allen Geschichtsübergängen, sollte naturgemäß erst aus der Dämmerung der volle Tag erstehen, den Göthe als Dichter und Forscher, als Schriftsteller schon im klarsten Lichte heraufführte, wenigstens für die Bewohner höhergelegener Orte, während den niederer Gelegenen dieser Tag erst später aufgehen wird. Es dürfte wohl nicht zu gewagt sein zu behaupten, daß die Gesammtheit dessen, was wir in Göthe besitzen, was Göthe herausgearbeitet hat, verhältnißmäßig erst Wenigen bekannt ist, und erst des Tages harrt, um zum Volke zu dringen.

Was aber jene doppelte Unzureichenheit des deutschen Erziehungswesens und des Ständischen betrifft, so sollte auch hier aus dem Tode das Leben hervorgehen. Es sollte sich auf einem anderen Gebiete, auf dem die Deutschen überhaupt noch viel nachzuholen hatten, zuerst solcher Umschwung regen, auf dem Gebiete der Politik. Wir haben schon gesehen, Göthe hatte sich auch diesem Felde nie zugewandt, wiefern es sich auf demselben um Kriege mit dem Schwert und um diplomatische Spitzfindigkeiten und Kämpfe handelte; er hatte es mit höheren Gesichtspunkten auch in der Politik zu thun. Dennoch sollte ihm der tiefste Schmerz um das Vaterland nicht erspart bleiben, der vielmehr auch über ihn kam, als Deutschland, und zwar ebenfalls durch Krieg, von der französischen Herrschaft so große Demüthigungen erfuhr. In dieser unglücklichen Zeit wurde eben in jener zwiefachen Beziehung die Rettung, das neue Leben geboren. Das Unheil, welches der unglückliche Krieg über uns Deutsche brachte, warf auch schon den Keim ab zu einer neuen Pädagogik und einer neuen Politik, so daß durch die Reform des Volksschulwesens, der ganzen Volkserziehung, zugleich der Gedanke an Mündigkeit des Volks, an Volks-Repräsentation uns geläufig wurde, für Deutschland die Erziehung und das gesellschaftliche Leben der Stände in ein ganz neues Stadium trat.

Sollte nun auch nach Beendigung der Freiheitskriege vieles von dem Angeregten auf lange hin verzögert werden, sollten wir später sogar aus der Deutschthümelei leider in eine neue politische Französelei verfallen, so hatte doch jene erste Anregung, ja das ausgesprochene Bedürfniß auf Viele einen so bedeutenden Eindruck gemacht, daß darin eine entschiedene Bürgschaft für die Zukunft lag. Am meisten galt die Verzögerung von einer ächt nationalen und nicht etwa den Franzosen abgeborgten Politik, von der Umwandelung des Ständewesens für den Staat, während die neu erwachte Pädagogik schon

lange wacker fortgearbeitet hatte zu Gunsten einer Volksmündigkeit, die bereits anfing Früchte abzuwerfen. Dennoch wünschte Göthe ohne Zweifel in diesem Schul- und Erziehungs-Wesen, durch welches Deutschland und besonders Preußen sogar im Auslande mit Recht berühmt geworden ist, vieles anders. Er wünschte darin ohne Zweifel ein freieres Gewährenlassen der Natur, ein tieferes Ergründen der Eigenthümlichkeit des Zöglings und eine gründlichere Zubildung für ein bestimmtes Fach, verbunden jedoch mit der sorgfältigen Cultur einer allgemeinen, idealen Empfänglichkeit. Endlich wünschte er eine großartigere, den jugendlichen Geist schon früh zur Eurhythmie des Daseins stimmende Einrichtung der Erziehungsanstalten. Und in der That wenn wir sehen nach einem wie sinnvollen Plan, in wie weiten Dimensionen die pädagogische Provinz in den Wanderjahren angelegt ist, wie sich überall in ihr ein Leben tummelt, welches gesund und kräftig ist, heiter und strebsam für Thätigkeit, die zugleich höchste Befriedigung dem Strebenden gewährt, wie sich hier Gestalten hervorthun, welche an die schönsten Zeiten des Alterthums erinnern, und mehr noch versprechen, als die Griechen schon leisten konnten; so muß man wohl einsehen, wie Göthe auch von der Pädagogik seiner Zeit, von der Knappheit und verständelnden Prosa ihrer Einrichtungen lange nicht befriedigt sein konnte.

Wenn wir nun im Vergleich mit dem, was Göthe in seiner Zeit vermißte (sobald wir uns nur recht treu seine Zeit vergegenwärtigen), in die Wanderjahre blicken, so überrascht uns dieser Reichthum des Dargebrachten schon an sich; er überrascht uns aber noch außerdem in Betracht der schönen Zukunft, welche er dem Menschengeschlechte verheißt und ihm bereits aufschließt, eine Zukunft, der wir bei dem Dichter um so mehr trauen dürfen, als so vieles andere von dem, was er nur erst ahnt, nur erst prophezeit, indem es bei ihm lediglich Wirklichkeit des Romans ist, jetzt auch in der Wirklichkeit der Geschichte in Erfüllung gegangen ist.

Die Wanderjahre Göthe's wurden zum erstenmale veröffentlicht im Jahre 1821. Damals war noch gar nicht an viele derartig sociale Erscheinungen zu denken, wie sie in dem Romane schon dargestellt sind. Jetzt dagegen ist ein Theil davon so sehr in's Dasein der Geschichte getreten, daß eine Menge Lebensfragen daraus ihren Stoff nehmen. Wir dürfen die Verwirklichung des anderen um so sicherer erwarten, da die politischen Hindernisse wenigstens durch das constitutionelle Bewußtsein in Deutschland schon mehrfach fortgeräumt worden sind, (wie traurig es auch sonst mit der Einigkeit des deutschen Volkes für jetzt aussehen mag), indem der Constitutionalismus allerdings das sociale Bestehen des Staates ist. Wir dürfen hoffen, daß auch

im Pädagogischen das in der Wirklichkeit eintreffen werde, was davon in den Wanderjahren bereits vorgebildet erscheint. Denn Beachtung verdient es allerdings — obwohl es auf einer höheren Nothwendigkeit beruht — daß seit der Abfassung unseres Romans das Pädagogische in seiner weiteren Reform, d. h. in dem eigentlich Schöpferischen seines Gebiets, hinter dem Socialen der Wirklichkeit um einiges zurückgeblieben ist; was schon daraus erklärt werden kann, daß es in der That bereits früher außerordentliche Fortschritte gemacht hat, und jetzt neuer Orientirung bedarf. Auch sind die Pädagogen der Jetztzeit von dem socialen Geiste der Gegenwart veranlaßt worden, sich ebenfalls über die Rechte ihres Standes erst unter einander zu verständigen, diese Rechte öffentlich geltend zu machen, über die Art zu berathen, wie ihr Stand in den Zusammenhang der übrigen Stände einzugliedern sei, und ob er als ein Beamtenstand des Staates ein Verhältniß habe zur Kirche u. dergl. m. — Hat die augenblickliche Lage der Dinge das alles, wie es scheint, wieder in Vergessenheit gebracht, so ist dieses eben nur Schein; der frisch gesäete Boden sieht uns immer mit einem tristen Grau an; es dauert nicht lange, so erblicken wir die grüne Saat in lieblicher Frische.

Es ist aber ein großes Unglück, daß man vom Socialen kaum sprechen darf, ohne durch dieses bloße Wort schon bei nicht Wenigen Anstoß zu erregen. Dieser Anstoß ist nicht ganz unbegründet. Er ist durch diejenigen verschuldet worden, die wirklich mit dem Worte Socialismus den stärksten Mißbrauch getrieben haben, indem es von ihnen zu Gunsten ihres sonstigen Verfahrens auf völlig willkürliche Weise ausgebeutet worden. Dennoch ist der Ausdruck in Ehren zu halten, weil er etwas bezeichnet, was in einer gewissen Weise zwar immer schon da gewesen sein dürfte, seitdem es eine civilisirte Gesellschaft gibt, was aber allerdings in unserer Zeit eine noch nie vorgekommene Gestalt zu gewinnen berufen ist.

Es geht das Vorurtheil und der Mißverstand so weit, daß einige der Gegner den Begriff des Socialismus gleich bedeutend nehmen mit Communismus, weil allerdings die fanatischen Socialisten ihre Lehre auf den chaotischen Begriff des durchaus gleichen Güterbesitzes auslaufen ließen, indem sie die abstrakten Begriffe der Gleichheit und Freiheit, die den ganzen socialistischen (nicht socialen) Ideenreichthum bilden, so wenig zu entwickeln wußten, daß sie es unterließen, sie durch die eben so sittlich wahren Gegensätze von: Unterschiedenheit und Nothwendigkeit oder von Eigenthümlichkeit und Gesetz näher zu bestimmen.

Dieser schwärmerische Socialismus kann daher weder, noch will er dasjenige erreichen, was die eigentliche Metamorphose des Socialen

ist, wie es die jetzige Zeit zum Behufe einer gedeihlichen Zukunft erfordert, nämlich eine Gliederung der Stände, einen wahrhaften Organismus der Gesellschaft, da es ihm vielmehr eben nur, nicht um eine wirkliche Gliederung, sondern um die abstrakte Gleichheit, um das leidige Nivellement zu thun ist, welches denn allerdings zu seinem letzten praktischen Ergebniß auch die Gleichheit des Besitzes, den Communismus zur Folge haben müßte; das heißt aber auch den Tod der Gesellschaft. Wogegen der wahre Socialismus, wie ihn die Gegenwart in allen Besseren anstrebt, von dem Princip ausgeht, daß die Gleichheit aller Menschen-Individuen — da ihnen allen der Geist Gottes ursprünglich eingeboren ist — so lange festgehalten werden muß, als sie selbst sich in gleicher Würde erhalten, in dem Fortbestehen und Zunehmen in und an jenem Geiste, aus welchem die Freiheit entspringt. Wie aber jene Gleichheit sogleich Unterschied wird durch die Verschiedenartigkeit der Anlagen, durch das, was Eigenthümlichkeit des Individuums ist, durch das, was das Mehr oder das Weniger seiner Verdienste, seiner Leistungen ausmacht; so wird auch die Freiheit sich erst darin bewähren, daß das vernünftige Gesetz erfüllt und nicht umgangen wird; so daß das Gesetz als Nothwendigkeit eben so der Freiheit entspricht, wie die Unterschiedenheit durch Anlage und Verdienst der Gleichheit. Diese Unendlichkeit des Individuellen durch die Momente der Gleichheit, Freiheit, Unterschiedenheit und Nothwendigkeit für den Staat, die Kirche, die Wissenschaft, die Kunst, das Handwerk, den Handel, den Ackerbau u. s. f. zu gliedern, das Ganze und jeden Theil in stetigem Fortschritt zu erhalten, und an die Stelle der rohen Massen Einsicht, Rechtlichkeitsgefühl, Geist, an die Stelle des todten Gleichbesitzes vielmehr die lebendige Ausgleichung des Güterbesitzes durch Anlage, durch Sittlichkeit und Arbeit vermittelt, zu bringen, und ein organisirtes Vereinsleben nach allen Richtungen, in alle Fernen hin fort zu leiten, dieß ist der gesunde Socialismus, welchen die Gegenwart in den civilisirten Ländern Europa's zur Aufgabe hat.

Es wäre zur Vermeidung einer ferneren Verkennung des Socialen vielleicht nicht unzweckmäßig, eben so das Sociale vom Socialistischen zu unterscheiden, wie man das Nationale vom Nationalistischen zu unterscheiden hat, indem jenes völlig berechtigt ist, dieses als die Verflachung und Verkümmerung des Nationalen bekämpft werden muß.

Nun ist es höchst merkwürdig zu sehen, wie ganz und gar eigenthümlich Göthe die beiden Themata: das Pädagogische und Sociale in den Wanderjahren behandelt. Er läßt das Politische und Kirchliche scheinbar ganz und gar bei Seite liegen; er streift es nur hie und da; und doch steuert er indirekt völlig auf beide hin, und richtet unser Interesse, ungeachtet er von den höchsten Ideen ausgeht,

uns durch eine Mannichfaltigkeit der anmuthigsten Kreise, der reizendsten Episoden hindurchführt, gerade auf's Praktische, auf's Nützliche, auf die allgemeine Thätigkeit der menschlichen Gesellschaft hin, um durch diese Arbeit und That neues Wohlsein zu bereiten. Ohne politische und theologische Spitzfindigkeiten, ohne Kriege und Revolutionen, ohne Ketzergerichte und Reformationen, die Kriege zur Folge hätten, kommt es, wenn der Leser Schlüsse zu machen versteht, kommt es nicht bloß für den Helden des Romans, sondern für die Menschheit zu Ergebnissen, bei denen sich Alle wohl befinden würden. Das heißt mit anderen Worten: Göthe hat in den Wanderjahren die Schöpfung und nicht den Tod, er hat die Cultur und nicht die Rohheit im Auge. Er wird auch als Dichter durch die Liebe zur Bildung und zu den Menschen bestimmt und nicht durch die Wollust und die Grausamkeit, wie beide die Hauptreizmittel vieler unserer modernen Romane sind.

Göthe also zeigt uns, daß der Arbeit auf Erden so viel noch übrig ist, daß diese Arbeit schon allein, dem der sie versteht und ausübt, das höchste, geistige Wohlsein bereitet, dem dann auch das leibliche folgt, und zwar in der Weise, daß die Vertheilung der Arbeit, schon durch die Erziehung unternommen, so bewältigend und tilgend alle rohe Masse wirken müßte, daß der Erfolg solcher Thätigkeit für Alle einen ausreichenden, beglückenden Ertrag abwerfen würde, und so die Mittel erfunden wären, aller willkürlichen oder doch rohen Vernichtung des Lebens durch den Krieg selbst an's Leben zu kommen. Je mehr die Arbeit der Cultur und nicht die Arbeit der Vernichtung unter den Menschen sich ausbreitet, desto schneller wird an die Stelle des Pauperismus Wohlstand treten, desto gedeihlicher wird die Uebervölkerung nicht durch Krieg, Hunger und Pest, sondern durch die Auswanderung zum Behufe fortgesetzter Arbeit eine naturgemäße Ableitung finden.

„Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jede Sorge los:
Daß wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so groß."

Die Zweifler an der Möglichkeit, ohne Kriege und Revolutionen, ohne Mord und Todtschlag in der Geschichte auszukommen, und nun erst Geschichte zu erleben, die des Namens werth ist, werden in Göthe's Wanderjahren vortreffliche Wege und Maßregeln angegeben finden, wie der wilde Aufwuchs der heranwachsenden Generationen, jene Kräfte, die zwecklos und doch üppig aufwuchern, zu ihrem eigenen und Aller Heile benutzt, und in eine schöne Ordnung der Gesellschaft eingerankt werden können, ohne daß man nöthig hätte, sie nur mechanisch zu zügeln, ihnen eine kriegerische Disciplin aufzulegen, so daß es ihr Beruf

und ihre Lust wird, zur Zeit die Kräfte der Zerstörung wüthen zu lassen, um dieselbe Wuth von Anderen zu erfahren, eine Wuth, deren Früchte wieder Tod und Verheerung sind.

Göthe schlägt für seinen Helden auch in den Wanderjahren — wie er ihn in den Lehrjahren bereits angetreten hatte — den Weg der Bildung durch Andere und durch sich selbst ein, und zwar durch alle nur möglichen positiven Mittel der Cultur, indem er sogar die mechanischen, die Mittel der einfachsten Handarbeit, sobald sie nur Leben schaffen, und den Geist im Menschen nicht außer Acht lassen, nicht verschmäht; und Göthe will diesen Weg hinfort auch für die Menschheit beachtet wissen. Daß aber die Göthe'schen Ideen nicht unpraktisch sind, und bereits Großes gewirkt haben, das dürfte sich aus einem Rückblick auf die Lehrjahre ergeben, der uns, indem wir zugleich Göthe's frühere Umgebung in Betracht ziehen, den richtigen Gesichtspunkt für die Wanderjahre bereiten wird.

---

## II. Rückblick auf die Lehrjahre.

Man könnte sich versucht fühlen, sämmtliche Romane (ebenso die Novellen) in drei Classen zu bringen. Wenn der Verfasser eines Romans darauf hingewiesen ist, sich in Mitte zu halten zwischen dem Epos und dem Drama, indem ihn die Fülle und gestaltende Kraft des Lebens so mächtig erfaßt, daß er weit über die Ruhe und Geschlossenheit der epischen Erzählung hinausdringt und schon das Drama erreicht, ohne doch seine Charaktere völlig von der Fläche der Erzählung abzuheben, sie in Handlung aufgehen zu lassen, so kann dabei doch das Verhältniß der Ideen zu den Ereignissen ein sehr verschiedenartiges sein. Es gibt ideenlose Romane, aber ereignißreiche, in denen das Ereigniß vielleicht mit großer Kunst der Erfindung und Vertheilung, mit Natürlichkeit und Ueberraschung gehandhabt worden ist, vielleicht auch nur durch das Grelle, das Prickelnde seiner Beschaffenheit auf gewisse Leser wirkt. Es gibt dagegen wieder ideenvolle aber ereignißarme Romane, die jedoch oft an dem Uebelstande leiden, daß die Ideen aus Mangel an geschichtlicher Erfindung hier wirkungslos bleiben, vielleicht auch nur, weil es der Verfasser gar nicht für werth hielt, der letzten seine Aufmerksamkeit zu widmen. Es gibt endlich Romane, in denen der Ideen-Gehalt in ein so vollendet schönes, ebenmäßiges Verhältniß zu der Situation, dem Ereigniß, der geschichtlichen Erfindung gebracht ist, daß daraus eine Durchsichtigkeit

entsteht, welche ungeachtet der Tiefe und Unendlichkeit der Ideen, ungeachtet des poetischen Geheimnisses, den Leser zugleich spannt und befriedigt. Ein Roman der letzten Art sind Göthe's Wahlverwandtschaften. Man könnte zwar sagen, daß dieselbe Unterscheidung eben so gut auf das Epos und das Drama angewendet werden dürfe, was auch gar nicht geläugnet werden soll, nur liegt sie beim Roman näher, da die mittlere Stellung des Romans zwischen Epos und Drama jenen Contrast von Idee und Ereigniß um so fühlbarer macht.

Die Lehr= wie die Wanderjahre Göthe's gehören ebenfalls der dritten Classe von Romanen an, nur mit dem Unterschiede von den Wahlverwandtschaften, daß die Ereignisse dort nicht ganz den Ideen entsprechen und auch nicht entsprechen dürfen, da die Bildung des Menschen in ihrem vor sich gehenden Lebensprozeß an und für sich nie vollendet erscheint; höchstens könnte sie, bei sonstiger Gunst der Geschicke, mit dem Tode als vollendet betrachtet werden. Den Tod Wilhelm's aber erleben wir nicht. Die Meisterjahre hat der Dichter ohnehin nicht mehr geschrieben. Die tragischen Mächte zwar fehlen den Lehrjahren eben so wenig, als sie den Wanderjahren fern sind, wenn wir in Betreff der letzten an Felix denken; aber jene Mächte sind hier keinesweges die Hauptmotive, noch weniger die höchsten Zwecke, auf welche die beiden letzten Romane hinstreben. Die Bildung des Menschen wie der Menschheit ist vielmehr eine unendliche und daher durch nichts zu störende, während in den Wahlverwandtschaften der Tod Ottiliens und Eduard's, der Sieg der tragischen Gewalten, den Roman auch dem Ereigniß nach mit der Idee wieder in's Gleiche, in Harmonie bringt.

Weit entfernt indessen, daß dadurch die Lehr= und die Wanderjahre etwas verlieren sollten, gewinnen sie im Gegentheil ihrer ganzen Bedeutung nach. Denn es ist dem Dichter völlig gelungen, auch der Form nach es uns zu veranschaulichen, daß sich die Bildung des Menschen in's Unendliche verläuft.

Nun haben aber die ideenvollen Romane (gleichviel, ob das Ereigniß den Ideen nachsteht, oder gleichen Schritt mit ihnen hält) wie die Ideen selbst das Schicksal, daß man ihnen überhaupt wenig Einfluß zutraut. Die Menge, weil sie verschlossen der unmittelbaren Wirkung der Ideen ist, meint auch, daß diese im Leben keine sonderliche Wirkung üben. Sie ahnt nicht, daß Ideen die wahrhaften Potenzen sind, durch welche die Ereignisse, die des Namens werth sind, erst entstehen, und daß gerade durch die Ideen, ehe man es sich versieht, ein neues Zeitalter sich öffnet, eine völlig neue Weltzeit heraufgeführt wird. Es ist wahr, auch die physische Kraft vermag viel,

auch das Wissen ist Macht, aber die Idee ist Allmacht, denn die Gottheit hat von je her durch Ideen gewirkt.

Ich glaube, ein gewisser Theil des deutschen Lesepublikums in der Gegenwart ist besonders durch gewisse Romane des Auslands, in denen das Ereigniß, die Erfindung der Situation vorwaltet, und oft einer sehr grellen Situation, verwöhnt worden, auf die Ideen auch im Romane wenig oder gar nicht zu achten. Obwohl es kaum noch der Bemerkung bedarf, daß auch Franzosen und Engländer Romane besitzen, die an Ideen-Reichthum hinter den Deutschen in keiner Weise zurückbleiben. Indessen auch diese traf von Seiten jener Leser, wenn auch nicht so häufig, ein gleiches Schicksal. Nun bringt sich aber der Leser durch die Gleichgültigkeit gegen das Ideelle eines Werkes, wie er sich um die Bildung verkürzt, auch um den höchsten Genuß des Ereignisses, was nämlich dessen künstlerische Seite betrifft; er verliert die Fähigkeit, die Gestalten zu würdigen und lieb zu gewinnen. Denn die künstlerische Gestaltung entspringt erst aus der Idealität. Wo diese fehlt, da fehlt auch jene. Und erst aus der Gestaltung geht dasjenige Ereigniß hervor, welches möglicher Weise einen bleibenden Werth in Anspruch zu nehmen hat.

Dennoch ist, glücklich genug, der Geschmack also verwöhnter Leser nie entscheidend in einer gebildeten Nation. Der Einfluß, der von jenen noch erst bezweifelt wird, ist in der Regel längst schon ausgeübt worden. So verhält es sich auch mit den Lehrjahren Göthe's. Es ist unglaublich, was und wie sie gewirkt, wie sie eine bessere Zeit heraufgeführt haben. Hiebei müssen wir einige Augenblicke verweilen, bevor wir den Uebergang zu den Wanderjahren machen.

Wenn die Menschen den Ereignissen überhaupt viel zu viel Ehre erweisen, bis auf die Leidenschaft mit der sie das Neue des Tages erwarten, so täuschen sie sich besonders darin, daß sie das Ereigniß als solches für etwas Bedeutendes, Neues halten, was dieses gar nicht ist. Aber dasjenige, was das Ereigniß zum Gesammtausdruck einer Denkoperation macht, die eben so gewaltig wirkt, daß eine ganze Folge von Ereignissen daraus entsteht, die sich an einander unaufhaltsam entzünden, das ist das Große, das ist das Neue. So daß das pikant befundene, einzelne Ereigniß, zwischen jener Denkoperation und dieser Reihe von Ereignissen, sogleich nachdem es vorbei ist, völlig uninteressant, schal und trivial dazwischen liegt, was freilich auch unter gewissen Umständen der ganzen Reihe von Ereignissen begegnen muß, nie aber der Idee begegnen kann, welche die treibende, unsterbliche Seele jener Denkoperation und aller Ereignisse war, der Idee, deren Geist nie verraucht, da sie der Geist ist. Der Spruch Salomo's: alles ist eitel unter der Sonne, trifft nur die Ereignisse als solche,

während nichts in der Welt eitel ist, wenn man auf die Ideen schaut.

Daß ein Handelsmann in der Regel unrichtig spekulirt, der bloß seinen Einbildungen folgt, es werde gelingen, was seinen Lieblingswunsch ausmacht, statt daß er verständig berechnen sollte, ist eine Thatsache, welche sich in der Handelswelt alle Tage ereignet. Daß aber die Einbildungskraft dennoch sogar auf den Calkül mit Erfolg angewendet werden kann, daß die Idee der imaginären Größe in der Mathematik bei richtiger Anwendung die wichtigsten Ereignisse herbeiführt, das ist das Unerhörte. — Daß die Schnelligkeit, mit welcher eine Bewegung in kurzer Zeit ausgeführt wurde, schon oft ungeheure Erfolge hatte, ist etwas sehr Bekanntes, und die bloße Ausführung als Ereigniß etwas höchst Simples; aber daß die Naturwissenschaft in ihrer Denkoperation den Dampf benutzte, um durch seine Anwendung das Dampfschiff und den Eisenbahnzug in's Werk zu richten, wogegen die Draisine ein bloßes Spielzeug und todtes Schaukelpferd für spielende Kinder ist, das ist das Unerhörte. Also liegt doch das Große, das Bewundernswürdige immer in der Idee jener Erfindung, wogegen das Ereigniß der Bewegung selbst schon wieder völlig verschwindet, schon weil man sich daran gewöhnt hat. So verhält es sich überall.

Daß ein junger Kaufmannssohn, im Verfolge gewisser Liebhabereien, und bei entschiedenem Hange zu einer höheren, geistigen Beschäftigung nicht nach dem Wunsche des Vaters im Handelsgeschäfte bleibt, sondern sich Schauspielern anschließt, selbst Schauspieler wird, umherzieht, und auch Gelegenheit hat zu adeligen Personen in ein Verhältniß zu treten, das ist ein Geschehen, welches alle Tage vorkommen kann, und sicher schon oft vorgekommen ist. Daß aber Göthe dieß triviale Ereigniß zum Ausdrucke einer Idee macht, daß er aus dieser Idee eine Reihe von Gestalten und Ereignissen gewinnt, welche keine geringere Aufgabe haben, als die Vorurtheile, mit welchen die verschiedenen Stände einander gegenüberstehen, zu brechen, sie durch Bildung zu heben; das ist das Große. Und dieses ist ihm gelungen.

Es muß eine schöne Zeit für Göthe gewesen sein, als er an den Lehrjahren schrieb und zwar sie ihrem Ende entgegenführte. Welche Erfahrungen lagen schon hinter ihm, mit welchen Gestalten des wirklichen Lebens und der eigenen Dichtung war er schon umgegangen! Italien selbst hatte er bereits gesehen. Er lebte in einer Umgebung, die ihm die schönsten Vor- und Abbilder — wie sie die Wirklichkeit nur zu geben vermag — seiner dichterischen Anschauung lieferte. Man muß es allen diesen Sprachbildungen Göthe's, die er zu Weimar ausführte, von den Gelegenheitsgedichten, von den größeren Produktionen, bis

zu den Briefen abmerken, wie reich dieser Gestaltenkreis war, in dem er sich täglich bewegte; wie viel Eigengeartetes, Anmuthiges, Liebreizendes, sogar Exotisches täglich in seine Nähe kam.

Göthe verstand dieses zu würdigen, denn — wir wissen — er war nie mäklerisch, gleichwohl vom strengsten Geschmack. Auch sage man nicht, Göthe habe sich getäuscht. Er habe bloß idealisirt, wie dichterische Menschen immer idealisiren, und habe seine Umgebung höher angeschlagen, als sie eigentlich gewesen sei. Es ist nie daran zu zweifeln, daß Göthe idealisirte, aber Göthe war so lebenswahr mit der Wirklichkeit verwachsen, und zugleich so vertraut mit der eigentlichen Natur des Ideals, daß er auf's bestimmteste erkannt hatte, wie es auf Erden erscheint, nämlich niemals ohne die Ironie, niemals ohne die Unterbrechung durch jenes finster Dämonische, von dem Göthe selbst so vortrefflich zu sprechen weiß; dann aber auch wieder in seiner vollen Herrlichkeit, in einem Moment, in einem Silberblick, in einer glücklichen Situation, die oft nie wiederkehrt, oft aber auch kommt und geht und wieder kommt, und bei bevorzugten Wesen, wie sie der Hof von Weimar in dem Herzoge, in den beiden Herzoginnen und in Anderen ihm darbot, die eigentliche Weise, die Natur dieser Gestalten war. Welches Auge und eine wie glückliche Wiedergabe Göthe für den idealischen Silberblick der Wirklichkeit hat, beweist jene Art, mit der er einmal Fräulein von Klettenberg in früherer Zeit (Dichtung und Wahrheit, W. 26. B., S. 303.) nach der Wirklichkeit in ein Bildchen faßt, wo es denn heißt: „Eines Abends kam bei untergehender Sonne sie und ihre Umgebung mir wie verklärt vor, und ich konnte mich nicht enthalten, so gut es meine Unfähigkeit zuließ, ihre Person und die Gegenstände des Zimmers in ein Bild zu bringen.“ Eine solche Wiedergabe wurde nicht bloß durch die Göthe'sche Auffassung bedingt, auch nicht bloß durch die Beleuchtung oder durch den Zufall der Situation, auch nicht allein durch die Eigenthümlichkeit jener Dame, sondern durch alles Dreies zugleich.

Es gehört zur gesunden, zur höheren Ausbildung des Menschen, auch für die Geistigkeit der Dinge und Personen einen Blick zu haben. Wer diesen Blick besitzt, dem wird es nicht entgehen, daß, was die Personen betrifft, alle Lebensalter und alle Stände ihre ganz eigenthümliche Idealität mit sich führen. Göthe hatte wie aus einer vorweltlichen Existenz her immer etwas von dem Gefühl, der Forderung an sich (selbst wo er das Gegentheil der Wirklichkeit hervorhebt) die Menschen sollten eigentlich wie die Götter leben. Und er hatte Recht dazu, und sogar das Christenthum stimmt ihm völlig bei, denn es bringt den Menschen in die nächste Verwandtschaft sogar mit Gott durch den tiefen Begriff der Ebenbildlichkeit. Daß die Menschen nicht

so leben, liegt nicht an Gott, auch nicht an der Natur, sondern es liegt an den Menschen.

Nun muß man, wenn man es redlich mit allen Menschen meint, auch gegen den Fürstenstand gerecht sein, denn Fürsten sind Menschen. Auch dieser Stand hat seine ganz eigenthümliche Idealität, die, wo sie auf Erden erscheint, von unendlichem Reiz ist. Der Fürst vorzugsweise soll durch Lauterkeit des Willens, durch Liebe zu seinem Volk, durch Vielseitigkeit der Bildung um der Bildung willen, durch vollständig organisirte Macht über alle Stände hinaus sein, und doch sie alle hegen, um ihr Wohl nach allen Seiten hin zu fördern, und dadurch seinen eigenen Stand zu vertreten. Gesellt sich dem allen beim Fürsten auch die Genialität, um so erhebender. Aber all' dieser Vorzüge, dieser seiner ganzen Majestät, weiß sich der edle Fürst, ohne sie je zu verlieren, zugleich zu entledigen; er besitzt die Majestät, als besäße er sie nicht, indem sie wie der Glanz eines Gestirns nie auf ihn bloß zurückgeht, immer von ihm auch ausgeht. Dieß ist die Anziehungskraft, der Reiz, den edle Fürsten ausüben. Göthe kannte diesen Reiz. Wer sollte ihn auch natürlicherweise mehr kennen als der Genius, der schon seinem geistigen Ursprunge nach über Viele hinaus gehoben ist, woraus denn eine Weite der Trennung entsteht, die nur dadurch vollständig ausgeglichen wird, daß der wahre Genius durch eine ihm bedürftige Hingebung an die Menschheit sich seiner Vorzüge wieder entkleidet, und nun in dieser Selbstaufopferung — dieß ist seine Produktion — eine Liebe darlegt, die unwiderstehlich ist, und zwar um so unwiderstehlicher, als in ihrem Gefolge die Schönheit sich befindet, der Segen von Geschlecht zu Geschlecht, als bei dem ächten Genius der Vorzug immer von Bescheidenheit der Gesinnung, die Erhabenheit immer von Anmuth der Bewegung begleitet ist.

In diesem aufgehobenen Gegensatz, der hier sich kund giebt, in dieser aufgelösten Dissonanz der Ungleichheit aller ursprünglich doch gleichen Menschen liegt das Geheimniß der gewaltigen Ziehkraft bei allen edlen Naturen, welche Genien und edle, geistvolle Fürsten auf sie ausüben, wie Fürsten und Genien wieder auf einander. Man muß ein Barbar im Reiche des Schönen, im Reiche der tieferen Menschenkenntniß sein, um die Macht jener ganz eigenthümlichen Schönheit nicht zu fühlen, die aus der Aufhebung solcher Dissonanz entsteht. Es ist leicht zu sagen, alle Menschen sind von Geburt einander gleich, es ist eine heilige Wahrheit, die jedem edlen Menschen Norm sein wird, es ist aber wohlfeil und roh, darauf wie auf ein Verdienst zu pochen, daß dem so sei, und es gehört die ganze Selbstbezwingung der hartnäckigsten Selbstsucht des Individuums dazu, auch die Unterschiedenheit noch mit anzuerkennen, der ganzen Unendlichkeit der An=

lagen, Eigenthümlichkeiten, Lebensstellungen sich zu freuen, um durch alles das die ewige, nun erst aufrichtig brüderliche Gleichheit in der civilisirten Gesellschaft wieder zu gewinnen.

Auch hierin leitete Göthe'n der Grundzug seines Wesens, die Ehrfurcht vor dem was über ihm, so wie was unter ihm war, woraus denn auch bei ihm die dritte, ja vierte Ehrfurcht von selbst folgte. (Vergl. Wjahre, Buch II., 12. S. u. f.) Darin glich er sich aus mit der ganzen Menschheit, mit allen Zeiten, allen Räumen. Wie sich ihm, dem Forscher, das Räthsel der Farbe löste, aus der erkaunten Vermählung droben der erhabenen Nacht des Aethers mit dem freundlichen Lichte; wie ihn, den Dichter, diese Farbe, dieser zarte Schmelz der Blumen umher entzückte, ohne daß er des Sinnes für das harte, unorganische Gestein dort unten entbehrte; so bedurfte sein Genius auch in der Menschheit der Anschauung, daß die Majestät, die ganze Hoheit der menschlichen Natur zwar erscheine, aber auch sich mildere und mildern müsse, wenn die Gottheit und die Menschheit nicht zugleich geläugnet werden sollen; und er sah sie gemildert und schaute jene Schönheit des aufgelösten Gegensatzes, indem die verborgene Liebe als Huld sich offenbarte, die fürstliche Majestät die Anmuth umspielte, und nun ein Umgang entstand, der in der Herrlichkeit und Fülle des geistigen Lebens denselben Gott feierte, vor dem alle Menschen allerdings gleich sind, so daß sie durch gewonnene Bildung auch unter einander sich als gleich anerkennen werden. So sehr liebte Göthe die Menschheit, daß er die Fürsten und das Volk zugleich liebte, wo ihm jedes auch nur ein einziges Mal den Silberblick der Existenz zeigte, und er sang mit gleicher Inbrunst: „So mög; o Fürst, der Winkel deines Landes ein Vorbild deiner Tage sein!" wie er sang, ganz in der süßen Weise des Volks: „Sah ein Knab' ein Röslein stehn, Röslein auf der Heiden."

Es war daher auch ein ganz richtiger Zug, der Göthe, den Sohn einer freien Reichsstadt, den Sohn eines ehrenwerthen, unabhängigen, ungeachtet aller Bildung doch schlichten Bürgers, nach Weimar an den Fürstenhof führte. Auch dieß war der Zug und die Aufhebung des Gegensatzes. Göthe war eine Natur, welche die kleine beschlossene Welt und die Weite großartiger Verhältnisse zugleich brauchte, die selbst ein so kleines aber höchst edles Fürstenhaus ihm im schönsten Glanz offenbaren sollte. Göthe war aus dem eigensten Gesetz seines Genius enthusiastisch und besonnen in Einem; er bedurfte des Luxus, und legte sich selbst die weiseste Oekonomie auf. An der Beschränkung erkennt man, wie er selbst sagte, den Meister. Dieser Staat von Weimar also war klein, er war jedoch groß und hervorstrahlend genug durch seine Fürsten, durch die herrlichen Menschen, die sonst noch hier

wohnten, um das Oede, das Knappe, das Armselige menschlichen Daseins nicht hemmend einwirken zu lassen. Hier war ja ein Pantheon für alles Schöne und Große, für alle Götter. Die Musen hatten sich in und außerhalb der Stadt angesiedelt. Ein Durchzug von Fremden alle Tage. Die Fürsten gebildet, empfänglich, geistvoll in einem seltenen Grade; der Bürger fleißig und behäglich; der Landbebauer nicht minder; die Verwaltung zweckmäßig und ihr ganzes Streben auf den steten Fortschritt einer allseitigen Cultur gerichtet. Assimilation und Produktion gingen Hand in Hand. Die Mannichfaltigkeit der geistig Strebenden und Schaffenden war hier so groß, daß es weder an den innigsten Verbindungen noch an den heftigsten Abstoßungen fehlte. In der Nähe Weimars eine Universität, die auch nicht der seltensten Erscheinungen entbehrte, indem wenigstens sich das hier leise bereits ankündigte, was nun bald kühnen Schwunges, genialster Vollkraft oder doch kritischen Uebermuthes glaubte noch einmal mindestens den Anfang eines goldenen Weltalters heraufführen zu können. Man denke nur an Fichte, an Schelling, an Tieck und die beiden Schlegel, die alle nun bald hier Aufsehen erregen sollten.

Göthe war auch in allen solchen Beziehungen nicht leichtgläubig, aber er traute der Bildung etwas zu. Er kannte die Menge, die immer niederzieht, doch er kannte auch das Schwankende dieser niederziehenden Richtungen, durch die Mode bestimmt, und die Schwächung des Widerstandes, die dadurch in die ganze unselige Richtung hineinkommt; so daß an die Stelle des Götzen Zeitgeist genannt eben so gut der wahrhafte Geist gesetzt werden könnte. Göthe wußte aber vor allem, daß Einige in seiner Nähe lebten, die ihn verstünden, die auch das neu begonnene Werk würdigen würden, um wieder auf Andere zu wirken. Wollte er doch durch dieses neue Werk nicht bloß Vorurtheile ausrotten, er wollte durch die Klarheit, durch die Schönheit, durch die Hinlenkung auf die Wirklichkeit und das Uebersinnliche die Menschen vergessen machen, daß sie sich haßten, oder sich doch wenigstens mit unleidlichem Dünkel verfolgten, um sie durch solches Vergessen zur Bildung und durch die Bildung zu gegenseitiger Achtung und Liebe zu bringen.

So schrieb Göthe Wilhelm Meisters Lehrjahre. — Wir wollen hier nichts sagen von dem ideellen Reichthum und der künstlerischen Durchführung dieses einzigen Werkes; wir wollen hier nicht speciell auf die Fülle seiner Gestalten hinweisen, die durch die wunderbarsten Wechselfälle, durch Geheimniß und Bekenntniß, durch ächte Kunst und durch Weltton, durch Tragisches und Humoristisches, durch Vornehmheit und Menschenfreundlichkeit, durch Geistesadel und Coketterie, durch Liebe und Berechnung, Ernst und Spiel zusammen-

geführt, getrennt und doch wieder zusammengeführt werden, um sich auf's Neue in der Weltweite zu verlieren und doch in einem großen Bunde zu verbleiben; nichts von dieser seltsamen Lebensweise Wilhelms bei stets wachsender Trefflichkeit seiner Natur; nichts von diesem tiefsinnigen Harfner, der vor seiner eigenen Vergangenheit zurückbebt und flieht, und den dieselbe Vergangenheit in einem Wesen begleitet, das jenes Mannes Schuld und Verklärung zugleich ist; wir wollen wenigstens von all' dem hier nicht sprechen, bloß um es in seiner Schönheit für den Roman zu deuten, sondern nur wiefern es uns darüber aufklärt, was Göthe's Lehrjahre in Deutschland eigentlich gewirkt haben.

Die Cultur zunächst als solche ist die große Aufgabe der Lehrjahre, also die Bildung um der Bildung willen. Wilhelm ist nicht ohne produktiven Drang, nicht ohne produktives Gelingen, aber diese Schöpferkraft ist nicht so überwiegend in ihm, daß sie vor allem ihn hinnehmen, sein Leben bestimmen sollte. Wilhelm lernt bei Zeiten sich beschränken, da er wenigstens in produktiver Hinsicht sein Wesen richtig erkennt, in dem was nicht sein Beruf ist, um eben darum schon früh ein Entsagender zu werden, wie lange er auch sonst über seinen Beruf noch schwankt, und erst in den Wanderjahren mit Andern mehrfach der Entsagende wird, und seinen Beruf auch für ein bestimmtes Fach entdeckt. Wilhelm will von jetzt ab Bildung als solche, Bildung unter allen Umständen; er will durch Bildung, und zwar mehr durch aneignende und nur insofern durch producirende, als auch diese zur Bildung mitwirkt, die lang und warm gehegten Ideale seines Lebens verwirklichen. Es ist gar keine Frage, Göthe konnte keinen glücklichern Charakter erfinden, um die Grundidee der Lehrjahre in Anwendung zu bringen, daß Cultur allein der Weg sei, die Menschheit zu beglücken und mehr als das, zu fördern, und daß man dadurch weiter in der Geschichte gelangen werde als durch Kriege und Revolutionen.

Schon aus diesem Grunde ist es völlig leer daran Anstoß zu nehmen, wie man doch oft genommen hat, daß Wilhelm zu viel auf sich einwirken lasse, und zu wenig selbst handle. Wilhelm handelt so sehr, daß er durch seinen stets geöffneten Sinn für Cultur, und durch die Schärfung dieses Sinnes nach allen Seiten hin, wirkt, und so, indem er sich selbst bildet, und nicht bloß Bildungselemente aussät, sondern gereifte Früchte der Bildung unter die Menschen bringt, den Schlendrian der hartnäckigsten Alltäglichkeit ausrottet, die langgenährtesten Vorurtheile verschwinden macht. — Aber auch aus dem Grunde ist jener Vorwurf leer, weil man mit einem Genius, der so fest gewurzelt in dem Boden der Natur steht, wie der Göthe's, der so die Gebilde der Kunst nach den Gesetzen der Natur werden läßt, gar nicht

darüber zu rechten hat, warum er einen Charakter so und nicht anders für gut befunden habe; wie etwa kein Mensch das Recht hat, sich unmittelbar darüber aufzuhalten, daß irgend ein Individuum diese und nicht eine andere Physiognomie hat; obwohl diese allerdings auch mit der Geschichte des Individuums zusammenhängt. — Gerade wie Wilhelm uns vorgeführt wird, gerade so ist er überraschend dazu geeignet, auf einem soliden Wege — und der allein ist der Weg wahrer Bildung — das zu erreichen, was in diesem Romane wie in den Wanderjahren erreicht werden soll. Wilhelm ist Idealist, aber auch mit stetem Vorbehalt, im Realen nicht zurückzubleiben; Wilhelm hat, wie der Dichter sie nur haben kann, seine Periode einer glühenden Liebe, in der er (der ächte Deutsche), wenn wir an jene köstlichen Nächte vor dem Fenster seiner Geliebten denken, keinem Italiener etwas nachgiebt, wenn goldene Sterne am Himmel und goldene Töne auf Erden ihn umkreisen, wenn Waldhörner und Hoboen mit Unken, wenn Flöten und Clarinetten mit Nachtigallen wetteifern. Aber Wilhelm hat den soliden und brav sittlichen Zweck: er will sich verheirathen. Wilhelm weiß etwas darin zu leisten, eine gewisse Zeit hindurch con amore zu leben, nur seinen Idealen auf dem Fuße zu folgen, sich um nichts anderes mehr zu kümmern, als einmal ein großer Künstler zu werden, so daß man ihm in dieser genialen Ausdauer gewiß nicht den Vorwurf des Philisterthums machen kann. Aber er gelangt, wir wiederholen es, zu der Ueberzeugung, er müsse sich eine Grenze ziehen, um seinen Lebenszweck zu erfüllen.

Ein so lebenswahrer und doch freier Dichter wie Göthe wird sehr natürlich in den Fall kommen, seinen Helden bisweilen mit sich selbst zu verwechseln, um sich dann auch wieder um so mehr von ihm zu unterscheiden. In den Fall kommt Göthe bei Wilhelm. Göthe hat in Weimar vielleicht manchen ähnlichen Bezug zur Aristokratie, zu den Schauspielern, zu Rivalen, und übt auf Alle Einfluß, wie Wilhelm ihn hat, aber doch wieder auch ganz und gar anders; denn Göthe war schöpferisch durch und durch, und fand in den fürstlichen Personen und in den großen Genien wie in manchem Schauspieler zu Weimar bereits reife Bildung, wie Wilhelm in dem Grade sie nicht erfuhr, obwohl er auch wieder vollsten Ersatz erhielt im Umgange mit den trefflichsten Frauen und so hervorragenden Männern wie Jarno und vor allem Lothario.

Dichter, wie dichterische Menschen, werden in ihrem Leben stets des Abenteuers bedürfen — wie ja auch Lothario einmal dem Abenteuer gar anmuthig das Wort spricht — um das Leben in seiner Alltäglichkeit aushalten zu können, aber sie werden alles Abenteuerliche zu zügeln wissen, es wird stets nur Episode in ihrem Leben sein. So

war es bei Göthe, so bei Wilhelm. Das herrliche Gedicht „Ilmenau" (und wie vieles andere noch in den Göthe'schen Schriften), welches so deutsch ist, daß es mit der deutschen Natur, mit den deutschen Eichenwäldern und Nachtschwärmereien bis in die zartesten Verästelungen des Gemüths hinein verwachsen ist, dieses Gedicht giebt einen classischen Ausdruck für das Gesagte. Es tobte sich der Sturm und Drang bei Göthe in Weimar sogar recht gründlich erst aus, in so manchem Abenteuer aus freier Hand, im genialen Erfinden des Augenblicks, auf diesen herrlichen Jagden und sonstigen Fahrten mit dem Herzoge und mit andern Freunden, und es spricht gerade für die Vollständigkeit, die Gesundheit und die schöpferische Geistesthätigkeit dieser ausgezeichneten Menschen, daß dergleichen Abnormitäten in ihrem Leben vorkommen konnten und mußten. — Aber auch selbst eine so solide Natur wie die Wilhelms läßt der Dichter mit den Schauspielern sich des Sturmes und Dranges nicht erwehren, in jenen Nächten voll Ueberschwanges, voll zerbrochener Bouteillen und Punschschalen nach der Aufführung eines bedeutenden Stückes.

Wilhelm ist freilich in Gesellschaft seiner Schauspieler, nun gar noch eine Zeitlang der Seiltänzer (wie denn auch Mignon und der Harfner sich zu ihm gesellen) in eine etwas bedenkliche Lage gekommen. Er ist nicht bloß für den Augenblick ein Abenteurer, er ist trotz aller hohen Ideale und guten Vorsätze, solide zu wirken, auf dem Wege, ein Abenteurer von Fach zu werden. Er befindet sich unter Wesen, von denen zwei fast allem Gesetz irdischer Natur entgegenstehen, um so sehr von allem Gewöhnlichen abzuweichen; während die Andern mehrfach ordinärer Gesinnung und Lebensweise verfallen, wenn auch von dem Dichter vortrefflich idealisirt und so um so mehr getroffen. Aber — wir wenden uns zuerst den Außergewöhnlichen zu.

Der Harfner, eine Sensitive der Schuld und des Wahnsinns, zusammenbebend vor allem, weil alles an seine Schuld ihn mahnt. Mignon eine Sensitive vor überirdischer Zartfühligkeit und dem Spürsinn ihres Gemüths, ihrer Glieder, daß man unnatürlich sie auf die Erde gezerrt habe, daß selbst in Italien, wenn es ihr noch einmal zu Theil würde, ihres Bleibens nicht sein dürfe, weil sie schnell nach einer schöneren Heimath hinauf zu eilen habe.

Was sollen wir nun aber gar von diesen Schauspielern, auch den später auftretenden, sagen! Die lebenswahrsten Gestalten ihres Standes, wie es nur je einem Dichter gelungen, das Leben wieder zu schaffen, und zu dem Zweck, gerade durch die Versunkenheit oder durch die Verwilderung hindurch, den Weg höherer Cultur zu bahnen, unvergleichlich erfunden, aber auch so, daß wir in ihrer Gesellschaft um Wilhelm bekümmert sein müssen. — Philine, Aurelie, Serlo

allerdings höheren Ursprungs als ihre Collegen, nur, was die erste betrifft, so ist sie freilich ein solches Gemisch von wirklicher Liebenswürdigkeit, Grazie, Schalkhaftigkeit, zweideutigem Wesen, moralischer Lockerheit; sie ist eine so verschmitzte Unterhändlerin, wo es ihren Vortheil gilt, eine solche Rollenwechslerin auch im Leben von anständigster Freundin, Cokette, Kammerkätzchen, Schloßzofe mit der unbewußten Bestimmung, einst in ihren Wanderjahren noch gar Schneidermamsel zu werden, daß wir in ihrer Nähe für Wilhelm sogar moralisch Besorgniß fühlen. Philine ist in einigem Betracht der burleske Gegensatz zu Mignon, und besonders da, wo sie — als wollte sie Mignon's Himmelsnatur parodiren — das Castagnettenspiel mit ihren Pantoffeln schlägt, ein allerliebstes Erdenkind, aber ein lüsternes! — Und nun diese Aurelie! Was hätte sie, mit bezaubernder Schönheit vom Dichter in den Gesprächen mit Wilhelm geschildert, im Leben werden können, wenn sie auf der Lebensfahrt nicht gescheitert wäre! Aurelie ist das ächte Weib in thränensatter Aufgelöstheit der Leidenschaft, in dem Pathos, in der Ekstase, in der Verzweifelung, im Vollgefühl ihrer Würde, ihrer ursprünglichen Hoheit und deren Kränkung und ihrer jetzigen Ruine. Nicht umsonst ist ein Mann wie Lothario einst ihr Geliebter gewesen! Sie ahnt Wilhelm, sie begreift ihn (Serlo, ihr wackerer Bruder, schon weniger); Wilhelm hätte einst ihr Führer zum Ideal sein können, aber jetzt? was soll das jetzt! — Sie ist zu Grunde gerichtet, rettungslos zu Grunde gerichtet, ihre geistreichen Reden selbst sind in Thränen-Strömen gebadet. Sie nimmt mit Wilhelm noch jetzt den höchsten Flug, doch sie nimmt ihn nur noch, um eine Adlerhöhe zu erreichen, und sich in den Abgrund zu stürzen. — Und Serlo? Wir äußerten schon von ihm, daß er wacker sei. Und in der That er gehört zu den Leuten, die, was man so sagt, das Höchste leisten möchten, wenn sie nur dürften, wenn nur die Welt, wenn nur die nächste Umgebung nicht so miserabel wäre, wenn man nur nicht leben, d. h. verdienen müßte. Man kommt vor lauter täglichen Geschäften, vor lauter Direktoren-Lappalien und Calamitäten als: Gage der Schauspieler und wiederum Gage, Cabale und Intrigue auf und außer den Brettern, Ausgaben für die Garderobe, Sorge für das Repertoir, Mahnungen der Gläubiger, Herbeischaffung neuer Mitglieder, man kommt zu gar keinem Studium, zu gar keiner Erholung, zu keiner Besinnung mehr, geschweige denn zu einem ächten Künstlerleben. Wilhelms Vorschläge, Wilhelms Umgestaltungen, alles recht schön, vortrefflich, aber nicht praktisch; man kommt damit nicht durch, man lebt davon nicht, denn das alles giebt kein volles Haus, keinen vollen Beutel; es zieht nicht; kurz, es sind Ideale, die für die heutige Bühne zu hoch sind, für die Wirklichkeit nicht passen. Mit einem Worte, wir haben

hier — (denn von dem Gros der andern Schauspieler wollen wir nicht einmal sprechen) die alte und doch ewige Geschichte der Theater-Misère, jenes Zustandes bei Schauspielern, welchen man bei gewissen Thieren das Mausern nennt. Bündig und leibhaftig sind hier die deutschen Theatergeschichten von Brandes bis auf Lewald, von Iffland bis auf Holtei in diesem Roman vollendet in Scene gegangen.

Das aber ist die große Macht des Dichters, daß er mitten durch diese Ungewöhnlichkeit und wiederum Alltäglichkeit, von dem Harfner und Mignon bis auf Melina und Laertes, durch Abnormität und Schlendrian, die sichre Bahn zu einer besseren Zeit zurückzulegen weiß, zu einer Cultur des Theaters, die er trotz alles sich Gleich-Bleibens der Masse für Deutschland gewonnen hat; das ist die große Kunst des Dichters, daß er, während er über alle diese Gestalten den reinsten Glanz der Poesie strömt und sie somit verklärt, daß er, während des Harfners Töne uns an die Einsamkeit des Grabes gemahnen, Mignon's Gesänge uns zu den Sphären hinaufheben, die Schauspieler uns um alle Illusion der Coulissen bringen, mit allem dem ein Reales gewinnt, eine Höhe der deutschen Bühne (wenigstens für eine gewisse Zeit und an gewissen Orten) herbeigeführt hat, die ohne Mitwirkung dieses Romans nicht erreicht worden wäre. So sehr wirkt das Beste auch in der Literatur dennoch, obwohl sich die Menge dagegen sperrt.

Lessing's Dramaturgie und Göthe's Lehrjahre — wie freilich auch Lessing's und Göthe's Beispiel im Leben — haben zuerst die Deutschen über den großen Beruf des Schauspielers und des Theaters aufgeklärt; sie haben für jenen Achtung und Bewunderung, für dieses einen höheren Gesichtspunkt als den der leidigen Unterhaltung, der moralischen Belehrung hervorgerufen; sie haben aber vor allem dem Schauspieler selbst Bewußtsein seiner Würde gegeben, ihm Liebe und Begeisterung für seine Kunst eingeflößt, und ihm das Studium zur Lebensaufgabe gemacht, aber ihn auch zu der Einsicht geführt, daß er als Künstler nicht dazu da sei, bloß zu lernen, sich um Technik und Gewandtheit zu bemühen, sondern auch den Dichter als solchen zu verstehen und zu lieben; nicht dazu, ein Spielball der Laune des Publikums zu sein, sondern daß er in allem, was er unternimmt, sich selbst bilden und genügen solle, damit auch der Mensch nicht bloß der Künstler in ihm bleibenden Gewinn davon trage. Unsre Seydelmann, unsre Devrient und wie viele, oder sagen wir nur lieber, wie wenige Andere noch würden zu erzählen wissen, was alles sie dem Studium der Göthe'schen Lehrjahre verdanken, und die deutsche Nation in ihrem bühnengerechten Urtheil wird es mit Dank

anerkennen, daß die Reife ihres Urtheils sich mit von dem herschreibt, was Göthe in den Lehrjahren gesäet hat.

Doch wir finden Wilhelm, den gebildeten Bürgerssohn, noch in einer ganz anderen Umgebung. Wir finden ihn im Umgange mit dem Adel seiner Zeit. Der wahre Kaufmann, im großen Styl, und der ächte Edelmann, bis zum Fürsten hinauf, sind, wenn wir an manche Zeiten der Geschichte denken, einander gar nicht so fremd, wie es scheinen könnte. Ihre Unabhängigkeit, ihr Besitz, ihre weitreichende Macht bieten schon Vergleichungspunkte genug dar. Vergegenwärtigen wir uns nur die Mediceer. Sagen wir doch jetzt sogar: Geld-Aristokratie, ein Ausdruck, der Göthe'n wohl schwerlich schon geläufig sein mochte, noch weniger, daß er viel in seinem Leben an das Haus Rothschild gedacht haben dürfte. Aber doch — die Scheidewand zwischen Kaufmann und Edelmann, zwischen Bürgerthum und Aristokratie war damals, als die Lehrjahre geschrieben wurden, in Deutschland immer noch groß; sie ist es freilich auch wieder in diesem Augenblicke, doch von der entgegengesetzten Seite dieses Mal herbeigeführt, und nicht mehr in der bestehenden Gesammt-Cultur gegründet, und also jedenfalls vorübergehend; damit ist aber schon viel gewonnen. Zur Zeit Göthe's indessen waren unübersteiglich scheinende Hindernisse zu überwinden. Göthe hat sie durch die Lehrjahre überwinden helfen.

Wir bemerkten schon früher, Göthe hätte in Weimar das vor Wilhelm vorausgehabt, daß er sich wie überhaupt in einer selten gebildeten Umgebung so auch besonders vor einem ausgezeichneten Fürsten, eben solchen Fürstinnen und einem diesen vielfach entsprechenden Adel befunden. (Göthe wird später selbst in den Adelstand erhoben, wie Wilhelm in die Familie Lothario's hineinheirathet.) Erst in Lothario und in den Frauen — ich meine natürlich die gleich trefflichen: Therese und Natalie — begegnete Wilhelmen das Aehnliche, wie es ihm früher schon in Jarno begegnet war. Wilhelm kommt mit den Schauspielern in ein gräfliches Schloß, wo es denn die Herrschaft gestattet, ihr mit einigen Stücken aufzuwarten; ich sage mit Schauspielern, also schon keine sonderliche Empfehlung für die damalige Zeit. Man weiß, es giebt hier Scenen, schon gleich bei der Ankunft in dem glänzend erleuchteten Schlosse, während eines Wetters bei dem man, wie die Leute sagen, keinen Hund aus dem Hause hinausläßt, Scenen, welche so ergötzlich sind, daß sie alles übertreffen, was man sonst der Art nur zu lesen vermag.

Wir wollen uns kurz fassen, um auf die Hauptsache einzugehen. Philine ist überglücklich, Wilhelm will verzweifeln, Felix und Mignon kauern zu seinen Füßen, die Bande ist außer sich, daß man so ganz

und gar nicht für ihre Aufnahme gesorgt hat. Es regiert in dem Schlosse die steifste Etiquette. Der Graf ist schwach, wenn auch nicht ohne Geist und Geschick, eine übersichtlich anordnende Herrschaft zu führen, aber auch für fixe Ideen empfänglich. — Die Gräfin ist höchst gebildet und stets neuer Bildung zugewendet, dabei von einem fühlenden Herzen, mit einem tieferen Anfluge von Poesie, für's Künftige aber zu den Vorurtheilen ihres Gemahls prädestinirt. — Die Baronesse ist von einiger Erfindung für den geselligen Verkehr, dabei intriguant und gewandt in bedeutendem Umfang. — Der Baron Unterhändler, eine Art Lieferant von Vergnügungen für das gräfliche Haus, von einem, wie es scheint, unverwüstlichen Dilettantismus beseelt in ausübender Poesie, und sogar in dramatischer, was man so nennt: Dichter für gräflichen und eigenen Bedarf, auch wohl Liebhaber des schönen Geschlechts von besonderer Qualität, übrigens aber aller gediegenen Bildung fremd, noch dazu leicht zu dupiren. — Endlich Jarno, der bedeutendste von allen diesen: voll schneidender aber wahrer Reflexion; ein Mann von festen, eisernen Grundsätzen, von kalter Berechnung, reicher Lebenserfahrung, wissenschaftlicher Bildung, geistreicher Umschau; voll ironischer Wendung, stets um sich wissender Gewandtheit und daher von leichter Zunge; fesselnd und geheimnißvoll in hohem Grade, ganz geeignet, die Schwächen Anderer zu durchblicken und zu benutzen, ganz der Mann, um Wilhelmen Staunen abzugewinnen, aber auch um diesen so im Stillen zu belächeln, wie er mit den Schauspielern lebt, obwohl Jarno auch sehr bald Wilhelm's tieferen Kern und Bildungsgehalt gewahr wird. — Leider macht es unser Zweck nicht unumgänglich nöthig, auch auf jene ausgezeichneten weiblichen Wesen der späteren Entwickelung der Lehrjahre einzugehen, von denen Natalie bekanntlich die idealischere, Therese die praktischere Natur ist; nur bei Lothario werden wir mit einigen Worten, was die Männer betrifft, eine Ausnahme beobachten.

Dieß — also die neue Umgebung, in deren Mitte unser Freund sich aufhält. Findet Wilhelm der Bürgerliche, und schon als solcher verschwindend, Wilhelm der bescheidene, der idealische Jüngling, Wilhelm der stellungslose, findet er diesem stolzen, pomphaften, meist dem Aeußern zugekehrten, von Rang zu Rang sich abstufenden Adel gegenüber eine Bedeutung? Weiß er sich auch nur irgendwie geltend zu machen? Uebt er irgend welchen Einfluß, mit ihm der Roman?

Und welch' einen Einfluß übt Wilhelm! Und wie eigenthümlich, wie würdig, wie gewaltig weiß er ihn zu üben! So daß er nicht bloß sich selbst und seine Mitgenossen, sondern den künftigen Geschlechtern seiner Nation den doppelten Dienst leistet, daß er Adel und Bürger — so weit Wilhelm Empfänglichkeit vor sich hat — ein=

ander zuführt, einander achten lehrt, sich selbst dabei unvermeidlich und im höchsten Grade geschätzt macht, und zugleich den Beruf des Schauspielers, die Bedeutung der Bühne unter eine nie erhörte Beleuchtung bringt, und also auch dadurch seiner Umgebung und den künftigen Geschlechtern Segen spendet, indem er die ungeheuersten Vorurtheile niederschlägt und so schlagend beweist, daß Bildung das Höchste sei, daß sie jedem Menschen ohne Ausnahme den Adel ertheile, in Folge dessen Alle in dem Maße, als sie die Unterschiedenheit der Stände als etwas Nothwendiges und Heiliges erkennen, auch zugleich die Gleichheit und die Verbrüderung aller Menschen vor Gott und unter einander anerkennen.

Und wie leistet Wilhelm und durch ihn Göthe dieses Außerordentliche?

Er leistet es wie durch seine Bildung überhaupt, so noch ganz besonders durch einen der Außerordentlichsten, die je auf Erden gelebt haben, durch einen Genius, der über alles hinausragt, was bloß irdische Hoheit in Anspruch zu nehmen hat. Er leistet es durch Shakspeare. Er führt Shakspeare, den alles bewältigenden, den gewaltigen ein. Auch hier erinnert wieder Göthe durch Wilhelm an Lessing. — Wird indessen Wilhelm Meister, indem er Shakspeare verkündet und nicht bloß verkündet, sondern — ein bis dahin noch nie also vernommener Dramaturg — ihn in Meisterzügen auseinanderlegt, und wiederum durch dichterische Synthese zur Anschauung bringt, wird Wilhelm auch nur von Jarno verstanden (dem er ja ohnehin jenen Genius verdankt), von der Gräfin nur erst geahnt; so wird er doch verstanden und geahnt, und jetzt ist eigentlich doch er schon der Erste in diesem Kreise; er, der Bürgerliche, hat dieses Mal den Reigen einer neuen Bildung, einer neuen Zeit in diesem Kreise heraufgeführt; er hat sich, ohne daß er wollte, den höchsten Adelsbrief ausgestellt, den es geben mag, den der Menschen-, nicht der Standes-Würde. — Shakspeare beweist es, wie kein anderer, daß die Größe der Erde, vollends die Größe des Standes verschwindet vor der Größe der Welt und nun gar vor der Größe der Gesinnung und der Größe des Geistes überhaupt, und daß, wenn die Größen der Erde sich behaupten wollen, sie sich nur noch behaupten können durch Bildung und durch aufrichtige, liebevolle Hingebung an andere Stände; so daß es auch hier sich bewährt: wer sein Leben aufgiebt, der wird es erhalten.

Alles Gute wie Böse, alles Treffliche wie Verwerfliche wirkt in concentrischen Kreisen, die also mit dem Kleinsten beginnen und immer größer werden. So jene That Wilhelms. Jarno hat ihn erkannt. Der Segen der guten That folgt Wilhelmen auf dem Fuße. Er gelangt durch die sterbende Freundin, durch Aurelien gesendet, auf das

Gut Lothario's. Er erkennt in ihm einen der seltensten Menschen, einen wahren Edelmann. Die Folgen sind unberechenbar. Sie erstrecken sich durch die Wanderjahre. Sie werden organische Ringe, sie werden lebendige Gestalten in dem Leben unseres Freundes. Sie machen ihn durch Natalien, Lothario's Schwester, zum glücklichsten Menschen. Sie verleiben ihn ein dem Bunde derer, die das Herrlichste wirken, und deren Wirksamkeit über Welttheile hinausreicht. Findet doch Wilhelm auch Jarno auf dem Gute Lothario's wieder, und wie Viele noch sonst werden sein! — Lothario selbst in mancher Hinsicht ausgezeichnet — ungeachtet mancher Verirrungen, von denen er kein Hehl macht — ausgezeichneter, wenigstens maßvoller, gediegener als Jarno, der den Ansatz hat, trotz allen Verstandes und aller Menschenkenntniß, und vielleicht aus ihr, vom Weltmanne zum Sonderlinge überzuspringen, wie er es auch bei seinen Steinen als Montan in den Wanderjahren ausführt. Lothario Weltmann dagegen vom feinsten Takt, von ernstem Nachdenken, von besonnener und tiefer Bildung, und doch zu geistig bewegt, zu in sich gekehrt, zu milde gesinnt, zu wenig, bei zartestem Gewissen, von innerem Vorwurfe frei, um bloß Weltmann zu sein.

Aber wir müssen auf Shakspeare zurück.

Daß Wilhelm Shakspeare wählt, um Vorurtheile zu besiegen und Urtheile zu veranlassen und Bildung zu gewinnen, das ist von Göthe ein genialer Griff.

Wie Shakspeare zu den Schauspielern und zur Bühne steht, das braucht nicht erst gesagt zu werden. Aber er hat auch noch eine ganz besondere Beziehung auf den Weltmenschen, denn er ist recht eigentlich der Dichter, der Welt hat, freilich nicht bloß in dem Sinne, daß er den Welt- und Hofmann zu schildern wüßte, sondern in dem umfassendsten Sinne, den es giebt, Shakspeare durchdringt die Welt, wie weit es ein Mensch vermag; er schafft die Welt als Dichter noch einmal, und schafft sie mit Gutem und Bösem, mit Hoheit und Verworfenheit, immer aber so, daß die göttliche Gerechtigkeit den Ausschlag giebt, so daß Gott siegt, indem die Verruchtheit zu Grunde geht. Hierin schon liegt die Shakspear'n eigene Gerechtigkeit gegen alle Stände angedeutet, weil er sie gegen alle Menschen hat. Dieß beweist denn auch die gesunde Gottseligkeit dieses Dichters.

Ich habe mich nie davon überzeugen können, daß Shakspeare in seinen Meisterwerken ohne Gott sei, wie ihm sogar — man sollte es nicht für möglich halten — A. W. von Schlegel wenigstens einiges von solchem Mangel zum Vorwurfe macht, ganz mit demselben Unrecht, mit welchem Novalis bekanntlich Göthe's Lehrjahre des „künstlerischen Atheismus" beschuldigt. Wie kleinlich, kurzsichtig und vom Buchstaben

abhängig sind doch oft die trefflichsten Menschen! Shakspear'n fehlt Gott etwa so, wie er dem Sternenhimmel fehlt, wenn wir an jenen, von allem Sehen für Gott blind gewordenen Sternseher denken, der da erklärte, er habe den ganzen Himmel durchforscht (lächerliche Anmaßung!) und nirgend Gott finden können. Aehnlich wie mit Shakspeare verhält es sich auch mit Göthe. Shakspeare also hat nicht bloß Welt, nein er hat auch Gott und zwar in bevorzugter Weise. Die Antwort aber, wie es um den Gott der Lehrjahre stehe, erfolgt in den Wanderjahren ausdrücklich, in der Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, in dem Credo, von dem daselbst mehrfach die Rede ist, in Makarien, und erfolgt in den Wanderjahren sogar in astronomischer Weise, wie wir sehen werden, auf der Sternwarte.

Wird also durch die Lehrjahre, und zwar durch die Art wie hier Shakspeare eingeführt wird, die Bedeutung des Schauspielers und die Wichtigkeit des Theaters in das klarste Licht gesetzt; werden die Stände einander näher gerückt, so daß selbst der Adel, indem er alte Vorurtheile aufgiebt, die große Wechselbeziehung in der Geschichte heiter anerkennen lernt, den Austausch auch des geistigen Lebens von Geschlecht zu Geschlecht, indem jetzt der Adel vom Bürger Bildung annimmt, wie er sie im Mittelalter dem Bürger häufig gegeben, um auch wieder seinerseits durch Bildung sich auszuzeichnen und auf den Bürger zu wirken; wird durch denselben Roman Shakspeare der Nation zugänglicher gemacht, so daß dieß wieder auf das Studium vorbereitende Folgen übt, welches Shakspeare in Deutschland finden sollte; so wäre das schon ein ungeheurer Einfluß, den die Lehrjahre gehabt hätten! Sie haben in Deutschland eine Cultur abgesetzt, die, wenn sie auch momentan unmerkbar ist, doch in der Nation als solcher beharrt, und auch in unsern Tagen, sobald nur die politischen Aufgaben gelöst sein werden, wieder hervortreten wird.

Mögen immerhin die alten Vorurtheile, zum Beispiel in der Anfeindung von Bürger und Adel, gegenwärtig auf's Neue zu nicht geringer Barbarei hie und da wieder auftauchen; gegen die erworbene Cultur vermag das nichts mehr. Die Höhe der deutschen Bildung ist bereits so bedeutend, das Lächerliche einer solchen Anfeindung einzusehen. Gerade die edelsten, die freisinnigsten Deutschen, gerade die, welche im Besitze wirklicher Bildung sich befinden, lieben das Volk mit innigster Hingebung, und hegen in seiner Freiheit die eigene; aber sie werden darum auch den edeln Fürsten mit derselben Liebe und Treue zugethan sein; sie wissen, welchen unendlichen Werth das ächte Bürgerthum, als die rechte Mitte des Staatslebens, für die Nation hat, aber sie werden den Adel, wiefern er sich durch Bildung und Gesinnung auszeichnet, in demselben Werthe anerkennen. Was wäre auch sonst Hu-

manität? oder was wäre wohl Freisinnigkeit? Die Gliederung der Stände beruht auf keiner Bevorzugung, sondern auf Ordnung und dem gesetzmäßigen Fortschritt der Bildung. Wir werden dieß recht in den Wanderjahren erkennen. Erst durch jene Gliederung wird die Gleichheit und Verbrüderung Aller mit Allen zu einer Thatsache gemacht, und hört auf eine demokratische Phrase zu sein. Erst mit der thatsächlichen Anerkennung dieser Gleichheit wird die Organisation der Gesellschaft eine Wohlthat, und hört auf, ein kastenartig und nothdürftig zusammengehaltener Betrug des Despotismus zu sein.

Was ist denn damit gewonnen, wenn (wie unsre Zeit dieß vielfach verschuldet hat) an die Stelle der Rohheit der höheren Stände nun wieder die Rohheit der niederen, der Massen gesetzt wird? Der Argwohn mit dem jetzt nicht selten der Bürger den Edelmann betrachtet, ist schon wieder eben so unmoralisch geworden, wie derjenige gewesen ist, mit dem je der Edelmann den Bürger angesehen hat. Und das ist schlimm. Wer gewisse leere Proklamationen auch nur aufzustellen vermag, weiß noch gar nicht, um was es sich in der Menschheit eigentlich handelt, und weiß am wenigsten, wodurch der Menschheit allein geholfen werden kann. Eine solch' leere Proklamation war der Posaunenstoß der jüngsten Zeit: „Der Adel ist abgeschafft!" Oder vielmehr es war der Stoß in eine Kindertrompete. Der rohe Adel als solcher ist längst abgeschafft, d. h. nicht geachtet, gar kein Gegenstand mehr, aber nicht durch eine Erklärung, sondern durch die Cultur selbst; er hat längst seine Bedeutung bis auf das letzte Titelchen verloren im Leben der Nation. Sollte nun der Bürger sich selbst dem Geiste nach so entadeln wollen, daß er meinte, die rohe Masse hätte jetzt Bedeutung gewonnen? Wer ängstlich darum besorgt ist, wie viel Ehre ihm durch den Andern geschmälert werden könnte, der hat noch die rechte Ehre nicht. Die wahre Majestät, die wahre Würde des Fürsten, des Aristokraten, des Bürgers, des Bauern ist unverlierbar, ist gar nicht zu schmälern; sie giebt sich eben so wenig aus, als die Sonne an Strahlen verliert, indem sie Jahr aus Jahr ein ihr Licht in den Weltraum entsendet.

Daß aber die Lehrjahre Göthes, wie kaum je ein anderer Roman, Vorurtheile besiegt und Bildung verbreitet haben, dieses ist noch über den Schauspieler, den Bürger, den Edelmann und Shakspeare hinaus zu verfolgen, was wir wenigstens noch andeuten wollen.

Eine aus kranker Religiosität und kranker Aesthetik zugleich hervorgegangene Verbildungsgestalt des vorigen Jahrhunderts, die jetzt nur noch hie und da in matten Einzelspuren vorkommt, ist durch die Lehrjahre für die Nation so gut wie ausgerottet worden, die geistreiche Coketterie nämlich mit der Religion oder vielmehr die cokette Geistreichigkeit, wo man einfach und kindlich religiös hätte sein sollen: ich

meine die Schönseligkeit. Das war die großartige Gesinnung Göthe's, die Stärke seiner Schöpfungskraft, daß er milde auch in der Vertilgung verfuhr, daß er immer nur durch Ideen, durch positive Bildung bekämpfte, nie bloß vernichtete, nie jene Grausamkeit ausübte, welche über dem Kampfe den Menschen aus dem Bewußtsein verliert, gegen den der Kampf gerichtet ist. Auch wird Göthe in solchem Kampfe nie persönlich gegen den andern, weder so, daß er sich unmittelbar auf die Persönlichkeit richtet, noch auch so, daß er gegen diese seinen eigenen subjektiven Widerwillen mit einfließen läßt; sondern er hat es bei seinem Verfahren (auch wo er die Person sprechend aufführt) mit dem Objekt als solchem, mit Problemen, mit psychischen oder physischen Erscheinungen zu thun. Nur in so fern als er die Liebenswürdigkeit auch noch im Gegner liebte, dessen Geist ehrte, wie er sich in demselben offenbarte, und in der Gestaltenreihe des Lebens selbst eine Gestalt bezeichnete, nur in so fern beachtete Göthe das Persönliche, und gab uns mehr als Schulphilosophie, mehr als Kritik, mehr als Polemik; er gab uns das Leben. So verhielt er sich auch im unmittelbaren Verkehr mit den Leuten, mit denen er in seinen Grundansichten oft weit auseinander war, die er aber ihres sonstigen Wesens halber, und auch weil er sie lieb hatte, nicht zu entbehren vermochte. So stand er zu Jung Stilling, so zu Lavater, so zur Galizin, so vor allem zu F. H. Jakobi, der hier vorzugsweise in Betracht kommt, da er recht eigentlich zu den Schönseligen gehört, sie von der würdigsten Seite repräsentirt, da er der Philosoph der Schönseligkeit ist.

Ein Meisterstück jenes Göthe'schen Verfahrens sind in den Lehrjahren bekanntlich die Bekenntnisse einer schönen Seele. In welchem Grade Göthe in dieser herrlichen Episode des Romans mit der Darstellung des Krankhaften zugleich Gesundes, mit der Tilgung des Kranken zugleich Förderung des Lebens giebt, geht daraus hervor, daß er darin die ächte Religiosität mit darstellt, daß er in denselben Bekenntnissen auch auf anderweitige Gestaltung der Culturelemente hinwirkt, die von hier aus durch den ganzen Roman bis in die Wanderjahre sich hineinverzweigen.

Denn es ist eben keineswegs bloß Schönseligkeit, was in den Bekenntnissen einer schönen Seele zur Darstellung gelangt. Es ist auch schon, wenn auch in der Weise einer höchst anmuthigen Bildung, die krankhaft pietistische Weltansicht, die sich bis in unsere Zeit hinein immer noch geltend macht, welche Göthe in der richtigsten Auffassung hier wiedergiebt, in den feinsten, seelenvollsten Lineamenten zeichnet. Der gröbere Pietismus hat auch daran ein charakteristisches Merkmal, daß er die Kunst verachtet, daß er ihr wenigstens ein viel zu enges Gebiet anweist, daß er nur dasjenige als Kunst anerkennt, was sich

in einer ganz ausschließlichen Weise auf die heilige Geschichte bezieht, ohne daß der Pietismus bedenkt, daß das Christenthum seinem ganzen Wesen nach universell ist, daß ihm daher auch alles Schöne angehört, da das Schöne schon als Schönes Gott offenbart und heilig durch ihn ist. Göthe ehrte und liebte die Bibel unendlich. Wie gern verweilte er auf ihren heiligen Gebieten! Aber Göthe hatte die Alten zu tief erfaßt, er war mit dem Geist der Antike zu innig vertraut, um die Kunst lediglich auf den Buchstaben der Bibel zu verweisen.

Das was dem Pietismus in Betreff der Kunst ganz und gar entgeht, und was er, wenn es ihm vorgehalten wird, natürlich bestreitet, ist dieses, daß auch die Kunst eine Inkarnation des Göttlichen hat, daß in der Antike diese Inkarnation in vollendeter Weise hervortritt. Statt sich auch hieran zu erheben, statt in dieser Wahrheit sich der beseligenden Entdeckung zu erfreuen, daß dieses eine Bestätigung der christlichen Fundamentallehren ist, statt in jener Erscheinung den Beweis sich vollenden zu sehen, daß das Christenthum als Weltreligion gefaßt werden muß; nimmt der Pietismus vielmehr Anstoß an jener Behauptung, und sperrt sich in der finstern Ansicht ab, daß auch die heidnische Kunst im Schatten des Todes wohne und eitel Lüge sei.

Wir müssen Göthe'n noch jetzt den innigsten Dank dafür sagen, daß er auch in den Bekenntnissen einer schönen Seele — wie denn die Besitzerin derselben überhaupt keine Zelotin war, sondern ein zartes, fast ätherisch zwar aufgekränkeltes, aber höchst empfängliches und sinniges Wesen — der Krankheit des Pietismus zugleich die Arzenei vorhält; daß er den in einem zu engen Abschluß befangenen Frommen zugleich den Blick in eine weitere Anschauung des Göttlichen aufschließt.

In diesem Sinne spricht der Oheim in jenen Bekenntnissen zu seiner Nichte die classischen Worte: „Wenn wir uns als möglich denken können, daß der Schöpfer der Welt selbst die Gestalt seiner Creatur angenommen, und auf ihre Art und Weise sich eine Zeit lang auf der Welt befunden habe; so muß uns dieses Geschöpf schon unendlich vollkommen erscheinen, weil sich der Schöpfer so innig damit vereinigen konnte. Es muß also in dem Begriff des Menschen kein Widerspruch mit dem Begriff der Gottheit liegen, und wenn wir auch oft eine gewisse Unähnlichkeit und Entfernung von ihr empfinden; so ist es doch um desto mehr unsere Schuldigkeit, nicht immer wie der Advocat des bösen Geistes nur auf die Blößen und Schwächen unserer Natur zu sehen, sondern eher alle Vollkommenheiten aufzusuchen, wodurch wir die Ansprüche unsrer Gottähnlichkeit bestätigen können. — — Alles außer uns ist nur Element, ja ich darf wohl sagen, auch alles an uns; aber tief in uns liegt diese schöpferische Kraft, die das zu schaffen vermag,

was sein soll, und uns nicht ruhen und rasten läßt, bis wir es außer uns oder an uns, auf eine oder die andere Weise, dargestellt haben."

Es wäre also, abgesehen von der meisterhaft herausgearbeiteten Gestalt der Schönseligkeit und ihrer pietistischen Atmosphäre, auch noch die ausdrückliche Hinweisung auf die Göttlichkeit der Kunst, um sich an ihr zu orientiren, was wir ebenfalls den Lehrjahren zu verdanken, und wodurch sie äußerst segensreich gewirkt haben. So daß Göthe in dem genannten Roman eben so von der Krankheit der Schönseligkeit mit ihrer pietistischen Verdächtelung, ja Verdammung der Kunst das Zeitalter befreite, als er es in Werther's Leiden von der schlechten Sentimentalität befreit hatte, wo denn in den Bekenntnissen der Hinweisung auf die Kunst, gegenüber der kränkelnden Frömmigkeit, im Werther die Hinweisung auf die Natur, gegenüber der verkommenen Gesellschaft, entspricht.

Ferner ist wohl noch mit Recht, was die Wirksamkeit der Lehrjahre angeht, darauf hinzuzeigen, daß sie nicht wenig dazu beigetragen haben, die besseren Deutschen, in der Schriftstellerei des Romans wie im Leben, eben so von belletristischer Ueberspanntheit zu entfernen, welche die Grenzen aller Gesetzmäßigkeit verachtet, als ihnen die Niedrigkeit einer grob materialistischen Denkungsweise zu nehmen, der die Flachheit des Inhalts wie der Darstellung bereits Bedürfniß geworden war. Göthe hat gegen diese beiden extremen Richtungen gewirkt durch die schöne, von den Gestalten selbst hier herbeigeführte Vermählung des Uebersinnlichen mit dem Sinnlichen, des Didaktischen, gleichsam Lehrbriefartigen mit dem Praktischen, durch die Erfahrung Gegebenen; so daß in den Lehrjahren das Geisterreich einer idealischen Sphäre dem Geschäftsverkehr und Nützlichkeitsbetrieb der irdischen sich gesellt, und in Frauen und Männern sich für Beides die gleiche Tüchtigkeit zu erkennen giebt, um darzulegen, daß beide Richtungen vereint der menschlichen Natur angehören, wie sich denn in all' dem bereits die Wanderjahre verkündigen.

Dieß alles wird nun noch in einer Sprache vorgetragen, die durch ihre unendliche Anmuth, wie durch ihren Wohllaut die Sage von der Schwerfälligkeit und Rauhheit des deutschen Ausdrucks zu einem lächerlichen Mährchen macht. Die Sprache der Lehrjahre ist außer ihren sonstigen Vorzügen die Sprache des gebildetsten Umgangs. Wie denn überhaupt Göthe die classische Sprache für den Umgang der Deutschen erst geschaffen hat, unübertrefflich für alle Zeiten, und noch mit der besonderen Tugend behaftet, daß diese feinste Sprache der Geselligkeit zugleich aus der Tiefe des deutschen Gesammtgeistes stammt, und nicht bloß den flüchtigen Augenblicken des vereinzelten Salonverkehrs gehört. Diese classische Sprache der deutschen Gesellschaft, wie sie überall in

den Lehrjahren gesprochen wird, hat also den großen Vorzug vor sonstiger Sprache des Umgangs, der Unterhaltung — der man es wohl gar noch nachgerühmt hat, sie wisse über nichts viel zu sagen — daß sie nicht bloß die zierliche Wendung über die Lippe bringt, und so bloß glatte, seelenlose Worte macht, sondern daß sie ihre Worte aus einer Innenwelt schöpft, die als unversiegbarer Quell immer noch zurückbleibt, ungeachtet sie das Wort mit frischer Schönheit und Erquicklichkeit ausstattet. Der Deutsche darf stolz darauf sein (und wir rathen ihm um so mehr diesen Stolz an, da schamlose Buben und Buhlen mit dem Auslande neuerdings wieder viel von den Vorzügen französischer Sprache vor der deutschen geschwatzt haben), eine Sprache auch im Umgange zu haben, welche stets in aller Bestimmtheit das leistet, was der Augenblick fordert, aber in solcher Leistung immer auch das mit anklingen läßt, was außerdem noch alles gesagt werden könnte. Dieß schon allein beweist ein Volk, welches noch eine unendliche Werdekraft und Zukunft hat.

Um so stärker muß es daher eben gerügt werden, daß der Deutsche in neuester Zeit wieder schmachvoll und lüstern auch im Umgange in die alte Liebesdienerei mit dem Auslande zurückfällt, und das für Bildung ausgibt, was gerade ein Beweis von bloßer Halbbildung ist. Wahrlich, dieß wiederhergestellte Näseln und Französeln in gewissen Kreisen unserer heutigen vornehmen Gesellschaft, dieß Dressiren deutscher Kinder durch Bonne und Gouvernante, durch Tanz- und Sprachmeister, alle vier wo möglich aus Paris verschrieben, um sein Lebelang wieder zu parliren; pfui, es ist eine Sünde wider den heiligen Geist unserer herrlichen, das Ausland weit überflügelnden Sprache; pfui, es ist eine vollständige Abschwächung des eigenen Geistes, eine Selbstbefleckung der eigenen Persönlichkeit, eine Schändung der Familie und Nationalität. Deutsche, die so fallen, so sich vergessen können, machen sich eines Schriftstellers wie Göthe ganz und gar unwürdig.

So hätten wir denn die Wirkung der Lehrjahre in den verschiedenartigsten Beziehungen kennen gelernt; in Bezug auf den Schauspieler, auf die deutsche Bühne, den Bürger, den Edelmann, die Würdigung Shakspeare's, die Schönseligkeit mit ihrem pietistischen Hintergrunde und Hauptcharakter, die Kunst, die Vermählung des Uebersinnlichen mit dem Sinnlichen, des Didaktischen mit dem Praktischen, des Ideals mit dem Nützlichen, endlich in Bezug auf die Sprache des Umgangs.

In den letzteren Beziehungen kündigt sich schon immer mehr die ganz neue Sphäre an, in welche wir mit dem Helden der Lehrjahre jetzt treten. Nichts was lebt, steht still, am wenigsten der Mensch. Die Vergänglichkeit drückt diese Bewegung aus, die Ewigkeit hegt

ihren Gehalt, der aber auch durch die Geschichte überliefert wird. Haben wir die Ereignisse der Lehrjahre jetzt hinter uns, so haben sie durch ihre Ideen und ihre sprachliche Vortrefflichkeit doch eine Bildung abgesetzt, welche sich in den Wanderjahren wahrscheinlich eben so bewähren wird, wie sie sich im Leben bereits bewährt hat.

---

# III. Uebergang zu den Wanderjahren.

Daß die Lehrjahre als Roman einer Weiterführung bedurften, schon nach dem, wie wir sie uns durch den Rückblick vergegenwärtigt haben, wird schwerlich einem Zweifel unterliegen. Wilhelm hatte für sich in einem gewissen Sinne seine eigenen Lehrjahre in doppelter Weise beendet. Er hatte Lehren empfangen und hatte Lehren ertheilt. Es war für beides zu schönen Ergebnissen gekommen. Wilhelm hatte alle Verbindungen aufgegeben und war in neue getreten. Er hatte seine Heimath verlassen, und hatte von da ab eine neue gefunden, wo ihm in Natalien ein Besitz zugesichert worden war, der seine Liebe zur Menschheit und zur Bildung in gleicher Weise befriedigte, der ihm eine Gattin und Felix eine Mutter zuführte.

Aber Wilhelm gehörte noch einer andern, umfassenderen Gemeinschaft an, als der der Familie; er gehörte auch einer Gemeinschaft, die er sich durch seine bisherige Wirksamkeit für das Edel-Menschliche im weitesten Sinne erworben, ja der er sogar den theuren Besitz Nataliens zu verdanken hatte. Auch dieß übte seine Folgen. Er hatte nicht bloß Vorurtheile besiegt, und dadurch Bildung verbreitet, wo sie früher nicht gewesen war; er hatte sich als ebenbürtig gezeigt denen, von welchen er schon lange beobachtet worden war; sie hatten ihn als den ihrigen erkannt, er war in ihre Gemeinschaft als einer der Würdigsten aufgenommen worden; man begegnete sich in dem, was Wilhelm für sich längst gewollt, was er in seiner bisherigen Lebensweise vermißt hatte, in einem bestimmten Zwecke. Man arbeitete ebenfalls auf bestimmte Zwecke hin. Man beabsichtigte unter jedem Preise Cultur, wie er sie beabsichtigte; man beabsichtigte sie in so weiten Kreisen als möglich über die Erde zu verbreiten, indem man davon ausging, daß die Gesellschaft hierin weiter reiche als der Einzelne; aber man beabsichtigte alles das so — um alles Unsichere zu vermeiden — daß Jeder von einem bestimmten Punkt aus, oder vielmehr in einer bestimmten positiven Weise, durch eine besondere Fertigkeit, solches vollbringen helfen solle, um zugleich für die Menschheit etwas Bestimmtes

mit seiner Arbeit zu leisten. Nur waren noch erst Hindernisse wegzuräumen, es waren neue Verbindungen zu schließen, es war vor allem noch gleichsam die letzte Probe der höchsten Sittlichkeit abzulegen, die da bekunden sollte, daß man auch in allen Fällen und zu endloser Dauer auf den Verbündeten rechnen dürfe; es war der Liebe auch Treue zu beweisen; es war eine Läuterung vorzunehmen, um sich an sich selbst davon zu überzeugen, daß es nicht wieder eine andere Art von weltlicher Schönseligkeit sei, was den Einzelnen in dem Bund erhalte, sondern das ganze Culturinteresse mit all' seinem Ernst und in seinem unendlichen Umfange, mit seiner Thätigkeit aber auch in der Gestalt eines bestimmten Ergebnisses. Kurz, die Lehrjahre mußten für Wilhelm und seine Genossen noch erst Wanderjahre, Jahre der Entsagenden, d. h. sich selbst Prüfenden werden; es sollten diese Prüfungen nicht in klösterlicher Einsamkeit stattfinden, sondern in den Weiten des Weltlebens, unter den Wechselfällen buntester Schicksale.

Wilhelm natürlich ging dieses vor Allen an. Auf ihn hoffte man ganz besonders. Er war vorzugsweise geeignet mit seinen Anlagen, mit seiner Bildung, seiner sanften Stimmung des Gemüths, mit seiner Versöhnlichkeit und dem Vertrauen überall das Würdigste zu erreichen, auf die Menschen einzuwirken. Hatte der Besitz Nataliens für ihn schon an sich einen unendlichen Werth, so hatte er doch noch Pflichten zu erfüllen, Versprechen zu halten, die er seiner Vergangenheit schuldete.

Felix in seiner lebhaften, viel verheißenden Sinnesart machte eine ganz besondere Erziehungsweise nothwendig, welche ihm, wie abnorm schon sein Herkommen, wie er selbst war, die normale Erziehung in der elterlichen Gemeinschaft nicht allein zu geben vermochte. Der Knabe hatte etwas von einem wilden Naturfeuer in sich, einer fast krampfhaft aufgeregten Leidenschaft, die um ihn besorgt machen könnten. Die glücklichsten Anlagen drohten hier in eine ihn und seine Umgebung gefährdende Frühreife auszubrechen. Die Lebhaftigkeit des Knaben war oft nahe daran in Ungestüm sich auszutoben. Der Drang nach Beschäftigung schien nicht selten den Boden zu verlieren, um sich auch nur beschäftigen zu können. Der heißeste Wissensdurst zeigte sich in einem wilden Hin- und Herfahren, um sich zu stillen, ließ aber auch fürchten, daß der so Umschweifende sich leicht selbst verflüchtigen, wo nicht völlig zerstören werde. Doch noch anderes. Der Marchese hatte Wilhelm eingeladen, Mignon's Geburtsstätte zu besuchen. Die Manen des geliebten Kindes und die Manen Sperata's forderten von Wilhelm diese Genugthuung, auf daß er gleichsam die heilige Vaterschaft, die er an dem theuern Wesen einst übernommen hatte, dadurch vollende. Es war dieses auf dem Wege des Wanderers eine heilige Station,

ein Pilgerziel, dessen Schauen ihn besonders über den Verlust des herrlichen Kindes beruhigen, und für die fernere Reise stärken sollte. Freilich mußte er, der Liebende, so auch für die erste Zeit auf Natalien's Nähe verzichten.

Also: Wanderung und Entsagung sind die unmittelbarsten Gesichtspunkte, welche der Roman, der uns jetzt beschäftigen wird, für sich in Anspruch nimmt.

Die Idee der Wanderung ruft sogleich eine Reihe der lieblichsten, wenn auch zugleich ernstesten Vorstellungen, Bilder, Erlebnisse in unserer Phantasie hervor, eröffnet aber eben so bereits, wenngleich in einer noch verdämmernden Perspektive des Romans und der Zeit, die Aussicht in eine ganz andere Welt als die der Lehrjahre und der bisherigen Weltgeschichte. Doch auch hier das Gesetz der Metamorphose. Der Mensch kommt so in der neuen Welt an, wie er die alte verlassen hat. Diese arbeitete schon für jene. Die Lehrjahre rotteten Vorurtheile aus, und rückten die Stände durch Empfänglichkeit für Cultur, durch theilweise Herausarbeitung dieser Bildung einander näher. Solches Leben der Stände mit einander und für einander wird auch in den Wanderjahren in dem Grade wachsen und sich vollenden, als sich die Cultur hier steigert, und nach geordneten Beschäftigungen auch bestimmten Ergebnissen, gesunden Früchten entgegenreift.

Die Bezeichnungen: Wanderer, Wanderleben sind besonders dem Handwerkerstande entnommen. Der Handwerker jedoch ist die eigentliche Mitte des Bürgerthums, wie der Bürger als solcher die Mitte des Staats- und Kirchenlebens ist, denn der Mensch soll ja auch Bürger des Himmelreichs sein. Der Handwerker setzt sich nach unten hin fort in das Bäuerliche, wie wir in kleineren Städten den Bürger zugleich als Ackerbauer vorfinden, und setzt sich nach oben hin fort da, wo der Handwerker schon in den Künstler sich verliert. Eben so geht das Bürgerthum nach allen Seiten hin weiter, denn, wie angedeutet, Bürger soll am Ende jeder wackere Mensch sein; so daß wir daher ganz richtig nicht bloß vom Staats- sondern auch vom Weltbürger sprechen.

Daß aber die Wanderjahre, dem Begriffe der Wanderung gemäß, besonders auch auf den Handwerker Bezug haben, wie ja der Ausdruck: Lehrjahre derselben Sphäre des Handwerkers entnommen ist, dieses wird für den Grundcharakter der Wanderjahre, wie wir sehen werden, mit jedem Schritte von größerer Bedeutung. Einheimischer, Wanderer, Ansässiger stuft sich eben so geordnet ab, wie: Lehrling, Geselle, Meister. Ansässig (nicht bloß im Sinne des Handwerks) soll jedoch, wo das Leben nicht verfehlt worden ist, oder unberechenbare Eigenthümlichkeiten obwalten, eben so zuletzt ein Jeder werden, wie er

Meister werden soll, wenn er in seiner Thätigkeit nicht auf halbem Wege stehen, und damit wieder zurückgehen will.

Aber — die Entsagung war der andere wichtige Gesichtspunkt für unsern Roman. Unsre Gegenwart freilich, vielfach eine Zeit der Allesgleichmacherei, des Genusses um des Genusses willen, der Petitionen und Demonstrationen unter allen Umständen, scheint zunächst von der Entsagung eben nicht viel wissen zu wollen. Sie wird aber durch das Gesetz der Geschichtsentwickelung genöthigt werden, etwas davon wissen zu müssen, wenn sie die großen Aufgaben, die ihr anvertraut worden sind, lösen, wenn sie die Gleichheit aller Menschen vor Gott zu einer Institution erheben, wenn sie das höchstmögliche Wohlsein Aller, wie billig, ins Werk richten will. Wir haben schon gesehen, wie es mit der abstrakten Gleichheit sich verhält, die mit der Brutalität anfängt, und mit der Brutalität aufhört, dadurch aber sich selbst unmöglich macht. Wir haben gesehen, die Gleichheit muß erst durch die Unterschiedenheit organisirt werden, denn alle Bildung bedarf der Organisation. Ohne Bildung aber ist keine Würde des Menschen haltbar, die doch der gesunde Lebensnerv in der Gleichheit ist. Wie die Gleichheit durch die Unterschiedenheit, so wird das Besitzen-Wollen und Besitzen durch das Entsagen organisirt.

Die Entsagung ist die Zucht des Besitzes. Ich kann nur dann sicher, rechtlich, würdig besitzen, wenn ich aus Ueberzeugung, mit Freude, aus Liebe auch entsage. Nur auf dem Wege der Entsagung komme ich unfehlbar zum Besitz. Wenn Alle aus Sittlichkeit entsagen, so wendet sich dieser Proceß, da die Neigung zum Besitze schon natürlicher Weise jedem Menschen eigen ist, plötzlich zum Vortheile Aller so, daß Keiner unbedingt zu entsagen braucht, und es regelt sich eine Ordnung, von der wir jetzt in der Wirklichkeit oft noch himmelweit, aus eigenem Verschulden, entfernt sind, weil die Cultur noch nicht so weit vorgedrungen ist, um Alle zur freiwilligen Entsagung gebracht zu haben. Die Entsagung beginnt, sobald sie nur ernstlich, lauter, ohne Vorbehalt gemeint ist, sogleich in den rechtmäßigen Besitz überzugehen, denn da wo beim Menschen die Zucht der Begierden eintritt, da ist die Vernunft schon zur Herrschaft gediehen, und die Vernunft allein — wie sie ihn fordert — erwirbt und erhält auch den rechtmäßigen Besitz. Die Entsagung aber befreit den Menschen von der furchtbarsten, gefährlichsten Knechtschaft, die es giebt, von der Knechtung durch sich selbst.

Es ist daher in der modernen Art den Pauperismus, die Besitzlosigkeit zu heben dadurch, daß man die Armen, die Besitzlosen mit Unwillen gegen ihr Schicksal und das der Besitzenden erfüllt, das sicherste Mittel, den Zustand des Jammers zu verlängern, ganz im

Widerstreit mit der Entsagung der Wanderjahre, welche, wie sie überhaupt den gesunden Socialismus in Absicht haben, mit diesem schon dadurch den Anfang machen, daß sie mit der Entsagung der Wanderer beginnen. Durch die Entsagung gelangt der Mensch schon zur Zufriedenheit, zur Genügsamkeit, die der Grundzug der Seligkeit ist. Dadurch aber erstarkt das Individuum in sich selbst. Es ist die Entsagung die Umkehr der Verzweifelung und Trägheit zum Vertrauen und zur Arbeit. Gerade daß die Göthe'schen Wanderjahre die Entsagung sogleich zu ihrem Losungsworte machen, nachdem die Lehrjahre eben die Stände aus ihrer spröden Absonderung zu einander geführt haben, ist ein Beweis, daß Göthe sich sehr wohl dessen bewußt war, daß auch die entgegengesetzte Bewegung nothwendig sei. Jeder Stand und jedes Individuum soll in die große Gemeinschaft Aller hineinwachsen und hineinstreben, und doch zugleich in sich selbst sich bescheiden, und erst aus dieser doppelten Bewegung der Gleichberechtigung der Stände und Menschen und der Selbstbescheidung beider entsteht die gedeihliche Organisation der Gesellschaft, welcher unsre Zeit ohne Zweifel entgegenreift. Derselbe Geist der weisen Mäßigung daher, welcher in der Götheschen Aesthetik den Satz aufstellt: an der Beschränkung erkennt man den Meister, stellt in der Göthe'schen Ethik den Satz auf: an der Entsagung erkennt man den Besitzenden. Aber man erkennt freilich an der Entsagung (und oft sogar da, wo sie den äußerlichsten Charakter hat) auch denjenigen, der mit dem Leben überhaupt gewissenhaft umgeht, und auf dem Wege ist, auch Andern diese Gewissenhaftigkeit wie ein Evangelium zu verkündigen. Wie denn selbst solche Gebote der Verbündeten an Wilhelm, wie: nicht „über drei Tage unter Einem Dache" zu bleiben, einen evangelisch-apostolischen Charakter haben, und an Stellen des neuen Testaments erinnern, wie: Ev. Marc. 6. 8. u. s. w.

Göthe hat sich durch den Inhalt und den Einfluß der Lehrjahre schon vor der Beschuldigung gesichert, den Menschen lediglich in seinem Stande, kastenartig abzuschließen, und ihn aller Ansprüche des Geistes zu berauben. Aber er hat sich auch durch den Inhalt der Wanderjahre davor gesichert, ihn zu beschuldigen, daß er dem einzelnen Menschen oder dem einzelnen Stande Selbstüberhebung und Dünkel beibringe. Und gerade die Entsagenden beweisen es in diesem Roman durch sich selbst, daß sie weit davon entfernt sind, bloß an sich und ihres Gleichen zu glauben; denn wie kämen sie sonst zur Selbstbescheidung? Sondern sie glauben erst an sich, wiefern sie an etwas Höheres, ja sogar an dasjenige glauben, was unter ihnen ist.

Wenn daher Novalis meint, der Geist der Lehrjahre sei künstlerischer Atheismus, und der Thurm in Lothario's Schlosse stehe im Wi-

derspruch mit ihm selbst, und, könnte man folgern, also auch wohl im Widerspruch mit dem Geiste des Buchs, so ist dieses schon aus den Lehrjahren selbst zu widerlegen; aber es hätte dem trefflichen Novalis nur vergönnt sein sollen, die Wanderjahre noch zu erleben, und er würde sich vom Gegentheil überzeugt haben. Novalis hätte vielmehr bemerken sollen, daß es dem Schlosse Lothario's noch am Ausbau fehle, oder eigentlich an einem entsprechenden Bau in einer anderen Gegend. Je großartiger ein Gesammtbau angelegt ist, desto weiter liegen oft die einzelnen Baulichkeiten auseinander, die dennoch der Kenner zusammenschauen soll und auch zusammenschauen wird. Die Lehrjahre und die Wanderjahre Göthe's sind aber nach einem so großartigen Weltplane angelegt, daß es nicht darauf ankommt, wenn wir zu dem einen Bauwerk in den Lehrjahren das entsprechende in den Wanderjahren finden. Die Symmetrie ist so vielleicht um so sinnvoller und erhabener. Beide Romane bilden ein Ganzes und zwar auch ohne die Meisterjahre, denn welcher Mensch als solcher ist denn, streng genommen, auf Erden schon Meister? Nun muß man doch aber das Ganze eines Geistesprodukts vor Augen haben, um darüber unbedingt zu urtheilen. — Es fehlt also schon deßhalb dem Schlosse Lothario's an dem Ausbaue, weil den Lehrjahren die Wanderjahre noch fehlten. Jenes Schloß Lothario's mit seinem Thurme erhält seinen eigentlichen Ausbau und Correspondenten durch das astronomische Observatorium und dessen Thurm in den Wanderjahren wie durch die Wanderjahre selbst. Denn durch dieses Observatorium sehen wir auf's Herrlichste die Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, versinnbildet, so wie, im Uebrigen, auch die doppelte Ehrfurcht vor dem Unteren und der Umgebung zum Ausbaue gebracht. Auch beruht ja auf Ehrfurcht alle Entsagung wie aller Besitz des Menschen und also auch der Wanderer, wie sich der Mensch an der Ehrfurcht auch erhält und erhebt. Doch hier berühren wir schon dasjenige, was uns erst im nächstfolgenden Abschnitte beschäftigen soll, nämlich

---

## IV. Die künstlerische Anordnung der Wanderjahre.

Es dürfte — wie Vorurtheile sich fortpflanzen — bei nicht Wenigen schon von vorn herein als ein vergebenes Bemühen erscheinen, nach der künstlerischen Form der Wanderjahre auch nur zu fragen, ge-

schweige denn sie nachzuweisen, theils weil so Viele bei dem letztgenannten Roman immer an die Lehrjahre oder an andere Werke Göthe's denken, theils weil sie überhaupt zu wenig dasjenige schätzen, was dem Künstler von neuen Wegen zu Gebote steht.

Eine Kunstform im engeren Sinne würde den Wanderjahren schon nach dem, was ich darüber im Bisherigen angedeutet habe, schlecht anpassen, eben so wenig als etwa der Reisende, der einen weiten Weg vor sich hat, der ein fernes Ziel zu Fuß sicher zu erreichen bemüht ist, einen zierlich knappen Anzug zu wählen sich entschließen wird, wie man ihn wohl trägt, wenn man eine steife Antritts-Visite macht. Nein, ein etwas romantischer Habit mit übrigens vielleicht recht modernem Schnitt und eben solchen Knöpfen, zu Zeiten mit einem luftigen, Falten schlagenden Staubmantel vertauscht, eine kühn aber lose geschlungene Halskrause, hell farbige Pantalons, die weder zu fest schließen, noch auch zu weit aufgebauscht sind, um im Gehen zu hindern, elastisches Schuhwerk, ein etwas phantastischer Hut mit breiter, sehr breiter Krämpe, um vor der Sonne zu schützen, ein tüchtiger Bambus-Stock; alles das kleidet auch schön und erfüllt seinen Zweck, und wir hätten das höchst Solide mit dem Malerischen, über die Maßen Poetischen vereinigt.

In den Wanderjahren aber sind wir auf der Reise. Wir werden als Reisende auch überall auf freiere Sitten, auf ein ungenirteres Auftreten Anspruch machen dürfen; und man wird uns hoffentlich das alles auch gern gewähren, sei es aus dem Wohlwollen der Gastfreundschaft überhaupt, sei es aus dem Schönheitssinne einer vielseitigeren Bildung insbesondere. Darin lobe ich mir den Engländer — obgleich wir ihn in der Art die Reise zu benutzen nicht entfernt zum Muster nehmen wollen — er macht es sich unterwegs höchst bequem; er lebt, wie er will und mag, und nicht wie es irgend welche Vorschrift von ihm fordert. Nun hat ja Novalis bei den Lehrjahren in der Form an die Engländer erinnert, warum wollen wir nicht auch bei den Wanderjahren in demselben Betracht an die Engländer denken. Ja wir können noch in anderer Beziehung hier an England gemahnen, wenn wir in der weiten, herrlichen Landschaft umherblicken, in welcher wir uns in unserm Romane bewegen. Wir könnten einen Augenblick in der That in Altengland zu sein wähnen, nur müßten wir uns zum Genusse der Aussicht einen hellen Sonntag, ohne Nebel, ausbitten. Ueberall das köstlichste Grün, die üppigsten Fruchtfelder, die sauberste Pflege, das rührigste Leben; überall Menschenverkehr und Menschengedeihen, Landhaus an Landhaus, Fabrik an Fabrik; überall Verbindung des Behagens mit der Arbeit, des Wohlstandes mit der Erfindung. Aber nein, wir sind in unserm Vaterlande. Das sagt uns die ächt deutsche

Sitte, trotz aller Verfeinerung der Bildung, das sagt uns vor allem die wohl bekannte, die herrliche Sprache.

Also die künstlerische Anordnung der Wanderjahre.

Ich verstehe unter künstlerisch die Art des Verfahrens, welche den Grundideen eines Werkes eine so klare, so durchsichtige Form zu geben vermag, daß durch dieselbe die ganze Masse und Eigenthümlichkeit der Ideen, ihre Schönheit wie ihr Zweck, harmonisch und vollständig hindurchleuchtet; so daß deßhalb die Form selbst schön, und eben darum künstlerisch genannt zu werden verdient. Welche Freiheiten, welche Abweichungen von allem bis dahin Erhörten in dieser Form sonst noch obwalten, das wird von den Ideen und nicht von der Willkür oder dem Zufall, und nicht von der Vorschrift irgend eines Aesthetikers abhangen. Nun können alle Grundideen der Wanderjahre auf zwei Hauptrichtungen zurückgeführt werden, auf die pädagogische und die sociale, oder vielmehr das Pädagogische und das Sociale selbst sind die Grundideen der Wanderjahre. Sollte nun die Anordnung dieses Romans von der Art sein, daß das Pädagogische und Sociale überall aus ihr auf's Klarste hervortritt, so zwar, daß die Vertheilung der Masse des Inhalts, der Ideen und Ereignisse, so vorgenommen ist, daß daraus Harmonie und Schönheit entspringen; so würden die Wanderjahre der künstlerischen Anordnung nicht entbehren. Und in der That ist dieses der Fall.

Man hat gesagt: die Erziehung des Felix sei der Hauptzweck, auf den die Wanderjahre hinarbeiten. Man hätte eben so gut oder noch richtiger sagen können, die Erziehung des Menschengeschlechts sei ihr Zweck. Aber überhaupt ist das Pädagogische keineswegs allein hier als Zweck zu setzen, vielmehr als Mittel, wiefern es die Einzelnen und die Stände in eine solche Verbindung mit einander bringt, daß sie sich gegenseitig befreien, dadurch aber die Freiheit und den Bestand Aller sichern, und so sich zu einer Gesellschaft constituiren, die in der Bildung und deren Fortschritt Sicherheit und Wohlsein findet.

In drei Büchern wird dieser Inhalt der Wanderjahre zur Ausführung gebracht. Der vorherrschend pädagogische Theil des Romans erstreckt sich bis zum Anfange des dritten Buchs. Der sociale ist Hauptgegenstand des letzten; so jedoch daß dieses Beides sich in keiner Weise überall trennen läßt, sondern in einander übergeht, wie ja die hier waltende Erziehung der Jugend ganz dem gemäß angelegt ist, um auf das Sociale der Gesellschaft zu wirken.

Daher ist allerdings nicht zu verkennen, daß der pädagogische Theil der Wanderjahre auch für die künstlerische Anordnung von so großer Wichtigkeit ist, daß die pädagogische Provinz, ungeachtet wir schon am Anfange des zweiten Buches äußerlich in sie treten, doch eigentlich

die geistige Mitte des ganzen Romans bildet, welches sich auch äußerlich darin wahrnehmbar macht, daß wir später noch einmal, 2. Buch S. 152, in dieselbe gelangen.

Aus dieser Lage der pädagogischen Provinz ergiebt sich eine schöne und durchaus künstlerische Gruppirung für die Topographie des Ganzen. Nämlich die Novellen, welche man die romantischen Provinzen des Werkes, im Gegensatz zur pädagogischen Provinz nennen könnte, liegen höchst sinnreich vertheilt um diese herum, und zwar so, daß die ersten vier vor derselben ihre Oertlichkeit finden, eine dagegen in der Mitte liegt zwischen zwei verschiedenen Distrikten der pädagogischen Provinz, noch vier andere hinter derselben. Wir zählen demnach im Ganzen des Romans neun Novellen, wiefern wir gleich die ersten so lieblich gehaltenen Gebirgsbilder als: die Flucht nach Aegypten, Sanct Joseph der Zweite, die Heimsuchung, der Lilienstängel, als die heilige Novelle zusammenfassen, und das nußbraune Mädchen doch auch in das Novellenartige hineinspielt, eben so wie Lenardo's Tagebuch, zweigetheilt wie die pädagogische Provinz selbst, auch wieder eine Novelle bildet.

So hätten wir als die erste Novellen-Gruppe, und zwar vor der pädagogischen Provinz: die heilige Novelle; die pilgernde Thörin; wer ist der Verräther?; das nußbraune Mädchen. Dann: der Mann von funfzig Jahren, innerhalb der beiden Distrikte der Sphäre der Pädagogen. Als zweite Gruppe, hinter der pädagogischen Provinz: Lenardo's Tagebuch; die neue Melusine; die gefährliche Wette; nicht zu weit. —

Wir entdecken aber in dieser Anordnung der Götheschen Wanderjahre eine um so größere, künstlerische Sinnigkeit, als sich in ihr eine bestimmte Modulation nachweisen läßt, welche dem Leser die angenehmste Mannichfaltigkeit des Eindrucks in einer dennoch gesetzmäßigen Abwechselung gewährt. Das Novellenartige steigt nämlich erst ganz allmählich, wie auf einer Wellenlinie, in dem Baue der Wanderjahre an, nimmt dann wieder ab, um sich bald wieder zur höchsten Höhe und anmuthigsten Ausbreitung des Novellen-Charakters zu erheben. Von dieser Culmination senkt es sich wieder allmählich abwärts, um noch einmal zu steigen, ohne jedoch seine frühere Höhe zu erreichen, und nimmt dann auf's Neue ab, um wieder in die ruhige Ebene des Romans sich zu verlieren.

Jenes erste allmähliche Ansteigen zur Novelle ist der Charakter derjenigen Gebirgsbilder, die ich die heilige Novelle genannt habe. Sie ist noch vorherrschend in die Erzählung des Romans eingetragen, um sich zwar lieblich, aber stets mäßig aus ihr zu erheben, als daß sie eine abgerundete Novelle bilden sollte. Dann gelangen wir zu den beiden

ächten Novellen: die pilgernde Thörin und: wer ist der Verräther? — Nun neigt es sich wieder abwärts, da in dem nußbraunen Mädchen die Novelle wieder mit dem Roman selbst sich vermischt. Jetzt aber erreicht, nachdem wir die erste Region der pädagogischen Provinz hinter uns haben, die Novelle ihre schönste Fülle und Vollendung, wird hier jedoch fast schon Roman im Roman, in dem Manne von funfzig Jahren. Nach einer kurzen Ausflucht in Mignons Heimath gelangen wir in die zweite Region der pädagogischen Provinz, und nach einiger Unterbrechung, nachdem wir mit dem dritten Buch in das Gebiet des Socialen geschritten sind, wird die Novelle schon durch die Form mehr wieder in den bloß novellenartigen Charakter verwandelt in dem Tagebuche Lenardo's, und tritt hier somit, in Vergleich mit dem Manne von funfzig Jahren, als Novelle wieder um etwas zurück, indem sie sich mehrfach in den Roman einwirkt. Jetzt erreicht aber die künstlerische Entwickelung auf's Neue eine beträchtliche Höhe in den beiden ächten Novellen: die neue Melusine, die gefährliche Wette, und senkt sich endlich abwärts in: nicht zu weit, schon wiefern diese Novelle bei aller Spannung doch eine sehr fragmentarische Beschaffenheit hat. — Die Theilung des Tagebuchs Lenardo's, welche, dieser Form wegen, um so leichter vom Dichter vorgenommen werden konnte, hindert nicht, sie im Kunstwerk unsers Romans als Ganzes zu betrachten, so wie dadurch eine Novelle nicht aufhört ein Ganzes zu bilden, daß man sie mit Unterbrechung liest.

Demnach wären die vier ächten Novellen der Wanderjahre: die pilgernde Thörin, wer ist der Verräther, die neue Melusine, die gefährliche Wette. Die Krone von allen Novellen dieses Romans, jedoch, wie bemerkt, schon Roman für sich, hätten wir in dem Manne von funfzig Jahren, einer Erzählung deren Pracht um so schöner, nach allen Seiten hin ausstrahlt, als sie vom Dichter die sinnvolle Stellung in der Mitte des Ganzen erhält.

Nichts hat bekanntlich so viele Vorurtheile gegen die Wanderjahre hervorgerufen als gerade die Novellen. Vielleicht auch aus dem Grunde, weil in ihnen ein gewisses romantisches Element vorwaltet, und die Zeit gegen das Romantische seltsamer Weise schon lange eingenommen ist, ohne zu bedenken, daß das Romantische der Poesie eben so nothwendig eignet, wie es auch der Natur eigen ist. Auch wird diese Mode gegen die Romantik eingenommen zu sein, eben so schnell wieder vergehen, ja sie ist bereits im Verschwinden, wie sie gekommen ist. Es war sehr lobenswerth von Göthe, daß er durch die Art, wie er das Romantische seinem Roman hat einverleiben mögen, zugleich beweist, daß das Romantische in keinem Widerstreite steht mit dem Socialen, obwohl es mit ihm im schön=

sten Contrast sich befindet. Wo wären denn wohl aber Contraste unverträglich mit dem Leben oder mit der Kunst, wenn jene nur richtig behandelt werden?

Doch noch aus zwei anderen Gründen ließ man sich durch die Novellen gegen die Wanderjahre einnehmen. Wir haben den ersten schon in der Einleitung zur Sprache gebracht. Es ist die rohe Leidenschaft für den Reiz des ganz äußerlichen Ereignisses im Roman. Dieses Ereigniß soll und darf, nach vielen Lesern, gar nicht, oder doch nur höchst selten, unterbrochen werden. Man ist zu gespannt, man will ja wissen, wie es enden werde. Die Neugierde setzt sich hier an die Stelle des Schönheitssinnes. Man will auf dem kürzesten Wege zum Ziele, als wenn die Poesie ein elendes Tagesgeschäft abzuwickeln hätte. Man will — ächt modern — auf der geraden, aber langweiligen Chaussee die Wanderung vollenden. Man will die Heirath, um die es sich doch natürlich handeln soll, auf jede Weise beschleunigt haben. — Der andere Grund ist der: jene Vielen sind eigentlich gar nicht zu spannen, wenigstens nicht durch ächte Mittel der Kunst, weil sie immer nur prosaisch lesen, weil sie aller Phantasie entbehren, weil sie so durchaus nicht produktiv sind, denn man muß allerdings in einem gewissen Grade selbst schöpferisch, wenigstens mitschöpferisch sein, um eine Produktion würdigen zu können.

Aus all' dem entstand nun die ganz unwahre Vorstellung, die Wanderjahre wären völlig planlos gearbeitet; das Ganze der Anordnung wäre bloße Willkür, alle Hauptfäden der Lehrjahre verlören sich hier in dem Labyrinth eines bunten, zwecklosen Novellenwesens. Man dachte nicht entfernt an die tieferen Motive zu all' diesen novellistischen Episoden. Man vergegenwärtigte sich nicht im geringsten, wie zusammenhängend mit der Reise, mit der Wanderung die Natur des Abenteuers ist, wie eine solche Wanderung unendlich an Reiz gewinnt durch Abenteuer, abgesehen davon, welchen Zauber dergleichen überhaupt auf denjenigen übt, der sich mit Geist auf das Reich der Möglichkeiten versteht. All' das ahnte die Plumpheit nicht, geschweige daß sie es in dem von Göthe Gespendeten zu erkennen und zu genießen vermochte. Nun sind aber für jene Beschaffenheit des Wandrerlebens, für jenen Reiz des Abenteuers, für die Unendlichkeit der Existenz die Novellen der Wanderjahre, wie diese selbst, der trefflichste Ausdruck. Sie lassen es daher allerdings nicht zu, daß wir uns mit Wilhelm immer nur auf der streng zugemessenen Kunststraße bewegen; aber der Genuß wächst hier mit jeder Abschweifung, die wir unternehmen, die Lust, das Ziel zu erreichen, mit der Wahrnehmung, den Weg, und noch dazu angenehm, unterbrochen zu sehen; viele Aufträge, die Wilhelm erhalten hat und immer noch bekommt, sind so wie so nur auf Seitenwegen abzu=

machen; und wenn wir nun vollends an die Weltgeschichte denken, an die Lösung so vieler ihrer Verknotungen, an die Lösung der socialen Aufgaben, mit denen sich unsre mit Chausseen und Eisenbahnen so gesegnete Zeit beschäftigt, sind sie denn auf schnurgeradem Wege des Geschäfts, in kürzester Frist zu erlangen, oder werden sie nicht vielmehr durch tausend Episoden und immer wieder neue Episoden gehemmt, unterbrochen, aus dem Auge gerückt und doch zu um so reiferem Gedeihen? so daß die Struktur der Wanderjahre auch für diesen Gang der Geschichte, und zumal für unsre stets verwickelter werdenden Tagesläufte, ein klarer und höchst sinnvoller Spiegel wären.

Wir nehmen keineswegs aus blinder Vorliebe diesen Standpunkt ein für die Wanderjahre. Wir sind weit davon entfernt, behaupten zu wollen, sie wären nach allen Richtungen hin so formell ausgearbeitet, wie etwa die Wahlverwandtschaften. Wir meinen, auch selbst Göthe hatte diese Ansicht nicht, und wollte auch ursprünglich solche Vollendung gar nicht durchführen. Es ist gar keine Frage, die Wanderjahre haben hie und da eine Lücke, haben hie und da eine lose Verknüpfung. Man sieht an manchen Stellen des Gemäldes noch sogar den Bleistrich der Zeichnung, den der Verfasser nicht hat tilgen mögen. Ja, gegen das Ende hin lockert sich das Ganze so auf, daß das Ende eigentlich gar nicht da ist. Aber alles dieß ist wieder so tief begründet, so charakteristisch, hat einen so genauen Zusammenhang mit dem eigentlichen Wesen der Wanderjahre, und wird von einem so blendenden und doch höchst aufklärenden Reichthum von Schönheiten überboten, daß das eben die Vollendung der Wanderjahre ist, daß sie nicht vollendet sind.

Lassen wir uns also auch in Hinsicht auf die Kunstform dieses Göthe'schen Romans keineswegs irre machen. Wir werden in dem nächsten Abschnitte unserer Entwickelung sehen, welcher herrliche Gehalt uns in dieser Form geboten wird. Aber auch die Form selbst hat einen wunderbar großen Reiz, so oft man das Werk wieder auf's Neue vornimmt. Man könnte die Wanderjahre in ihrer heiter novellistischen Mannichfaltigkeit, durch welche sich das Pädagogische und Sociale ernst und inhaltschwer mit Briefen, Fragmenten, Gedichten, vollständigen Erörterungen hindurchdrängt, als den deutschen Decamerone bezeichnen, freilich mit großen Abweichungen von dem Italiener, mit der vollen deutschen Originalität und vor allem mit dem Charakter einer zukunftsvollen Gegenwart. Doch — wir thun besser, auf das Wesen des Göthe'schen Romans sogleich selbst einzugehen. Also

---

# V. Das Wesen der Wanderjahre.

Es ist eine Eigenthümlichkeit der poetischen Weltbetrachtung, oder sagen wir lieber gleich, der künstlerischen überhaupt, Verschiedenartiges unter den Gesichtspunkt einer überraschenden Analogie zu bringen, das Entfernteste so zu combiniren und es in Einem zusammenzuschauen. Darauf beruht bekanntlich auch der Witz, der freilich in den Dingen, in den Ereignissen schon gegeben ist, den geistreiche, produktive Menschen nur entdecken, nicht eigentlich erfinden. Diese Entdeckung und die Kunst, dem Entdeckten Ausdruck zu verleihen, ist ihre Schöpfung. Aus dem Walten dieser Schöpfungskraft entspringen in Kunstwerken die größten Schönheiten, aber sie sind in diesen oft lange schon da, ohne daß sie der Beschauer versteht, erkennt und so auf's Neue entdeckt. Phantasielose Naturen begreifen oft nicht, wie jene Combinationen auch nur möglich seien. Die im Dichter vorhandenen geben sie nicht zu; wenn man sie darauf hinweist, wissen sie nichts daraus zu machen, und bringen sich so um die Tiefe und den Reichthum des Genusses, den ihnen sonst das Kunstwerk gewähren würde.

Göthe ist unendlich reich an solchen Combinationen, ob bewußt oder unbewußt, denn es ist keineswegs nöthig, daß der schaffende Genius immer auch mit Bewutsein darauf Acht gebe, wie er combinirt, oder gar geschmacklos genug wäre, dem Worte nach zu sagen, daß er so und nicht anders combinire.

Aus diesem Vergleichen, Combiniren, Hervorbringen oder Auffinden von Aehnlichkeiten, von correspondirenden Stellen des Weltganzen entsteht bei dichterischen Naturen diejenige Seligkeit, welche ihnen aus ihrer eigentlich schöpferischen Thätigkeit zu Theil wird, oder auch die, welche ihnen die alltäglichsten Augenblicke, Zustände, Handlungen innerhalb der Wirklichkeit zuführen, weil jene Naturen nie bloß das einzelne Ding, das einzelne Ereigniß, nie bloß den Moment mit dem ihm entsprechenden Gegensatz der Analogie im Auge haben, sondern eine ganze Welt von Dingen, Ereignissen, Momenten, welche aber jene Alltäglichkeit in ihnen hervorruft. Ist nun der Gegenstand gar ein unendlicher, wie wirkt der erst auf den dichterischen Menschen! Wilhelm ist ein solcher Mensch. Es heißt von ihm schon in den Lehrjahren: „Wenn er Abends ganz allein war, und nicht mehr fürchten durfte, gestört zu werden, trug er gewöhnlich eine seidene Schärpe um den Leib, und er soll manchmal einen Dolch, den er sich aus einer alten Rüstkammer zugeeignet, in den Gürtel gesteckt, und so die ihm zugetheilten tragischen Rollen memorirt und probirt, ja in eben dem Sinne sein Gebet knieend auf

dem Teppich verrichtet haben." Wie mußte erst Shakspeare auf einen solchen Menschen wirken! —

Wir werden unsrerseits auch in der Behandlungsweise der Wanderjahre, so weit unser Blick reicht, die Combination walten lassen, um daraus das Verständniß des Romans und den Reichthum seiner Beziehungen auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft um so deutlicher an den Tag zu bringen, unbekümmert um den Ruf der Philister und anderer trockener Gesellen, das alles sei nur hineingetragen. Vorzüglich werden wir bei unserer Art für die Wanderjahre zu combiniren die Lehrjahre und den ersten wie zweiten Faust öfter in Vergleich ziehen, denn in mehrfacher Hinsicht verhalten sich allerdings die Lehrjahre zu den Wanderjahren wie der erste Theil des Faust zu dem zweiten der vollständigen Ausführung. Außerdem werden wir, was jenes combinatorische Verfahren betrifft, in dem nächsten Hauptabschnitte noch auf ein Werk des Auslandes unsre specielle Aufmerksamkeit richten, welches im Punkte der Vergleichung mit den Wanderjahren sehr überraschende Momente darbietet.

Das größte Glück der Erde liegt am Ende der Lehrjahre in den Armen unsres Freundes. Dieß Glück ist der Besitz Nataliens. Eben wollte er noch verzweifeln im Angesichte Lothario's, im Andenken an Theresen. Er weiß seines Bleibens nicht. Er will fort. Nun klärt sich alles auf's Schönste, Ueberraschendste auf. Natalie ist sein. Ein noch umfassenderer Bund ist geschlossen, dem auch sie angehört. Aber alles das zu bewältigen, die ganze Vergangenheit zu überwinden, des süßesten Besitzes erst würdig zu werden, der ihm gegebenen Aufträge sich zu entledigen, vor allem den Weg zu einem nützlichen Wirken zu finden, muß er einstweilen entsagen; er muß wandern.

So stehen wir am Anfange der Wanderjahre. Wir finden unsern Freund mit Felix im Gebirg.

---

## 1. Erste Erlebnisse der Wanderer.

(Wanderjahre erstes Buch.)

Es ist höchst bedeutend, daß die Wanderjahre mit dem Gebirge beginnen, und zwar ist der Anfang sogleich pädagogischer Natur. Von dem Starren, dem Festen, dem Oeden, der Einsamkeit erweitert sich der Roman allmählich zum Anmuthigen, Beweglichen, Geselligen bis zum ausgebreitetsten Betrieb socialer Menschenwelt, wo das Nütz=

liche geschafft wird und alles Schöne erblüht, wo diese Cultur gefördert wird durch stetig fortgehende Erziehung. Das Kind fordert Belehrung vom Vater über das, was es im Gebirge vorfindet. Der Vater weiß sie ihm nicht immer zu geben, und ist aufrichtig genug, sein Nichtwissen dem Knaben einzugestehen. Ein liebenswürdiger, wahrhaft sittlicher Zug in Wilhelm, welchen wir schon an ihm kennen, der aber auch von dem stillen Vorwurfe begleitet ist, zu lange ein bloßer Idealmensch gewesen zu sein, und sich zu wenig um das Reale, das Praktische bekümmert zu haben. Doch derartiges Erkennen ist schon der Ansatz zum Vorwärts. Wilhelm deutet an einer Stelle auf den Jäger hin, der das Gefragte wissen werde.

Hier ist nun der rechte Ort, die Bemerkung einzuschieben, daß in den Wanderjahren eine wahrhaft lebendige und allseitige Bildungsentwicklung angestrebt und dargestellt wird, die uns nie vergessen läßt, daß in einem vollständigen Bildungsproceß die vier Stufen der Cultur, gleichsam die Jahreszeiten derselben, nie bloß nacheinander existiren, sondern stets neben einander vorkommen, wie etwa auch in der Tropenwelt die vier Jahreszeiten neben einander angetroffen werden. Sobald nur in einem Zustande irgend ein lebendiger Fortschritt nachweisbar ist, so darf jener Zustand nie roh genannt werden. So sehen wir, daß denn auch hier sogleich am Anfange des Romans eine Art Natur- und doch schon Cultur-Mensch, der Jäger, Auskunft geben soll über das, was der Mensch einer feineren Cultur nicht weiß; wie wir ja das Leben des Jägers als Wirklichkeit und Poesie später auch im Leben des Majors, in dem Manne von funfzig Jahren, vorfinden. Wir treffen ebenso im ferneren Verlaufe des Romans auf die herrliche Episode vom Fischer-Knaben, wie uns der Hirten- oder Nomaden-Zustand auf's Lebendigste in der pädagogischen Provinz vergegenwärtigt werden wird, wo wir es mehrfach mit Hirten und Pferdezüchtern zu thun bekommen, während unser biedrer Freund Werner aus den Lehrjahren auch in den Wanderjahren nicht ausbleibt, (Wj. III. B. S. 212), sondern uns als immer noch in alter Rüstigkeit und kaufmännischer Solidität dem Geschäfte obliegend durch einen Commis oder Mitbeflissenen schönstens in Erinnerung gebracht wird, und so hier den Handel repräsentirt. Stoßen wir endlich in unserm Roman auch reichlich auf Ackerbau und Gewerbe, indem wir uns vielfach auf den Güterbesitzer und Handwerker hingelenkt sehen, und schließen sich dem allen die Kunst, die Wissenschaft, die Religion in ihrer höchsten Ausbildung an, so bemerken wir wohl, daß hier in der That alle Culturstufen neben einander aufblühen, und sich so auch alle Stände der Cultur freundlich gleichsam die Hand reichen.

Doch — Wilhelm vermag überhaupt nicht beim Gestein zu verweilen, er achtet auch selbst hier auf die Menschenwelt. Welche liebliche Staffage thut sich an diesen Gebirgsrändern unserm erstaunten Blicke auf! Reisende ziehen heran. Eine heilige Familie, wie von Engeln geführt, auf der Flucht nach Aegypten. Hier haben wir die volle combinirende Phantasie Wilhelm's. — Nachdem nun zwischendurch Wilhelm an Natalien geschrieben hat, und wir mit ihm in das vormalige Klostergebäude gelangen, wo er in allem die Bestätigung seiner entdeckten Analogie findet, so kündigt sich uns hier zweimal prophetisch die neue Zeit an, der bis in eine ferne Zukunft hinein die Wanderjahre vorarbeiten.

Indem Wilhelm auf einem der Bilder die anmuthige und auch (in ihrem besondern Sinne) prophetische Symbolik des Malers anstaunt, der in der Zimmermannswerkstatt das Jesuskind auf einem Kreuze, (welches zufällig zwei Holzstücke bilden) eingeschlafen uns zeigt, so ist es für den weiteren Fortgang der Wanderjahre und für die Zukunft des Geschichtslebens in socialer Beziehung von großer Wichtigkeit, daß wir es hier in doppelter Weise mit dem Handwerker zu thun haben, mit Joseph dem Zimmermanne auf dem Bilde, und mit Joseph dem Zweiten, dem Zimmermanne in der Wirklichkeit Wilhelm's, wodurch eben die Wichtigkeit des Handwerkerstandes für den Roman und die geschichtliche Zukunft symbolisch vorgebildet wird.

Aber die neue Zeit erscheint uns jetzt noch in einem andern Bezuge vor der Anschauung (wie später die Zeit unter einem andern und doch verwandten Gesichtspunkte noch einmal, Buch III, S. 150). Nämlich darin, daß wir das Klostergebäude nur noch von einem Schaffner bewohnt erblicken, der es für einen weltlichen Fürsten verwaltet. Diese Verweltlichung des vormals Geistlichen, dieses Eingreifen des Staats, des Nützlichkeitsbetriebs in die Kirche ist der prägnante Ausdruck für das Leben der Gegenwart und nächsten Zukunft, welches bereits so weit fortgeht, daß die ganze Unruhe des Geschäftslebens an die Stelle der früheren Andacht, das Fabrikwesen mit dem vollen Gange seiner Maschinen an die Stelle der vormaligen Gottesfeier getreten ist. So nämlich gestaltete sich das alles zunächst auch in der Wirklichkeit unsrer Gegenwart.

Hören wir doch oft ein dumpfes, gewaltiges Brausen, ein helles, beinahe andächtiges Erklingen aus allen nur möglichen Tonarten; aber es ist keineswegs das Brausen der Orgel in der Klosterkirche, es ist nicht die Begleitung heiliger Instrumente oben auf dem Chore, noch der Gesang der inbrünstigen Gemeinde von allen Bänken und Stühlen, aus allen Gängen, Emporen und Seitenkapellen, was wir vernehmen; nein, es ist der Dampf, der aus den Schornsteinen der Eisengießerei

brausend hervorquillt, es ist das Klingen des glühenden Metallflusses, es ist der rhythmische Gesang der hunderte von Arbeitern, der Männer nicht in, sondern vor dem feurigen Ofen der profanen Fabrik; kurz, es ist die Zeit der Dampfwagen und Dampfschiffe, die hier gießt und zimmert, hämmert und braust und lärmt, als wollten sie den Planeten selbst in seinem Flug um die Sonne auf Eisenbahnen noch befördern, als wollten sie die Entfernung von den Gestirnen auf Luftdampfschiffen zurücklegen. Die Glocke ist hier so unentbehrlich, wie sie es früher nur je im Mittelalter in Klöstern gewesen. Hören wir doch läuten Tag und Nacht. Es ist aber nicht zur Messe, nicht zum Ave Maria, nicht zur mitternächtlichen Vigilie. Vielmehr auch dieses Läuten bedeutet: Arbeit und wieder Arbeit. Es heißt daher auch kaum mehr: bete und arbeite; es heißt nur noch: arbeite und arbeite wieder; oder höchstens: arbeite und genieße. Es heißt nicht mehr: die Zeit ist Ewigkeit, oder doch mindestens: Vorbereitung zur Ewigkeit, es heißt im Sinne des Engländers und Amerikaners: die Zeit ist Geld! Trägt doch selbst Felix, der Schalk, immer etwas Geld mit sich (Wj. I. 14), als wollte er schon, der neuen Zeit gemäß, im Gegensatze zur Aristokratie des Herkommens in den Lehrjahren, die moderne Aristokratie des Geldes andeuten. Dennoch wird das tiefere: bete und arbeite, werde in der Zeit der Ewigkeit inne, in seinem heiligen, siegenden Rechte bleiben, das deutet auch Göthe an, indem er überhaupt durch die heilige Novelle unsern Blick auf das Christenthum richtet, und indem er auch ausdrücklich darauf hinweist, wie der Geist des Mittelalters immer auch in der Gegenwart noch fortdauere. (S. 16.)

Wenn man nun diese höchst eigenthümliche Eingangsnovelle der Wanderjahre überschaut, wie sie heilige Einfalt mit unendlicher Anmuth und Bestimmtheit der Gestalten vereinigt, so muß man schon hier fragen: wie ist es nur möglich, daß man den künstlerischen Werth der Wanderjahre in dem Grade hat verkennen können. Es läßt sich durchaus keine lieblichere Verbindung von Natur und Legende, von Naivetät und Andacht denken, als hier ausgeführt worden ist, wie wir es nur auf einem der Meisterwerke der alten Maler sehen mögen. Alle Holdseligkeiten früherer Holzschneidekunst schließen sich hier mit der frischen Wirklichkeit und Lebendigkeit eines Genrebildes heutiger Malerei zusammen. Man sieht es auf's Deutlichste vor sich, derselbe Mann, der sich auf die griechische Vorwelt so trefflich verstand, daß er sie noch einmal zu gestalten vermochte, er verstand sich eben so auf die Wiederschöpfung der biblischen.

Das Zusammentreffen Wilhelm's mit Montan (in dem wir unsern alten Freund Jarno wiederfinden) im Gebirge, ruft uns sogleich eine

Scene in dem zweiten Faust vor die Seele, wo Faust mit Mephistopheles ebenfalls im Gebirge zusammentrifft (Vergl. II Faust, 4. Akt. 252 S. u. f. Göth. W. B. 41.). Man erschrecke nur nicht über das Jähe unserer Vergleichung. Jarno-Montan ist freilich nicht im Entferntesten Mephistopheles in Person, eben so wenig als Wilhelm Faust ist. Aber mit Jarno, dem feinen, verständigen Weltmanne ist offenbar eine große Veränderung in entgegengesetzter Richtung vorgegangen, wie das gerade bei Weltleuten nicht selten vorkommt. Jarno-Montan ist etwas Misanthrop geworden. Er sucht die Einsamkeit, er ist lakonisch und geradeswegs verstimmt, und drückt sich unter Steinen — denen er seine ganze Aufmerksamkeit und Liebe schenkt — im verschlossensten Lapidarstyl aus. Sage mir, mit wem du umgehst, und ich werde dir sagen, wer du bist. (Natürlich: cum grano salis.) Und: Niemand wandelt ungestraft unter Steinen. Die Anlage zu einer gewissen Misanthropie finden wir bereits in dem Jarno der Lehrjahre (Vergl. W. 20 B. 23 S.), worauf wir sogleich noch zu sprechen kommen. Was nun aber Wilhelmen angeht, so hatte freilich auch er, und zwar ebenfalls bereits in den Lehrjahren, eben so gut seinen Philister gefunden im Werner, wie ihn einst Faust im Wagner gefunden hatte. Freilich mit dem großen Unterschiede, daß Wagner den Faust nicht begriff aber anstaunte und ihm nachstrebte, Werner dagegen Wilhelmen zwar auch nicht begriff, aber ihn auch um so weniger bewunderte, sondern seinen realen praktischen Weg ging, und gewiß die vernünftigere Lebensrichtung gewählt zu haben meinte. — Läugnen läßt es sich allerdings nicht, daß, was Montan betrifft, sich in seiner jetzigen Misanthropie etwas Mephistophelisches regt, wogegen es Wilhelmen bei den Steinen nicht völlig behagt, und offenbar zu dem ferneren Umgange mit Menschen treibt, wie denn auch dem entsprechend in jener Scene des zweiten Faust dieser weniger bei dem Starren noch Ungestalteten der Steinwelt verweilt, als daß er vielmehr die ganze Schönheit der gewordenen Welt preisend hervorhebt, während Mephistopheles schon an dem chaotischen Tumult der mineralischen Massen genug hat. Und auch selbst das phantasmagorische Hervortreten Helenen's in der Fernschau des Faust ist die ächt menschliche Regung in demselben, welche mit dem Interesse für Menschen und nicht für Steine bei Wilhelm correspondirt.

Jarno hatte also schon in den Lehrjahren von der Veränderung, die mit ihm, dem früher so beredten, leichten, allen Verhältnissen gewachsenen Weltmanne vorgehen sollte und jetzt bereits vorging, einen deutlichen Vorausblick gehabt. Er sagt in jenem früheren Romane: „Nach dem Tode meines Fürsten, meines einzigen Freundes und Wohlthäters, habe ich mich aus der Welt und aus allen weltlichen Verhältnissen herausgerissen." Er sagt dieses, indem es damals mit ihm frei-

lich noch nicht so arg war, wie er meinte; er täuscht sich über sich selbst; er ist noch Weltmann in vorzüglichem Grade, und hat noch solches Behagen an der Welt, daß wir ihn meistens des besten Humors treffen. Jetzt aber im Gebirg, beim Zusammenkommen mit Wilhelm, heißt es allerdings schon: „Die Menschen wollt' ich meiden. Ihnen ist nicht zu helfen, und sie hindern uns, daß man sich selbst hilft."

Also in einer extremen, etwas gefährlichen Richtung ist der wackre Jarno ohne Zweifel begriffen. Wilhelmen dagegen, wie schon angedeutet, finden wir auch hier, wie immer, mild, den Menschen zugethan und, trotz aller Neigung zum Ideal, jedem Aeußersten abgeneigt; daher aber auch bedürftig, von jeder Richtung Anderer sich etwas Tüchtiges anzueignen.

Nun scheinen Gebirge, wie sie natürliche Grenzen der Länder und Völker, des Klimas und der Witterung sind, oft auch Grenzscheiden des geistigen Lebens zu sein, die sich ganz dazu eignen, eine moralische Krisis zur Vollendung zu bringen. Hier auf Gebirgen werden Gesetze empfangen, wenn wir auf Moses zurückgehen, aber auch — ungeachtet der Versuchung, wenn wir an das heilige Leben Christi denken — Gesetze erfüllt. Hier scheiden sich die Wege bis zur Erhebung zu olympischer Verklärung wie beim Herakles nach der Selbstopferung auf dem Oeta, und zum Sturz in den Abgrund wie bei den Titanen. Ja in der mit unserer Stelle in den Wanderjahren correspondirenden im zweiten Faust bewährt sich das alles erst recht, denn Mephistopheles ahnt es wohl nicht, daß er, obschon sich für ihn auch an das Gebirg nur fatale Erinnerungen knüpfen, und Faust es dagegen hier ganz wohnlich findet, Mephistopheles ahnt es wohl nicht, daß er mittelbar auf Faust's Rettung hinwirkt, auf daß dieser einst sich erhebe, jener auf's Neue in den Abgrund fahre, indem Faust im Folgenden (wie wir denn schon S. 257 in dem: „gewinn' ich Eigenthum" unsre Zeit haben) eine neue Lebenspraxis vorschlägt, um mit Acker und Wald zu hantiren, Dämme zu bauen und Wasser zu stauen; so daß hier wohl recht zu sagen ist: Müssiggang ist des Teufels Ruhebank, Arbeit des Menschen und Gottes Seligkeit.

Glücklicherweise stehen Wilhelm und Jarno durch keine Weltkluft von einander getrennt, wie Faust und Mephistopheles. Wilhelm's gemüthvolle Natur wird schnell wieder abwärts zu den Menschen dringen, wie es charakteristisch für ihn ist, daß sich ihm selbst auf der Reise immer etwas von Gefährten anhängt, wie früher Mignon und der Harfner, so jetzt sogar der etwas lose Fitz. Jarno aber wird a u ch n o ch andern Sinnes werden und Wilhelmen wieder unter die Menschen folgen, wenn auch spät.

Wie wir jetzt aber Jarno'n eifrigst dem Mineral ergeben finden, wie er jetzt den Steinen mehr zuzugestehen gemeint ist, als früher den Menschen, und wie sich ein reiches pädagogisches Gespräch an diesen Aufenthalt beider Freunde in Gesellschaft der Knaben knüpft, so dürfte die Beziehung auf die Zukunft des Romans und die Gegenwart und Zukunft der Geschichte in Ansehung des Socialen schon hier nicht zu verkennen sein. Die Menschen haben in der letzten Zeit immer leichter und bewältigender in Bezug auf den ganzen Planeten mit Gerölle und Massenhaftigkeit der Steinwelt umzugehen gelernt. Ist doch der Stein das Material der Chausseen, die jetzt überall sich kreuzen, das Fundament der Eisenbahnen, und es wirkt das alles so von Grund aus verändernd auf die Existenz, die Lebensweise, den Verkehr der Völker und Einzelnen, es reihen sich in Krieg und Frieden daran so ganz und gar andere Bedingungen und Erfolge, daß selbst der Mitlebende die Welt seiner Jugend kaum noch wiedererkennt, so ist alles und jedes ein anderes geworden. Die ganze sociale Bewegung der Gegenwart, geschweige denn das was sich für die Zukunft daran schließt, wäre gar nicht möglich ohne den festen Unterbau von Kunststraßen, und nun gar ohne die fliegende Bewegung auf der Eisenbahn und dem Dampfschiff.

Aber der seltsame Standpunkt beider Freunde auf einer der höchsten Kuppen des Granitgebirgs, auf welchem wir uns mit ihnen angekommen sehen, ist keineswegs dem früheren, mehr dem mittleren wie dem niederen Gebirg gehörigen, mit dem die Wanderjahre beginnen, so fremd, wie es wohl aussehen könnte. Es ist ein auch moralisch erhabener Standpunkt, auf dem wir uns befinden, und wenn auch auf ödem Gestein, doch in Bezug auf den früheren, und das was folgt, von unermeßlicher Fruchtbarkeit. Es ist das ewige Wunder Gottes und der Kräfte, die von unserm gegenwärtigen Standpunkt ausgehen, so daß aus dem Felsen der Quell des Lebens hervorsprudelt. Wir stehen auf diesem ehrwürdigen Granit über aller Geschichte, und werfen dennoch, wie das Gespräch sogleich pädagogisch sich entwickelt, den Blick von unsern jüngsten Tagen und Schulstuben vorwärts in alle kommenden Zeiten, in den Verkehr mit Menschen, in den Umgang der Aelteren mit den Jüngeren, in die kommenden Kindergeschichten aller Erziehung und in die fortgesetzte gegenseitige Erziehung der Erwachsenen.

Dort auf jenem Gebirg der heiligen Novelle, wo uns in einem reizenden Fernblick, der gleich zur traulichsten Nähe und Bewirthung wurde, die Flucht der heiligen Familie zur Anschauung kam, standen wir auf den wohnlichen Höhen der zweiten Schöpfung, wo jene Wasser hersprudeln, die in das ewige Leben quillen. Hier dagegen, auf dieser Granitmasse, stehen wir auf den noch chaotischen Höhen der ersten Schöpfung, auf dem schmalen Gebreite, dem Isthmus gleichsam

zwischen Sein und Nichts, über gähnenden, schwarzen, entsetzlichen Tiefen des Urseins unseres Planeten, auf einem Felsen=Riff, wo noch erst jene Welt werdenden oder Welt bildenden Wasser sprudeln und tropfen und sikkern, von denen es heißt: und der Geist Gottes schwebete auf dem Wasser und alles war wüste und leer. Aus diesem Granit, auf dem gedankenvoll Wilhelm und Jarno, sorglos und spielend die Kinder jetzt weilen, und in die Weite der herrlichen, oder vielmehr erst herrlich werdenden Welt hinauf, umher und schwindelnd hinunterschauen — um schon jetzt die dreifache Ehrfurcht zu empfinden — hier zimmerte einst Gott der Herr den Wassern den ersten Born, als er sie fing und sie sich fangen ließen, als er ihnen rief und sie kamen, als er das Feuchte von dem Trocknen schied, als die ersten Gestirne frisch und froh leuchtend aus dem Urgewässer aufstiegen, und zum ersten Mal die Sonne über dem Meere und den Landen, über den Wäldern und den Gebirgen brannte.

Dort also in jener heiligen Novelle hatten wir christliche Vorwelt vor uns, hier haben wir mosaische; dort blickten wir in die ersten heiligen Anfänge des Weltverjüngungsprocesses zu ewiger Herrlichkeit, hier blicken wir in den Proceß jener ersten kosmischen Kräfte, welche kolossale Granitberge zusammenrückten als ein Gerüste, auf dem Gott der Herr eine unendliche Welt bauete. Welch' ein Umkreis der Geschichte von diesem ersten Feuchten, von diesem Urgewässer der Schöpfung, diesem ersten Granitblock hin über abgründliche, grauenvolle Unermeßlichkeiten bis zum Entstehen großer, der vollendeten Welt Gottes abgelauschter Kunstwerke in der pädagogischen Provinz, von Menschenhand und Meißel oder Farbe und Ton und Sprache und doch auch vollendet ausgeführt, bis zu jenen Teleskopen, die der Astronom wie Geschütze nach dem Jupiter richtet, um den Planeten mit der Intelligenz des menschlichen Auges gleichsam zu treffen und zu erobern, und die gewonnene Erkenntniß, die Einsicht in das Gesetz des Weltkörpers, als Beute davon zu tragen, bis endlich zu jenen socialen Verbindungen der Handwerker, Fabrikherren, Landbebauer, Naturforscher, Kunstbeflissenen, um nach Amerika auszuwandern und Cultur zu verbreiten, wie das alles der fernere Verlauf der Wanderjahre uns bringen wird!

Ich gedenke hier und im Folgenden keineswegs in alle die reichen Einzelheiten des Gesprächs zwischen Wilhelm und Jarno einzugehen, um seinen pädagogischen Inhalt in jeder Besonderheit zu prüfen und zu erklären, wie ich denn überhaupt nirgend in diesem Buche die Absicht habe, eine Erklärung des Details zu geben. Weder will ich der Selbstständigkeit des großen Dichters zu nahe treten, noch auch die Selbstständigkeit des Lesers irgendwie verletzen, aber ich möchte

auch der eigenen Selbstständigkeit nichts vergeben, und daher der Freiheit meiner eigenen Individualität und Gedankenrichtung keine andere Einschränkung verleihen, als welche durch die Beschaffenheit und hohe Trefflichkeit des Gegenstandes und die Bescheidenheit geboten wird. Im Uebrigen sei es mir erlaubt, nur nach meiner Freude über die Wanderjahre und Begeisterung für sie zu verfahren, und mehr einem Spaziergänger als einem Geschäftsmann, mehr einem aufrichtigen Kunstfreunde als einem Commentator zu gleichen. Vieles gedenke ich daher nur in ein angemessenes Licht zu rücken, um bei anderem um so länger zu verweilen. —

Jarno weiß nun im Verlaufe des Gesprächs, trotz aller Lakonie und eines gewissen Geheimsinns, doch aus den Steinen die hellsten Gedankenfunken zu schlagen, welche über die menschliche Natur sehr wichtige Aufklärung geben, und weiß der zu beobachtenden Maßregeln im Punkte der Erziehung und des Unterrichts nicht wenige uns zuzuführen. Eine Stelle (S. 50) unter andern greift, was das: „Aller Anfang ist schwer" betrifft, ergänzend in den Lehrbrief der Lehrjahre zurück. Nur im Verschweigen der Wahrheit oder in der einstweiligen Darreichung des Nichtgegründeten an Stelle des Wahren dürfte es sich doch etwas anders verhalten, wo es sich um die richtige Erziehungsmethode handelt, als Montan meint, und zum Erstaunen Wilhelm's auch praktisch in allem Ernste befolgt. Gewiß hat die biblische Ueberlieferung der tiefsten und schwierigsten Wahrheiten auch hier selbst in der Form etwas ganz Neues und allein Richtiges getroffen. Die Bibel nämlich weiß, im alten, wie im neuen Testamente, die schwersten Probleme in Betreff der Natur wie des Seelenprocesses, ohne je unwahr zu sein, in einer so wunderbar richtigen Sprache der Kinder zu stellen und zugleich zu lösen, daß Göthe auch vielleicht mit deßhalb der Bibel so innig zugethan war, indem er auch diese Eigenthümlichkeit an ihr bewunderte, die Erziehern nicht genug zum Studium und zur Nachahmung empfohlen werden kann. So daß wer Virtuosität genug besäße, die Bibel in ihrem Verfahren mit der Weise der Griechen im Ergründen, Entwickeln, im Selbstauffindenlassen zu verbinden, sich in den Besitz einer Erziehungs- und Unterrichts-Methode gesetzt hätte, die nichts mehr zu wünschen übrig lassen würde. —

Gegen das Ende wird das Gespräch beider Freunde denn auch wirklich platonisch in der Art der Untersuchung, der Entwickelung, wie auch Wilhelm zu bemerken Gelegenheit nimmt in der Hindeutung auf Sokrates. Jarno-Montan hat sich übrigens, selbst in seiner jetzt dem Extrem zugekehrten Lebensrichtung, vermöge der gediegenen Verständigkeit, die ihn von jeher auszeichnete, stets in seiner Gewalt, ja oft will er im Grunde mehr einseitig *scheinen*, um ein und anderes Mal zu

Gunsten eines tüchtigen Erreichens es auch zu sein, ohne es je lange zu bleiben. Montan weiß die offenbare Liebhaberei, die er mit der Steinwelt treibt, doch mit Gründlichkeit zu verbinden, und ist mit Recht ein Feind alles tändelnden Dilettantismus, alles bloßen Spiels in Sachen der Erziehung, wo er vor allem Gründlichkeit fordert. Auch er weiß die Zucht der Entsagung trefflich zu schätzen, und gehört so würdig dem Bunde der Entsagenden.

Es ist in diesem Gespräche sehr beachtenswerth, daß sich Jarno ausdrücklich an der einen Stelle dahin ausspricht: „(die starren Felsen) sind nicht zu begreifen", worin, ungeachtet Wilhelm dem Freunde einige Verstellung dabei zutraut, indem diesem das Begreifen doch überall zur Hauptsache gehöre, doch auch eine tiefere Wahrheit mit anklingt, nämlich die, daß das Feste, das Starre, die Materie als solche in ihrem letzten Grunde für die Erkenntniß, für das völlige Begreifen allerdings ein durchaus immer noch Problematisches ist. Und Göthe, der ein entschiedener Feind alles metaphysischen Versteckenspielens, aller Taschenspielerei einer oft bloß sophistischen Dialektik war, ist nie abgeneigt gewesen, diese immer noch andauernde Unerklärlichkeit der Materie in sein Credo mit aufzunehmen.

Ferner dürften im Laufe jenes Gesprächs die Winke höchst dankenswerth sein, daß wir bei der tieferen Forschung uns auch zum Geiste eben so wie zur Natur zu verhalten haben, um das Gesetz in seinem objektiven Vorhandensein wirklich zu erkennen, und nicht bloße Einbildungen, Hypothesen für erkannte Gesetze auszugeben, und darauf hin weitere Schlüsse zu machen, wobei zugleich zart und sorgfältig darauf verwiesen wird, daß es nicht genug zu beachten und anzuerkennen sei, wenn die Natur in einem einzelnen Phänomen dasjenige bereits andeute, was auf dem Gebiete des Geistes noch in einer besonderen Weise vorgehe. Auch die im Zersetzen und Anzweifeln oft überstarke und damit eben schwache Exegese gewisser Theologen oder Religionsphilosophen dürfte sich aus S. 46 das Ihrige von Zurechtweisung heilsam entnehmen können. Wenn aber ferner, ganz im Sinne dessen, was später im Romane von vielen Mitgenossen der hier waltenden socialen Bestrebungen zur Ausführung gebracht wird, wenn Jarno die Nothwendigkeit relativer Einseitigkeit in der Bildung behauptet (ohne daß damit der Aufgeschlossenheit für's Allgemeine, der Vielseitigkeit der Cultur zu nahe getreten würde) um es zur Tüchtigkeit und zum Nutzen für die Menschheit in einer bestimmten Richtung zu bringen; so ist dieses, wie schon in der Einleitung gezeigt worden, eine der Grundansichten Göthe's stets gewesen und geblieben, und es möchte um so mehr in Uebereinstimmung mit dem socialen Zeitalter sich befinden, als sich durch jene Behauptung und Forderung Montan's

vom Gebiet der Erziehung aus auch die Vertheilung der Arbeit, wie sie von unserer Zeit dringend in Erinnerung gebracht worden ist, in eigenthümlicher Weise geltend macht. Endlich aber giebt sich in den Aeußerungen Montan's auch hier wieder die Zukunft unsers Romans so wie die Gegenwart und Zukunft der laufenden Geschichte darin kund, daß ausdrücklich auf den Handwerkerstand (S. 51) ein so großes Gewicht gelegt wird, mit der besonderen Andeutung, daß dieser sich mit der Kunst lebendig zu vermitteln habe. Und wenn wir etwas später, S. 56 lesen: „Unter solchem Gespräch nun zog Wilhelm, ich weiß nicht zu welchem Gebrauch, etwas aus dem Busen, das halb wie eine Brieftasche, halb wie ein Besteck aussah, und von Montan als ein altbekanntes angesprochen wurde. Unser Freund läugnete nicht, daß er es als eine Art von Fetisch bei sich trage, in dem Aberglauben, sein Schicksal hange gewissermaßen von dessen Besitz ab. — Was es aber gewesen, dürfen wir an dieser Stelle dem Leser noch nicht vertrauen"; so wissen wir schon, daß damit etwas gemeint ist, was mit Natalien aus den Lehrjahren her in dem schönsten Zusammenhange steht, und daß jenes Etwas auf Vorurtheillosigkeit und Selbstbeschränkung Wilhelm's für die Zukunft hindeutet, wodurch er die Weisheit Montan's in Betreff der relativen Einseitigkeit zu Ehren bringt. Auch ist ja die edle Wundarzneikunst, wie ja sogar eine gewisse Seite der Kunst selbst, wenn wir an das griechische *χειρουργία* denken, als ein Werk der Hand dem Handwerke nicht bloß stammverwandt, sondern als ein Handwerk zu betrachten.

Indem wir nun vor dem Scheiden von diesen Gebirgshöhen noch einmal in die Weite vor uns blicken, so stellt sich uns eine unermeßliche Fernsicht dar, und vergegenwärtigt uns in diesem einen Blick den labyrinthisch großartigen Plan, nach welchem die Wanderjahre, ganz ähnlich wie der zweite Faust, angelegt und größtentheils auch ausgeführt sind. In diesem Labyrinthischen und doch, sobald man nur näher an die einzelnen Gegenstände herantritt, Wohlgeordneten fühlt sich der kräftige Geist wohl, weil er, eben erst auf's Beste unterhalten, auch noch durch eine fortgesetzte Spannkraft für dasjenige angeregt wird, was er noch weiter erfahren werde. Man bekommt das Gefühl wie bei einer großen Reise, die man so eben angetreten hat. In diesem Labyrinthischen der Wanderjahre setzt sich immer noch Aegypten (Vergl. den Anfang) fort, auf welches wir durch die heilige Novelle hingelenkt wurden; es ist uns beim Lesen dieser Partie des Göthe'schen Romans oft, als schritten wir durch die Trümmer einer heiligen Vorwelt (und das sind ja diese Steine auch, wenngleich sie Europa angehören), durch Mausoleen und Katakomben, durch die Kammern ungeheurer Pyramiden, welche die Natur hier selbst aufgebaut hat.

Felix freilich bildet zu diesen ruhenden, kolossalen, altehrwürdigen Felsengestalten in seiner leichten, wild-jugendlichen Beweglichkeit, die gazellenartig von einem zum andern springt, den lieblichsten Gegensatz, und wir werden durch ihn auf eine ganz und gar andere Zeit und Generation hingelenkt als die ist, welche Wilhelm und Montan die ihrige nennen. Es arbeitet in Felix fast ruhelos die ganze Ungezähmtheit und Unbändigkeit einer sich überstürzenden Jugend, der sich nun gar noch Fitz, eine Art Gamin der Landstraße, beigesellt.

---

Nicht lange aber und wir sind auch der Lokalität nach in einer durchaus anderen Umgebung als die jener Gebirgswelt. Auf diesem Landsitze eines höchst originellen Mannes, der uns als der Oheim eines Schwesternpaars, Hersilien's und Julietten's, vorgeführt wird, finden wir im Gegensatz zu dem eben verlassenen Gebirg von lauter Urwelts-Contouren und -Massen die Vereinigung von tüchtigem Landbau, Wunderlichkeit der Lebenssitte, Bildung und allen Comforts, die nur zu Bequemlichkeit und Genuß beitragen mögen, wie sich denn hier gleich anfangs der ganze Kosmopolitismus deutscher Bildung vor uns aufschließt. Ein heiter geregeltes Leben umgiebt uns. Sogar die Literatur, bis auf die letzte ihrer Erscheinungen, wird hier von Damen und Herren sorgsam gepflegt. Wir finden in der munteren Eingangsrede Hersiliens sogar die Weltliteratur hier verkündet. S. 71. Kurz, wir haben die ganze moderne Zeit, und was insbesondre den Oheim betrifft, so hat er für Sprüche und Inschriften an allen Ecken und Kanten gesorgt, so daß die Pädagogik unsers Romans auch nicht unbedacht bleibt, und auch für die sociale Zukunft Same auf einen sehr urbar gemachten Acker gestreut wird. Göthe liebt deßhalb diese Sonderlingsmenschen, wie dieser Oheim einer ist, so sehr — obwohl er das Gefährliche der unbedingten Absonderung sehr wohl kennt, und gehörigen Orts zu rügen weiß — weil sich in ihnen, in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit, ein tüchtiges Stück Natur unversehrt erhalten hat, mag die sich verfeinernde Welt dagegen unternehmen, was sie nur wolle. Der unsrige ist und lebt als Gutsherr wie ein kleiner Fürst, er hat jedoch auch Elemente in sich aufgenommen und durch Besitz cultivirt, die bis nach Amerika hinausreichen.

Am artigsten und unterhaltendsten aber sind die beiden Nichten, von denen die humoristische Hersilie, in geistreichem, neckischem Geplauder und Geschreibe geradeswegs unerschöpflich ist; denn man trifft auf

diesem Familiensitze ganz das Doppelleben des heutigen Gebildeten an, von unmittelbarem Austausche des Wortes und geschriebenem Ausdruck, so daß wir durch den reichen Familienbriefwechsel auch schon mit zwei neuen Gestalten von der höchsten Wichtigkeit für die Zukunft bekannt werden, mit Lenardo'n und mit Makarien.

Indem nun durch Hersilien an Wilhelm ein Manuskript verabreicht wird: „die pilgernde Thörin“ überschrieben, so haben wir in diesem Stücke die zweite Erzählung in dem Novellenkreise unseres Romans, die freilich (und um so wirksamer) zu jener heiligen Novelle in einem so weltweiten Contrast steht, daß uns dort christliche Urwelt in den reinsten Typen patriarchalischer Einfalt, hier dagegen allerliebste Coketterie geboten wird, ein graziöser und doch völlig unbescholtener Leichtsinn, ein Anlauf gegen alle bisherige Frauensitte, wie ihn nur je die Phantasie einer französischen Nonchalance hat aussinnen können. Auch diese pilgernde Thörin theilt übrigens den Familienzug mit allen Hauptfiguren der Wanderjahre: sie ist eine Entsagende; sie scheint sogar der ganzen Welt zu entsagen, denn sie flieht fortwährend auf ihrer Wanderung durch die Welt dennoch die Welt, und diese Entsagung ist um so unerklärlicher, spannender, als die Entsagende reizend, mit allen Zierden der Bildung und des Benehmens geschmückt ist, ja sie ist so genial in ihrem Auftreten, daß ihre Reise durch die Länder als Abenteurerin zu Fuße, ohne allen männlichen Schutz, fein und doch imposant durchgeführt wird; so daß solches Auftreten sogar schicklich, daß es selbst wieder Takt und Sitte wird, mit einer Unnahbarkeit gewaffnet, die jede Zumuthung von Gegenliebe, um sich zu binden, schon im Moment des Entstehens in dem Werbenden sofort zu überwinden weiß; so daß diese Thörin klüger als alle zu sein scheint, diese Heimathlose, heimisch und Herrin wohin sie gelangt. Das reiche Farbenspiel dieser Novelle reflektirt sich in zwei didaktischen Haupteindrücken, der eine, eine ausreichende Entschuldigung der Thörin, der andere, fast eine Warnung für Wilhelm. Jener veranschaulicht uns, daß die Entsagung ein allmächtiger Schutz gegen alle Unbill ist, dieser deutet an, daß Wilhelm doch in sich gehen, und seine Wanderung so einschlagen möge, um nicht bei größerer Sorgfalt als jene Sorglose dennoch ein pilgernder Thor zu werden, eine Lehre, die ihm wie von dem Jarno der Lehrjahre so unter der Hand zugetheilt erscheinen könnte. (S. 96 begegnen wir jedenfalls einem Druckfehler; es muß statt Austritt ohne Zweifel Ausritt heißen.) —

Will Jemand in jener auf sich fußenden und männlich genug gearteten wie auftretenden Thörin auch schon eine Vorläuferin der modernen Emancipation des Weibes erkennen, vom Dichter schon voraus-

gesehen, und mit schalkhafter Ironie hier eingelegt, so haben wir dagegen nichts einzuwenden.

So bietet sich denn in diesem ländlichen Aufenthalte unseres Freundes dem Leser eine große Mannichfaltigkeit von Eindrücken dar, so daß in dieser Vereinigung von Industrie und Lebensgenuß, von Nützlichkeit und Befriedigung des Schönheitssinnes schon um vieles deutlicher die pädagogischen und socialen Richtungen des Romans als letzte Zwecke sich erkennen lassen. Auch in Ansehung Lenardo's erfahren wir bereits, daß er eben wie Wilhelm auf der Wanderung begriffen sei. Schon kündigt sich uns auch Amerika hier an. Wir finden hier eine ähnliche Stimmung für die Uebersiedelung dort hin verzeichnet, wie sie sich in unsern neuesten Tagen kund giebt. Wir finden auf dem Besitze des Oheims einen ächt englisch-amerikanischen Sonntag; wir finden sogar einen ganz amerikanisch gefärbten Religionskultus, den der Dichter doch gewiß in keiner Weise schon als einen genügenden, die gesunde Kirchlichkeit ausdrückenden zu geben beabsichtigt, aus welchem sich aber dennoch Jeder eine schöne Verbindung von Einsamkeit und Gesellung als Lebens-Maxime entnehmen darf. S. 124. Auch freuen wir uns hier bei Göthe, wie wenigstens wir es uns auslegen, dem Ausdrucke für die Wahrheit zu begegnen, daß wo Gewissens-Skrupel in die schlechte Unendlichkeit hineinspielen, man vernünftigerweise zurückzukehren habe, indem es buchstäblich heißt: „was gar nicht aufzulösen ist, überlassen wir zuletzt Gott als dem allbedingenden und allbefreienden," ein Ausspruch dessen überaus tiefe Weisheit wir auch nach einer anderen Richtung hin anwenden dürfen, indem wir uns sagen, daß alle Bemühungen (an denen unsre Zeit so reich ist), das Feste, das Gediegene, den ganzen positiven, wenn auch geheimnißvollen Hintergrund der Religion und zumal das Positive ihrer dokumentalen Ueberlieferungen in Nichts durch den Zweifel aufzulösen, ganz und gar vergebens seien; was weise zu erwägen freilich vielen der Jetzigen gar nicht einfällt, indem sie noch gar damit groß thun, der Kirche, ja der Religion völlig entbehren zu können.

Ferner muß es überaus erfreulich sein, schon in dieser Partie der Wanderjahre — ein wenig weiter zurück — zwei Aeußerungen anzutreffen, die all' dem communistischen Streit und Fanatismus der Gegenwart über Besitz und Nichtbesitz auf das Menschenmögliche und zugleich wahrhaft Sittliche in aller Humanität zurückführen, um alle Ausschweifungen in's Maßlose nach zwei entgegengesetzten Seiten hin abzuschneiden, und dadurch um so mehr das Sociale in seiner Gesundheit in Aufnahme zu bringen, indem es einmal in den Lebensgrundsätzen des Oheims heißt: „Vielen das Erwünschte" und dann wieder: „Jeder suche den Besitz, der ihm von der Natur, von dem

Schicksal gegönnt war, zu würdigen, zu erhalten, zu steigern, er gr[…]e mit allen seinen Fertigkeiten so weit umher als er zu reichen fähig i[…]; immer aber denke er dabei wie er andere daran will Theil nehmen l[…]sen: denn nur in so fern werden die Vermögenden geschätzt, als and[…]e durch sie genießen." Obwohl diese letzte Erklärung Julien's und zu[…] des Spruches: „Besitz und Gemeingut" doch im Sinne Göthe's n[…] einer ausdrücklichen Berichtigung, und zwar am Ende der Erläuterun[…] bedürfte, indem wir uns zu den Worten: „als andere durch sie g[…]nießen" hinzudenken: oder als sie sich zugleich durch Bildung und G[…]sinnung auszeichnen. Denn allerdings würde es doch wieder der en[…]schiedendste Egoismus der Besitzlosen sein, die Reichen nur in so fe[…] zu schätzen, als sie gleichsam Organe oder vielmehr Vermittler des G[…]nusses der Besitzlosen wären.

Indem Göthe in dieser Stelle darauf hinweist, wie der Besitzen[…] stets zu dem Hinblick auf den Besitzlosen verpflichtet sei und eingede[…] zu sein habe, daß er mit ihm als Mensch zum Menschen in eine[…] Bruderbunde stehe, so ist dadurch zugleich der tiefste Nerv des S[…]cialismus in Wirkung gesetzt, indem sofort erhellt, daß das Dinglich[…] das Sachliche, also eben der Besitz nie ein Letztes sein dürfe, wed[…] so, daß der Reiche sich dem Wahn überlasse, er habe an dem reichste[…] Besitz etwas wirklich Unendliches, noch auch so, daß der Reiche, al[…] Vielvermögender, als Mächtiger gar sich vermesse, seinen Nebenmen[…]schen selbst je zur Sache, die ihm gehöre, herabzuwürdigen. Der So[…]cialismus der neuen Zeit, wie er eben dazu berufen ist, sich i[…] Leben des Staats und der Kirche in freien Institutionen fortzusetze[…] und zu versichtbaren, ist daher der äußerste Gegensatz, oder noch rich[…]tiger, die vollendete Ueberwindung der Leibeigenschaft des Mittel[…]alters, denn er ist der thatsächliche Ausdruck dafür, daß der Mensc[…] seiner Abstammung nach, und durch das Bewußtsein um diese Abstammung, kein Höriger seines Gleichen oder auch der bloßen Natur sei, indem nicht einmal der Leib, geschweige denn die Seele, Jemanden au[…] Erden gehört, da der Mensch als von innen heraus organisirtes Wesen keine Sache, kein Ding ist, auch nicht das Ding an sich, welches Kant beschäftigte, sondern Geist, also Person, also Einzigkeit im höchsten Sinne des Wortes, und nur demjenigen durch den Geist ebenbildlich verbunden und gehörig, der aus dem Geist Schöpfer des Alls und also auch des Menschen ist.

Dieser Culturblick allein gewährt die Einsicht in die Sicherstellung der ganzen Gesellschaft und aller ihrer Errungenschaften, so wie die Sicherstellung aller socialen Unternehmungen selbst. So wie aber der Mensch sich wieder durch Verblendung oder durch Willkür zur bloßen Natur macht, und also das Gebiet des bloß Sachlichen oder Dingli-

chen, höchstens das der blind wirkenden Kraft, für seine erste und letzte Heimath erklärt, so ist die Gesellschaft und mit ihr jede sociale Errungenschaft wieder gefährdet, denn jetzt sind alle Mächte der Natur (das bewußtlose Walten des bloßen Gesetzes) der Willkür des Einzelnen — wenn auch zum Theil nur im Wahne desselben — anheimgestellt, und nicht die Harmonie des Ganzen, sondern nur noch das vermeinte Glück des Einzelnen ist nun das höchste Ziel, nach dem in ungestümer Hast gestrebt wird. Solch Glück aber ist eben so sehr ein Unglück. Dieß führt uns auf die nähere Betrachtung einer der merkwürdigsten, tiefsinnigsten Gestalten, die Göthe je geschaffen hat, die wir schon früher mit einigen Umrissen gezeichnet haben, die wir hier jedoch specieller würdigen müssen, um uns den Weg zu den wichtigsten Erörterungen für unser ganzes Unternehmen zu bahnen. Jene bei aller Leichtigkeit ihres Erscheinens doch tiefsinnige Gestalt ist — Felix.

Wie Göthe den Felix in den Lehrjahren und ferner in den Wanderjahren uns vorführt, ist er, künstlerisch betrachtet, eine der gesundesten Schöpfungen des Dichters, und zwar um so gesunder, das heißt hier lebenswahrer gedichtet, als Felix selbst krank ist und krank sein muß, nämlich Felix ist krank an Geist, da er unter der Herrschaft der bloßen Natur steht. Felix hat alles das in hohem Grade, was die Natur besitzt, da wo der Mensch mit ihr willkürlich gebahrt, und sie in der Leidenschaft auch wieder mit dem Menschen, ja Felix hat sogar die herrlichsten Anlagen des Geistes, aber Anlagen des Geistes, die stets von der Laune der Natur geleitet und beherrscht werden. Felix steht in der Leibeigenschaft der Natur; er paßt daher nicht ganz in den beabsichtigten Socialismus der Verbündeten Wilhelms und der neuen Zeit, und soll auch nicht ganz in sie hineinpassen, obwohl er eine ihrer schönsten, wenn auch abfallenden Vorblüthen ist. Felix gehört seinem Herkommen nach noch dem alten Leben Wilhelm's an, dem, in welchem der Kaufmannssohn, zwar begabt und vom Idealismus eingenommen, dennoch nur con amore lebt, und zwecklos hin und her experimentirt, willkürlich lebt und liebt und sogar willkürlich ein Kind erzeugt. Felix ist daher auch ein bloßes Experiment, der Liebe zwar, aber der ungeregelten, ungeordneten, noch der Zucht des Geistes entbehrenden Liebe. Wilhelm hat Felix mit Marianen außerehelich gezeugt. Daher trägt dieser auch ganz das Mutter- und Vatermahl, alle Züge der Naturleidenschaft und Wildheit jener Zeugung, an sich, und ist als ein solches Produkt, aber auch nur als solches, liebenswürdig. Der Felix der Wanderjahre ist in Betreff Wilhelm's und Marianens aus einer ganz ähnlichen Liebe hervorgegangen, wie der Euphorion des zweiten Faust in Betreff Faust's und Helena's. Felix steht daher nach dem allen erst auf dem Wendepunkte der alten und der neuen

Zeit, trotz seiner Jugend, obwohl er natürlich mehr der neuen als der alten Zeit angehört.

Aber Wilhelm selbst gehört auch den Verbündeten, somit einer neuen Ordnung der Dinge und des Lebens an, einer neuen Zeit in Vergleich mit der des vorigen Jahrhunderts und seiner Menschen; in diese neue Zeit wächst Felix hastig hinein. Wilhelm ist namentlich durch die Liebe zu Natalien wiedergeboren. Er ist ein Entsagender geworden, und dadurch erst recht zum festen, sichern Besitz des Gegenstandes seiner Liebe gelangt. Natalie ist daher in dem wiedergebornen Leben Wilhelm's, in der neuen Ordnung, der neuen Gesellschaft (im Gegensatz zu der von umherziehenden Schauspielern) der gerade Gegensatz zu Marianen, ganz so wie Makarie im Verhältniß zur Natur und im Geiste der moralische Gegensatz zu Felix ist.

Der Hauptgesichtspunkt ist also vor allem der: Felix ist hervorgegangen aus einer bloßen Willkürzeugung und Willkürliebe. Dieses Band war daher auch für die Eltern kein bleibendes und konnte es nicht sein, denn was wäre wohl auf dem Gebiete der bloßen Natur des Bleibenden zu finden? Göthe hat hier, wie gerade in den bei Vielen so verrufenen Wahlverwandtschaften, die Nothwendigkeit und Heiligkeit, die Unwandelbarkeit der Ehe zur Anerkennung erhoben, indem er uns in sehr zarter Weise fühlbar macht, daß das Natürliche eines höheren Positiven, und zwar eines vom Geist und für den Geist Gesetzten bedarf, um einen sittlichen Halt zu gewähren. Wie denn derselbe Göthe auch in der Anerkennung der Sakramente in Dichtung und Wahrheit diesen seinen sittlichen Takt wunderbar richtig ausspricht. Es ist eine der größten Verirrungen des modernen Socialismus, eine Verirrung die durch und durch antisocial ist, daß er da wo er seine Mitglieder bleibend binden wollte, die Liebe der Geschlechter der Willkürwahl überlassen, die Liebe und damit die Ehe zur wilden gemacht, und dadurch dem tiefsten Grunde des Staatslebens, nämlich der Familie, mit ihm dem wahren Socialismus selbst, den Boden wieder unter den Füßen fortgezogen, und zugleich die Liebe und Ehe mit dem Gifte der Frivolität zerstört hat. Dieser Atheismus der Liebe hat denn auch gerechter Weise dieselbe Zerstörung über den vermeinten Socialismus der Gegenwart gebracht, wie der entsprechende Atheismus der Religion.

Höchst merkwürdig ist es nun, daß Göthe mehrfach, wie bereits oben angedeutet worden, diese Felix-Gestaltung in seinen Werken hervorbringt, und daß sie ihm auch im Leben einmal begegnet, ein Begegnen, welches auf seine zweite Gestaltung der Art hinwirkte. Göthe liebte diese Felix-Naturen, aber sie machten ihn stets und mit Grund betroffen, denn er wußte sehr wohl, daß diese Gestalten recht eigent-

lich aus jenem dunkeln Grunde der Natur herstammen, welchen er uns so trefflich und gedankenreich aufdeckt in Dichtung und Wahrheit, da wo er von dem Dämonischen zu sprechen Gelegenheit nimmt. Felix ist eine durchaus dämonische Knabengestalt, wie sie zum Jünglinge übergeht. Wer aber sind die andern beiden, die Naturverwandten des Felix?

Die zweite Gestalt mit Felix verwandter Art, die wenigstens auf derselben Linie einer herrlichen und doch gebrochenen Natur mit ihm steht, ist im zweiten Faust Euphorion. Wir werden den weiteren Nachweis später erst führen. Euphorion ist ein Sohn der phantasmagorischen Helena und des naturwild gewordenen Faust. Dem Ausdruck: wilde Ehe, wie das Volk ihn braucht, liegt der unbewußte Tiefsinn zu Grunde, daß in ihr die Göttlichkeit der Liebe selbst der Macht des bloß naturwüchsigen, uncivilisirten Geschlechtstriebes verfällt, von ihm, von den wilden Kräften der Natur, unterjocht wird. Aus solcher Wildheit stammt auch Felix. Daher eben verhält sich Felix zu Marianen und Wilhelmen wie Euphorion zu Helena und Faust.

Das Höchste, zu dem man es mit dem Zwecke des Lebens, mit der sogenannten Bestimmung des Menschen, auf dem vom gesunden Menschenverstande so beliebten Boden der Natur, zu bringen pflegt und auch allein vermag, ist das Glück und weiter nichts. Der Mensch, heißt es hier, ist dazu da, glücklich zu sein. Felix nun ist, der sinnig und treffend gewählte Namen schon sagt es, Felix eben ist: der Glückliche. Aber, wer ist denn glücklich? Eigentlich eben so gut keiner ist es, wie jeder es ist. Göthe sagt selbst: Jeder ist seines Glückes Schmied, und gesteht bekanntlich ein, er sei, alles in allem genommen, höchstens 3 bis 4 Wochen in seinem Leben glücklich gewesen. Also es ist mit dem Glück ein sehr mißliches, gebrechliches Ding.

Wie tief wahr es daher ist, wenn man sagt: bei allem Unglück ist immer auch ein Glück, gerade so wahr auch umgekehrt wird man behaupten müssen: bei jedem Glück ist immer auch ein Unglück. Felix ist eben so gut trotz seines Namens — dem gemäß ihm das Glück schon als Taufschein ausgestellt ist — oder vielmehr signalisirt schon durch seinen Namen, unglücklich, denn das Glück ist auch das Unglück. Felix ist seiner Uranlage nach aber auch eben so gut eine tragische wie eine komische Gestalt, wenn er sich auch bisweilen auf denjenigen Stufen hält, welche die scheidenden Stufen sind des Tragischen und Komischen. Nun sind diese Stufen das Sentimentale und das Naive, und der gemeinsame letzte Grund des Tragischen und Komischen in der menschlichen Natur ist die Schuld; oder wenn man es milder und allgemeiner ausdrücken will, das Uebel. Felix stammt aus der Willkürzeugung, also aus der ungeregelten Natur des menschlichen Indivi-

duums, aber die Züge seiner Individualität in ruhigerem Zustande sind das Sentimentale und das Naive (wie sie die herrschenden auch des Vaters sind), so jedoch, daß diese beiden in Felix immer wieder durch das wilde Naturfeuer der Leidenschaft aufgestachelt werden, wie wir es in Bezug auf das Sentimentale in seiner Neigung zu Hersilien, in Bezug auf das Naive in seinem hastigen Wissenwollen auf's Lieblichste ausgedrückt sehen, in Betreff beider jener Züge zugleich, in der stets in ihm mitgesetzten Lust, zügellos in Abgründe hinüber zu schweifen wie von einer harmlosen Sehnsucht gespornt. Felix sprudelt von Leben, von Naturgeist, und wir finden ihn fast ruhelos in der Bewegung welche das Symptom des Lebens, jedoch auch die Möglichkeit des Falles, des Todes ist. Denn die Wildheit seiner Natur macht diese seine Bewegung unstät, krampfhaft, tollkühn; sie gefährdet ihn fortwährend, ganz in dem Sinne, wie wir oben bereits von einer solchen Gefährdung in Bezug auf das Natursein sprachen. Daher ist es charakteristisch für Felix, daß es, wie uns der Dichter an zwei Stellen der Wanderjahre erzählt, (Vergl. Wj. I. Buch. 104. S. u. III. Buch 235. S.) mit Felix durch die Wildheit seiner Bewegung so leicht zum Sturze vom Pferde kommt; so daß er besonders zum zweiten Mal wirklich in Lebensgefahr sich befindet. Auch das ist tiefsinnig in der Sprache des Volks und in den Traditionen der Religion, daß jenes von einer Jungfrau, welche ihre Unschuld verliert, sagt, sie sei zu Falle gekommen, und daß nach der religiösen wie mythologischen Ueberlieferung auch der primitive Ausbruch der Sünde als Fall, als Sturz der Engel, der Menschen, der Titanen vorgestellt wird. Felix ist, wie er durch den Fall der Mutter, einer Jungfrau, in's Leben gekommen fortwährend mit dem Falle in einem anderen Sinne bedacht und durch ihn gefährdet (in den Lehrjahren auch durch Gift), ähnlich wie Euphorion, der Sohn Helenen's und Faust's, in einer ähnlichen Weise gezeugt, auch jenen Fall, jenen Titanensturz aus eigener ungebändigten Wildheit seiner Natur uns im zweiten Faust auf die herrlichste Weise zur Anschauung bringt, und an einem solchen Sturze sogar tragisch zu Grunde geht. Auch ist hier daran zu erinnern, daß wie der Fall der Engel, der Menschen, der Titanen einmal etwas Hochtragisches ist auch wieder das Fallen eines Menschen im gewöhnlichen Leben oft etwas Nidrigkomisches, Drolliges mit sich führt, so daß wir über einen solchen Fall lachen müssen, weil eben das Tragische und Komische zusammenhängen, auch im Falle aus einer Wurzel stammen.

Dieß bringt uns auf die dritte Felixgestaltung, die Göthe gar erleben sollte, und die der Zeit nach zwischen Felix und Euphorion zu verlegen ist, da sie den letzten erst hervorrief. Diese Felix-Gestalt in's Kolossale und doch nur Fragmentarische, in's Excentrische und un

so Tragischere ausgedehnt, gehört der Wirklichkeit an und ist — Lord Byron.

Lord Byron ist diese Gestalt der englischen Dichterwelt und des geschichtlichen Lebens der neuen Zeit, von der sich das eigentlich Moderne herdatirt, und der eben so glücklich durch Geburt, Anlage, Reichthum (wenigstens in einer gewissen Zeit), Schönheit, Unabhängigkeit, Ruhm genannt werden darf, als er höchst unglücklich war durch kleinliche Auffassung und Behandlung, die er von seinen Landsleuten erfuhr, durch Heimathlosigkeit, durch Todesfälle seiner zärtlich Geliebten, vor allem aber durch Zweifel, ewig gestachelten Ehrgeiz, durch innere Zerrissenheit, durch Vermessenheit und Trotz gegen die ewigen Götter. Auch ihn beherrscht das wildeste Feuer der Natur, verzehrende Gluthleidenschaft zu den Frauen, rasende Unternehmungslust von Abenteuer zu Abenteuer, Tollkühnheit gegen die Gefahr, Gefährdung seiner selbst und der Welt von innen und außen durch ihn selbst. Auch bei Byron läßt sich sehr wohl von einem Falle sprechen, wie denn sein etwas hinkender Fuß mit einer Art Natursymbolik fast auf einen Fall schon schließen läßt, und als Attribut, als Emblem diesen Fall fortwährend repräsentrt; wie ihn ja Lamartine ausdrücklich einen gefallenenen Engel nennt, obwohl Byron uns in seinem Leben und in seinen Werken die schönsten Beweise giebt, daß er sein ewiges Theil gerettet hat.

Im Felix der Lehrjahre ahnte Göthe eine Existenz wie die Byron's schon lange voraus, wie so etwas dem Dichter als solchem häufig gegeben ist. Im Euphorion setzte er dem bereits Erlebten ein Denkmal. Aber alle drei: Felix, Byron, Euphorion sind synonyme, ewige Gestalten des Lebens und der Welt, die in tausendfältig nüancirten Unterschieden und Graden immer wiederkehren, die aus der uralten Gebrochenheit herstammen von Natur und von Geist, aus deren wilder Ehe; von Natur und von Geist in deren beiderseitigem Besitz jene drei Gestalten in bevorzugter Weise sind, so jedoch, daß in ihnen die Natur die Uebermacht hat, daß sie dem Naturelemente vorzugsweise angehören, und sie daher auch Alle die wilden Ausbrüche des Naturgeistes darstellen. Von Felix können wir in Betreff seiner Zukunft nur vermuthen, aber mit Sicherheit vermuthen, nachdem wie er uns als Knabe und Jüngling vorgeführt wird, von Euphorion wissen wir, daß er an seiner Wildheit zu Grunde geht; von Byron ließe sich in einem gewissen Sinne dasselbe behaupten.

Es ist aber gleich sehr zu beachten, daß eben wie die Traditionen der Völker von dem Falle, dem Sturze einzelner Wesen sprechen, sie auch sprechen von Erhebungen, von Entrückungen ausgezeichneter Menschen zu den Göttern, zu Gott selbst. Dieß bringt uns auf Makarien, der wir in den Wanderjahren bis jetzt erst mittelbar durch Berichte

und auf brieflichem Wege begegnet sind, deren wir jedoch hier schon deßhalb im Allgemeineren gedenken müssen, weil wir oben von ihr sagten, sie befinde sich in einem moralischen Gegensatze zu Felix.

Auch hier ist bei Göthe in der sinnigsten Weise die Sache oder vielmehr die Person ihrem Wesen nach schon im Namen vorgebildet. Felix ist der Glückliche, Makarie ist die Selige. Wie es von Makarien nach der Aussage der beiden Schwestern, Hersilien's und Julietten's, heißt: „sie erzählten von einer würdigen Tante, die unsern in ihrem Schlosse wohnend als ein Schutzgeist der Familie zu betrachten sei. In krankem Verfall des Körpers, in blühender Gesundheit des Geistes, war sie geschildert, als wenn die Stimme einer unsichtbar gewordenen Ursibylle rein göttliche Worte über die menschlichen Dinge ganz einfach ausspräche" (S. 94); so ist Felix gesunden Körpers, aber es scheint in ihm eine strotzende Gesundheitsfülle zu frühem Tode hinzudrängen, während Makarie in physischer Gebrechlichkeit bereits dem Matronenalter angehört. Das Naturfeuer und der Ungestüm der Leidenschaft lassen dagegen das seelische Leben in Felix als leidend vermuthen, so daß der Geist zwar wissensdurstig ist, und in allerliebsten Einfällen aufflammt, jedoch in Zuckungen, die keine Norm, keine Gesetzmäßigkeit verrathen, in einer Hast, die über die geordnete, allmähliche Entwickelung des inneren Lebens hinwegzuspringen droht.

Makarie also ist keineswegs bloß die Glückliche, sie ist vielmehr schon hienieden die Selige. Makarie hat das Leben überwunden, obwohl sie noch in ihm steht, und nun Andern es überwinden hilft. Aber sie steht auf Erden und wirkt für die Erde, während ihre siderische Natur zugleich über die Sterne hinausdringt, und so das Leben mit seinem Tode schon jetzt überwältigt; denn die Erde ist ihr nur ein Stern unter Sternen, und sie ist in dem Sternen-All heimisch. So stellt Makarie das Umgekehrte jenes Falles, Sturzes, wie wir ihn in Felix und später in Euphorion erkannten, an sich dar, die Erhebung, die Entrückung zur Höhe schon bei Lebzeiten, in Aussicht auf ihre baldige Entrückung im Sinne der Ewigkeit, wie denn Wilhelm später, in einem Traume, Makarien auch unter die Sterne entrückt schaut.

Wie in Wilhelm, namentlich seitdem sein Verhältniß zu Natalien besteht, der Sturm der Leidenschaft, die Wildheit bloßer Naturliebe und Geschlechtlichkeit zu brausen aufgehört hat, so in Makarien im Verhältniß zu allen Ihrigen, ja zu allen Menschen; es hat alles Leidenschaftliche, alles wilde Natursein längst in ihr aufgehört, alles Gewölk zwischen Erde und Himmel ist für sie geschieden; ihr Himmel, der äußere wie der innere, ist klar, und so wandelt sie schon jetzt im Geiste den Gang von der Erde zu den andern Sternen. Doch — wir werden sie sogleich in ihrer irdischen Häuslichkeit und Umgebung näher

kennen lernen, und kehren nur noch für einige Augenblicke zu dem Aufenthaltsorte unseres Freundes, auf dem Landsitze des Oheims, zurück.

Gewisse Wiederholungen, welche in diesen Partieen der Wanderjahre hervortreten, lassen, wie manches andere, auf eine letzte Feile und Füllung schließen, welche Göthe sich vorbehalten hatte. So z. B. wenn S. 98 „vom Speisen nach der Charte" die Rede ist, und wiederum S. 103 dieselbe Bemerkung gemacht wird. — So S. 95 „das Umgekehrte" und S. 99: „daß man sie alle umkehren kann."

Die Novelle: „wer ist der Verräther?" leitet uns zu Makarien hinüber. Diese dritte Novelle könnte man eine andere Art von Wahlverwandtschaften nennen, nur mit dem Unterschiede, daß hier Anlage und Ausführung, daß hier die Natur der handelnden Personen wie des waltenden Schicksals keinen tragischen, sondern einen solid bürgerlichen Charakter haben, und daher auch trotz aller Verwickelung und Eigenheit des einzelnen Naturells einen heitern Ausgang nehmen. Das was hier nun einmal in der Individualität Lucidors angelegt ist, siegt über alle Zumuthung, die man diesem machen mag, und überbietet jeden Plan, den man in der besten Absicht bereits für ihn ausführt, ungeachtet Lucidor, der sehr zu Verzweifelungen geneigt ist, alles dazu beiträgt, um durch die Ueberwallung seines Affekts seine Sache bestens zu verderben, wodurch aber er selbst und das Ganze an Ergötzlichkeit noch gewinnt, wozu jedoch freilich ganz besonders der erzdrollige Junker das Seinige beisteuert. Die Wahlverwandtschaften entstehen hier auf der einen Seite durch den erfahrenen und aller Länder kundigen Antoni und Julien, Geographin und Weltgängerin noch dazu und zwar wohin man nur will; wie auf der andern Seite durch Lucidor, der der beste Beamte zu werden verspricht, den es geben mag, aber doch auch, und um so mehr, für's solid Weibliche, Ernstgesittete seine sehr bestimmten Wünsche hat, und Lucinden, die alle diese Wünsche erfüllt, ja übertrifft. Sind nun die beiden Väter auch wacker, wie es im höchsten Grade der Fall ist, nur daß der Vater Lucidor's bei allem Kennenwollen der Wünsche seines Sohnes denn doch dieselben nicht stärker als bis auf's gerade Gegentheil verkennt, und schlägt nun in dieses allerliebste Familiengewebe gar noch ein „alter Hausfreund" als eine Art Mittler ein, um alles Verwickelte, Verzettelte, Verzottelte und Vertrackte wieder in die Richte zu bringen, so gewährt dieses im Vergleich mit dem Früheren eine Lektüre, welche dem Gange des Romans ein ganz neues lustiges Erregungsmittel, und so die angenehmste Unterbrechung zuführt, wie sie eben ganz zweckmäßig ist, um beim Verweilen unter einem gastfreien Dache uns auch noch eine erwünschte Nachtlektüre zu gewähren.

Das wahrhaft Deutsche dieser Novelle (wie der Dichter selbst lieblich es andeutet) tritt in sein volles Licht unter dieser „herrlichen Buche" und bei dieser „Morgenandacht" so wie in dem ächt deutsch-weiblichen Jugendwunsche Julien's „Müllerin zu werden", wie wir Deutsche ja in Fliederlauben und Spaziergängen auf dem Wall um die Stadt, in wallenden Kornfeldern und auf Kirchhöfen bereits eine Unendlichkeit solcher bescheidenen Seligkeiten aus unserem Volksnaturell her erhalten haben. Uebrigens zeigt die Novelle: „wer ist der Verräther?" in ihrem Verlauf etwas Rapides, was nicht zu tadeln ist, da es in einem schönen Contrast steht zu dem unschlüssigen Lucidor, den, seiner sonstigen Trefflichkeit wegen, das Schicksal zu einem nicht gewöhnlichen Glücke fortreißt, und worin sich Wilhelm Meister selbst wie im Spiegel sehen mag, wie sich denn auch Lucidor S. 162 plötzlich im Spiegel erblickt. Aber — jetzt vor allem

---

## 2. Makariens Besitzthum und erstes Erscheinen.

Wir gelangen in diesem Augenblicke in eine ganz und gar andere Luftschicht unseres Romans, oder vielmehr in eine zwar auch bewohnte Region, deren durchaus milde und gleichmäßige Atmosphäre jedoch uns ein Lebenselement ist, in dem wir uns wie neugeboren fühlen an Seele und an Leib. Wilhelm kam eben aus einer Gegend, die ihm auch schon des Herrlichen viel geboten hatte. Auch hier hatte er überall Thätigkeit und ordnenden Verstand, Rührigkeit des Tagesgeschäfts und höhere Lebensrichtung gefunden, aber er hatte doch auch den Widerstreit der menschlichen Naturen, bedingt durch Temperament und Leidenschaft, durch Geschlecht und Anlage, durch Beschäftigung und Genuß hier noch angetroffen.

Jetzt sollte er Aehnliches im Punkte des Wirkens, ganz und gar aber Anderes in Betreff der Feier erfahren. Er kommt in ein Besitzthum, in welchem durch die Herrin desselben alle Stürme des Lebens, alle Eigenwilligkeiten menschlicher Natur bereits niedergekämpft sind, so daß man höchstens davon nur noch Kunde bekommt aus einer Welt, die jenseit der gegenwärtigen liegt. Hier, in dieser Welt Makarien's, ist alles durch diese wunderbare Besitzerin, durch die sorgfältigste Erziehung und Heranbildung, welche sie einem Jeden hat zu Theil werden lassen, noch ganz anders geordnet als in der Heimath Hersiliens. Auf Makarien's Landsitz hat man Alles in Einem. Arbeit und Genuß, Gedankenleben und Körperthätigkeit folgen hier nicht sowohl einander, als sie sich vielmehr begleiten, als sie sich gegenseitig durchdringen.

Dieses Besitzthum ist vielleicht kleiner als jedes in der Nähe und in der Weite gelegene, aber es ist so auch um so mehr ein Ausdruck dessen geworden, was die Besitzerin als inneren Besitz bei sich selbst hegt, was sie selbst ist, und worin Alle, jedes an seinem Orte, mit ihr übereinstimmen, welche sie umgeben. Die Erziehung ist hier eine von der zartesten Jugend bis zum höchsten Alter hin stetig fortgeführte, wenn auch nicht allseitige. Und was hier nicht mitbeachtet werden kann, was die Jugend noch zu weiterer Ausbildung, namentlich des Geistes, im Sinne Makarien's und aller ihr Befreundeten, sich noch anzueignen hat, das leistet eine andere Anstalt. Die pädagogische Provinz, zu der wir nächstens gelangen, liegt, wenn in dieser Sphäre auch wieder ganz andere Erscheinungen walten, unter demselben Breitengrade des Klimas und der Cultur mit Makarien's Besitzthum.

Wie wohl mußte eine solche Region Wilhelmen thun, sobald er sie nur betrat. Auch bedurfte er dessen. Hier konnte er schon nach den Aufträgen, die er erhalten, schon nach dem was er in Briefen und sonst über Makarien vernommen hatte, viel für seinen Knaben und sich selbst zu finden hoffen. Wilhelm war alles in allem gerechnet denn doch noch keineswegs zu vollendeter Klarheit über sich und das Leben gelangt. Er war begünstigt durch Anlage und Bildung, begünstigt durch Freunde, durch einen Bund, dem er lebendig angehörte, durch eine durch und durch edle Lebensgefährtin für's Künftige, jedoch keineswegs noch völlig beruhigt über die Art, wie sich alle diese Anknüpfungen fortleiten, wie sie, trotz aller Durchkreuzung, sich zu einem Ganzen vollenden würden. Die Meisterschaft im Besonderen war ihm noch sehr in der Ferne. Sein Woher unterlag noch manchem Skrupel. Sein Wohin in der weitesten Ausdehnung des Lebens nicht minder. Von Natalien war er zur Trennung einstweilen beschieden. Felix machte ihm Bekümmerniß, wie es mit ihm werden, wie er als Vater der unruhigen Natur des Sohnes die gehörige Lenkung und Sorgfalt angedeihen lassen solle. Er hatte wohl außerdem noch große Gedankenprobleme, wie jeder edlere Mensch sie hat, in sich zu verarbeiten. Die eigentliche Ueberwindung des Lebens war ihm doch, streng genommen, unmittelbar noch in Keinem erschienen. Alle, die er kannte, waren mit ihm auf der Wanderung begriffen; sie suchten wie er, und wußten noch eben so wenig wie er, wo eigentlich das Ziel sei.

So nähert sich unser Freund dem Wohnorte Makarien's. Mit welchen Spannungen der Seele tritt er an dieses Gemäuer — von dem er nur noch zwei Schritte entfernt ist — in dessen reinlichem Bezirk er feierlich stille das Schloß und andere Baulichkeiten liegen sieht, das Schloß, in welchem Makarie wohnt, wo sie schafft und schaffen läßt, und von wo sie in ihren weiteren Besitz hinaus sieht.

Es gemahnt ihn diese noch uneröffnete Welt sogleich als ein Asyl des Friedens, aber des Friedens im Wirken, das wieder auf die Welt wirkt. Hier wird man nur die Gewalten der Cultur kennen in jenem Sinne, welchen wir in Göthe's Geschichtsbetrachtung am Anfange nachgewiesen haben, und ihnen allein ein Besserwerden auf Erden zutrauen. Dieses Besitzthum ist vielleicht ein neues Herrnhut, aber ein Herrnhut der vielseitigsten Interessen des Geistes, die auch alle zu Gott führen.

Indem er an der Glocke des Hauptthors zieht, indem es geisterhaft aufgeht, ohne daß ein Lebender sich blicken läßt, der es öffnete, indem Felix, der ihn treulich begleitet, den Metallklopfer an der Schloßpforte hastig anschlägt, es sich abermals von unsichtbarer Hand öffnet, und ein weibliches Wesen, mit Handarbeit beschäftigt, sobald sie beider ansichtig wird, mit Gesang deren Ankunft meldet, da gewahrt Wilhelm vollends, daß hier eine ganz andere Welt ihn aufgenommen habe, als die ist, welche er verlassen hat. Dieß hier ist ein Kloster, aber keines in dem Mönche oder Nonnen wohnen, sondern Menschen von ganz anderen Sitten und Gebräuchen und gewiß auch von einer ganz anderen Gottesfeier. So reich ist die Welt, und der Gott der sich in ihr offenbart! Vielleicht könnten wir dieses Besitzthum Makariens ein Kloster des hier still, auf dem Wege der Ideen, sich vollbringenden Socialismus nennen, wenn wir dieses Wort in seiner tiefsten und heiligsten Bedeutung nehmen, eines Socialismus, der mit der Geselligkeit eines sehr kleinen Kreises von auserlesenen Menschen beginnt, aber in diesem Kreise eine Göttlichkeit, eine Einsicht und Thatkraft der Gesinnung verbreitet, die sich bald auf die weiteren Kreise der Gesellschaft übertragen, und hier Früchte für das allgemeine Wohlsein hervorbringen wird.

Wie wunderbar wirkt das alles auf Wilhelms leicht erregbare Phantasie, und spannt ihn nun erst recht auf Makarien, die Schöpferin all' dieser Sitte. Gesänge gehen hier auf und ab und geben Signale, wenn ein Laie sich naht; gewiß auch begleiten sie an diesem Orte Arbeit und Feier, um den göttlichen Rhythmus des Lebens zu verkünden, um Ausdruck zu sein für jene Seligkeit der Bewohner eines Reiches, in dem Makarie Königin ist.

Inzwischen werden wir mit Zweien bekannt, die schon dem allernächsten Kreise Makariens angehören, mit Angela und mit dem Astronomen. Ist jene ohne Zweifel eine solche, die Jahre lang zu den Füßen ihrer Meisterin gesessen hat, um alle Lehren derselben in sich Leben und Gestalt werden zu lassen, so daß sie uns als eine von den Wenigen gelten kann, die, wenn Makarie einst von hinnen gegangen ist, deren Geist fortpflanzen, wie sie jetzt schon ihn fortpflanzen durch das, was auch ihnen zur andern

Natur geworden ist; so nimmt der Astronom vollends in Makariens Umgebung eine Stelle ein, welche ihn zum Vertrautesten ihres ganzen Lebenszweckes macht, und in der That man kann nicht würdigere Funktionen in sich vereinigen, als sie ihm beigelegt werden, denn er ist: „belehrender Gesellschafter", „Astronom", „Arzt" in Einer Person.

Es darf hier nicht übersehen werden, daß Göthe an zwei Stellen S. 175. eine Hindeutung darauf giebt, daß der Mensch unausgesetzt für das Höhere auf Erden zu wirken berufen ist, indem er auch sogar in der Nacht, so viel möglich, bereit sein solle, wo es gilt, höheren Zwecken zu leben, als bloß die Verrichtung des Schlafs zu vollziehn, die er mit der thierischen Existenz ja theilt. Wenn nun in einer im Einzelnen oft weniger idealen Bedeutung die gegenwärtige Civilisation in vielen Einrichtungen, die sie im öffentlichen Leben getroffen hat, solches ebenfalls bereits beweist, so werden hier in unserem Roman doch die zartesten und höchsten Belege (die passendsten, die es geben kann) mustergültig herausgestellt, indem die weibliche Pflege des Kranken und der herbeieilende Arzt, so wie der Beobachter des gestirnten Himmels in der Person Angela's und des Astronomen (der ja Arzt zugleich ist) alles das hier auf's Sinnvollste versichtbaren. In dieser Welt Makariens müßten wir daher auch der alt klösterlichen Sitte volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, nach welcher auch während der Nacht zu bestimmten Zeiten die Andacht in der Kirche oder Zelle vollzogen, der Schlaf, das ausruhende Thierleben des Menschen, durch den wachen Gott unterbrochen wird, und müßten die tiefe Bedeutung, die darin liegt, auf's Freudigste anerkennen. Es ist das alles der prägnante Ausdruck dafür, daß Gott selbst nie ruht, daß die Welt in ihrem unendlichen Leben nie aufhört, weder in der Nacht noch im Tode, und daß demnach auch alles göttliche Leben, wie es durch Menschen dargestellt wird, diese Ununterbrochenheit, diese Rastlosigkeit seiner Pulse, die Ewigkeit für sich in Anspruch zu nehmen habe. Und in der That ist ja der göttliche Geist das einzige perpetuum mobile des Universums. In dieser Beziehung heißt es von dem Freunde Makariens: „bei Tage der belehrende Gesellschafter, bei Nacht Astronom und Arzt zu jeder Stunde." Und von Angela: „die bei Tage die unermüdet Geschäftige, bei Nacht wenn's Noth thut gleich bei der Hand, und immerfort die heiterste Lebensbegleiterin." So könnte denn Angela in Bezug auf ihr nächtliches Walten auch den Namen Vigilie führen.

Dergleichen Einzelstellen dürfen gar nicht übersehen werden, sie sind von dem wichtigsten Gehalt und deuten auf das, was die Menschheit schon zu leisten vermag, (was zu würdigen uns nur die abstumpfende Gewohnheit und vor allem die Gedankenlosigkeit außer Stand

setzt,) was sie aber noch in viel ausgedehnteren Maßen künftig verwirklichen wird.

Doch — Makarie erscheint.

Wie hinter einem Gewölk geht sie hervor, indem dieser „Vorhang" sich öffnet; wir sehen sie wie von zwei Engeln in die Sichtbarkeit aus der Glorie des Unsichtbaren hervorgetragen. S. 175 u. 76.

Es ist höchst charakteristisch, daß die erste Weise, in der Makarie sich unmittelbar uns giebt, sogleich die ist, daß sie die zarteste Anerkennung für Andere, und zwar für die abweichendsten Individualitäten menschlicher Beschaffenheit, ausspricht; daß sie Jeden noch in einem ganz anderen Sinne nimmt, als er, mehr äußerlich betrachtet, genommen werden zu müssen scheinen könnte. So nimmt sie Wilhelm, so ihre Verwandten, so ohne Zweifel mehr oder weniger alle Menschen. Sie kennt Wilhelm ohnehin längst seinem eigentlichen Wesen nach; sie kennt ihn nicht bloß aus Mittheilungen, die man ihr über ihn gemacht hat — wie Viele hätten diese Mittheilungen erhalten können, ohne ihn so zu kennen, wie sie ihn kannte! — Makarie kennt ihn, weil sie die Menschen wie die Dinge, die Erde wie die anderen Sterne, noch von einem ganz anderen Standpunkt aus aufnimmt, beobachtet, schaut als der empirische. Makarien's ganze Existenz ist exoterisch und esoterisch immerdar zugleich; sie ist praktisch, weil sie in dem Grade theoretisch ist; ihre Theorie ist Schauen, Schauen bis auf den verborgensten Grund der Menschen und der Dinge, der Ideen und der Ereignisse. Makarie hat den Herzpunkt des Lebens erfaßt, und wie man von Magnetisirten erzählt, daß sie mit der äußeren Herzgrube lesen, so liest sie mit der inneren, nämlich in einem rein moralisch-psychischen Sinne, weil sie mit dem inneren Herzen bis in's Herz aller Wesen vordringt; denn Gleiches von Gleichem wird vernommen.

Hier ist daher Zweierlei zu beachten, was Göthe andeutet: Makarien's Rede wirkt auf Wilhelmen so (während der Natur-Sohn Felix eine ganz naturgemäße Verrichtung, den Assimilationsproceß, in aller Behaglichkeit vollzieht, nämlich sein Frühstück verzehrt), daß „die Personen, welche (er) kannte, wie **verklärt** vor seiner Seele standen;" und dann: „**das einsichtige Wohlwollen** der unschätzbaren Frau" wirkte so Gewaltiges.

Was aber hat es mit dieser Verklärung auf sich? und welche Hebel vermag denn einsichtiges Wohlwollen in Bewegung zu setzen?

Es giebt ein unsichtbares Ausstrahlen des Geistes bei Menschen und bei Dingen, welches nur dem Geiste vernehmbar ist. Dieß ist eine Lebensoffenbarung, welche wie die eigentliche Form eines Kunstwerks in gar keiner Weise mehr der Sinnenwelt gehört. Dieß ist der Grund, weßhalb man, unwillkürlich durch den Eindruck des Außeror-

dentlichen bestimmt, ausgezeichneten, besonders lauteren Menschen eine Strahlenglorie um das Haupt gegeben hat. Es ist das eine Versinnbildlichung des innern Zodiakallichts, welches die Sonne des Geistes, als ihre äußerste Peripherie, ausströmt. Aber das, was Maler der Art abbilden, ist nur ein Symbol für das, was Niemand mit leiblichen Augen je gesehen hat, je sehen kann, wohl aber nimmt es der Geist wahr. Ein geistreiches Gesicht, eine schöne Gegend, ein herrliches Gemälde, sie alle kann man auf einzelne körperliche Bestandtheile zurückführen, ohne daß man damit irgendwie nachwiese, wo eigentlich das vorhanden sei, was uns an jenen entzückt, was ihnen in der Gesammtheit dieses geistige Lichtwesen ertheilt. Dieses gehört vielmehr einer Sphäre an, die gar nicht mehr räumlich im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist. Jedes Kunstwerk liegt daher vorzugsweise in einem intelligibeln Raum, jede gute That, jeder Mensch gehört ihm ursprünglich an, wenn wir auf dasjenige achten, was die Eigenthümlichkeit, die Einzigkeit jedes Individuums ist, was die hervorbringende Schöpferkraft eigentlich mit ihm gemeint hat.

Dem tieferen Menschen erscheinen daher oft andere Menschen, mit denen er vielleicht im Leben gar nicht sonderlich stand oder steht, in diesem Lichte, welches ihre Mängel verzehrt, ihre Schatten getilgt hat, so oft er unter gewissen Bedingungen, in gewissen Stimmungen, an sie denkt, etwa nach ihrem Tode, oder in weiter Entfernung, oder während der Nacht. Dieß ist die verklärende Anschauung der Menschen und Dinge, die aber zugleich in dem Angeschauten und in dem Anschauenden gegründet ist. Dieß ist es, was in jener angezogenen Stelle, S. 176, in Betreff der Art, wie Makarie gewisse Personen ihm vorführt, sie Wilhelmen verklärt erscheinen läßt.

Jeder Maler, der in höherem Sinne treffen will, muß diesen Gesichtspunkt der Idealität für seinen Gegenstand nehmen, sonst trifft er ihn nicht. Er muß ihn verklären, er muß ihn erst in den intelligibeln Raum versetzen. Jener Punkt, außerhalb der Erde, den Archimedes suchte, liegt allein in diesem Raume. Shakspeare würde weder nach der Seite teuflischer Verruchtheit, noch nach der philiströser Gewöhnlichkeit, noch endlich nach der himmlischer Lauterkeit und Hoheit hin die Menschen so haben treffen können, wie er sie getroffen hat, wenn er nicht diesen Hinausblick in den intelligibeln Raum der einzelnen Wesen gehabt hätte. Dieß ist der Raum, in den sich alle Geschichte absetzt, mit dem was in ihr auf die Länge der Rede werth ist. Man sieht schon auf antiken Gemmen in allerliebster Zartheit solche Gestalten, die ganz diesem Raume angehören. Dieser intelligible Raum ist Ewigkeit. Und eben diesen Blick für die Dinge, die Ereignisse, die Menschen, bei dem ihr keinesweges das entgeht, was deren profane

Wirklichkeit ist, diesen Blick hat in ausgebildetster Weise Makarie, und weiß, was das Merkwürdigste ist, indem sie von Anderen, Entfernten spricht, auch demjenigen mit dem sie spricht, wie in unserem Falle Wilhelmen, jenen Blick mitzutheilen.

Das Zweite aber, was Makarien eigen war bei einer solchen Erwähnung Anderer und in ihrer ganzen Lebensanschauung, und welches wir uns noch deutlich machen wollten, wiefern es eine so große Wirkung ausüben konnte, war das einsichtige Wohlwollen.

Die Kräfte, welche ein aufrichtiges Wohlwollen gegen Jedermann, wenn es eben aus Einsicht hervorgeht, in Bewegung zu setzen vermag, sind deßhalb so bedeutend und unter allen Umständen siegreich, weil jenes Wohlwollen den, der es ausübt, von aller Furcht befreit, indem ja der, welcher liebt, nicht fürchtet, wenn man dieses Wort in dem Sinne nimmt, daß es die Besorgniß ausdrückt, einen überlegenen Feind in dem Anderen zu finden. Mann kann in einzelnen Beziehungen wissen, daß man Feinde hat, in Betreff derjenigen gewöhnlichen Gesinnung, die man ihnen vielleicht zutrauen darf. Aber ist man von jenem Wohlwollen aufrichtig durchdrungen, so erkennt man diese Gewöhnlichkeit gar nicht mehr an, mit dieser Nichtanerkennung aber auch nicht mehr die Feindschaft, welche in jener Gewöhnlichkeit begründet sein soll. Das heißt: man setzt gar keine Hemmung mehr voraus, die man in dem Anderen finden könnte, man fürchtet ihn nicht, man erkennt in dem Wohlwollen gar keine Grenze mehr an, somit auch keinen Gegner, und hat so eine Weite der Bewegung, eine Freiheit des Spielraums gewonnen, die schon von vorn herein überlegen macht, wo man nun doch auf Hemmungen stoßen sollte. Dieß ist der Nerv der Stelle der Schrift: „liebet eure Feinde."

Aber jenes Wohlwollen, und das ist der noch stärkere Hebel seiner Kraft, eben weil es aufrichtig ist und Einsicht besitzt, entdeckt nun auch wirklich in dem Andern, dem vermeinten Gegner, etwas was ihn interessant, was ihn von irgend einer Seite bedeutend, ja liebenswürdig macht, kurz, das Wohlwollen ist ja auf Liebe gegründet, die Liebe, als einsichtige, immer auf Gehalt in ihrem Gegenstande; so daß dieses Bedürfniß, den Anderen an sich heran zu ziehen, wenn man ihn nicht zu missen vermag, nicht allein selbst wieder die fortschreitende Bewegung ist, sondern auch den etwaigen Gegner, wenn er irgend edler Natur ist, entwaffnet, indem die Anerkennung jenes Wohlwollens dasjenige völlig von ihm entfernt, wodurch er zum Gegner geworden ist. — Göthe selbst war von diesem einsichtigen Wohlwollen gegen die Altvordern, gegen seine Zeitgenossen, wie gegen die Kommenden in einem Grade erfüllt, der ihn schon allein höchst liebenswürdig macht, und ihm den großen Vorzug ächter Lebenskunst ertheilte — in deren Besitz so

Wenige sind —, sich mit aller Behaglichkeit und Vertiefung auch anderer Naturen und Richtungen zu erfreuen, und nie den Dünkel gegen sie herauszukehren, als könnten sie neben seinen Leistungen nicht mehr bestehen. Doch — wir kehren zu dem weiteren Verlaufe unseres Romans zurück.

Unterdessen wird durch Makarien selbst, durch eine Aufforderung an den Astronomen, die Unterhaltung über einen ganz bestimmten Gegenstand vorbereitet. Wir könnten anfangs nach den Worten, die vorkommen, vermuthen, es werde von Magnetismus oder von gewissen Geheimlehren, die uns neue Wahrheit in der Natur der Dinge und Menschen aufschließen, die Rede sein. Denn es ist ausdrücklich auch von dem „Mißbrauch fürtrefflicher Mittel die Rede." Doch stellt sich's sogleich heraus, daß, nachdem Makarie die Unverfänglichkeit, Harmlosigkeit dessen, was hier beabsichtigt werde, zu erkennen gegeben, nachdem Wilhelm sich höchst geneigt erklärt, an dem Gespräche Theil zu nehmen, nachdem Makarie alle sonstigen Bedenklichkeiten dem Astronomen hinweggeräumt hat; es stellt sich heraus, daß dieses Mal das Gespräch, überraschend genug, die Mathematik betreffe, wahrscheinlich aber die höhere Mathematik, jedoch hier wohl nicht bloß in der Weise gefaßt und construirt, wie der bloße Fach-Mathematiker sie in Bewegung zu setzen pflegt, sondern so, daß die höhere Mathematik hier selbst eine noch höhere Bedeutung gewinnt, da sie von Geistern getrieben wird, für die nichts bloß abstrakt oder auch einseitig angewandt bleibt, nichts bloß Mittel zum Zweck, nichts ideenlos ist, sondern die vielmehr alles und demnach auch die Mathematik in Verbindung zu setzen wissen mit dem psychischen und physischen Leben zugleich und nicht mit der bloßen Zahl und abstrakten Größe, sondern eben mit den Ideen und sogar mit Gott; so daß die Mathematik hier in jene Tiefen des menschlichen Geistes und des Weltalls hinübergeleitet wird, aus der dem Genius seine schöpferischen Kräfte erwachsen, mit denen er nun auch draußen Welten entdeckt und hervorbringt, weil sie in ihm längst da waren; so daß die Mathematik nun erst wahrhaft die höhere wird, da sie mit jener Tiefe des freien, schaffenden Gedankens sich in Verbindung setzt, den sie früher nicht kannte und aus Unkenntniß oft verschmähte, und da hoch und tief eigentlich dasselbe bezeichnen. Vielleicht — um es kurz zu sagen — ist Pascal in seiner ganzen Weltanschauung dem einigermaßen schon nahe gekommen, was hier in dem Kreise Makarien's über Mathematik scheint verhandelt worden zu sein. Jene Erhebung der Mathematik durch die angedeutete Vertiefung derselben dürfte vielleicht auch die „wichtige Kunst" sein, von der S. 178 die Rede ist.

Auch von dem Hausfreunde (dem Astronomen) wird, indem er zu sprechen beginnt, und wir mit höchster Spannung ihm folgen, als Einleitung doch eigentlich das früher erwähnte Wohlwollen Makarien's bestätigt, indem er die Warnung ausspricht, im Tadel doch ja behutsam zu sein, und zugleich darauf hindeutet, S. 179, — was alles hier freilich dem Worte nach nicht gerade vorhanden ist — daß es bei so großen Problemen, wie das was sie jetzt beschäftige, von Wichtigkeit sei, sich weder bloß auf sich, noch auf seine Nation zu verlassen, sondern auch bei den Fremden einzukehren. Und in der That kommt es gerade in der Wissenschaft darauf an, daß die Völker zu dem gemeinsamen Zweck zu erlangender Erkenntniß sich gegenseitig armiren, um gemeinsame Expeditionen in unerforschte Gegenden zu unternehmen — ein würdiger Ersatz für alle Kriegs- und Welteroberungszüge im bisherigen Sinne — wenn die Wissenschaft großartige Fortschritte und bedeutende Erwerbungen machen soll, welche Unternehmungen bis jetzt freilich noch, wenn wir die großen Leistungen einiger Staaten wie berühmter Akademieen ausnehmen, noch weit hinter dem zurück sind, was hier eigentlich bewerkstelligt werden müßte, und was auf dem Gebiete der Politik zu kriegerischen und sonstigen Zwecken längst geleistet worden ist. Man denke nur an die Kreuzzüge und an große Völkerbündnisse auch der neueren Zeit. Erhebend und von beträchtlicher Aufklärung über die menschliche Natur und deren Verhältniß zum Weltall ist die Wahrnehmung durchaus, daß die verschiedensten Nationen, wie abweichend sie durch Abstammung, Sprache, Sitte, Beschäftigung und unmittelbare Lebensinteressen sein mögen, im Inhalt, in der ganzen Gesetzesverfassung der einzelnen positiven Wissenschaften völlig übereinstimmen, wofür denn allerdings die Mathematik den präcisesten und elegantesten Ausdruck enthält.

Wir vermissen ungern an der oben angezogenen Stelle, wo es heißt: „Er fing nunmehr zu lesen an," das was der Astronom gelesen hat. Auch ist es beherzigenswerth, daß selbst Göthe hier die Besorgniß äußert — und damit die Weglassung des Vorgelesenen motivirt — es möchte schon zu viel des Didaktischen in den Wanderjahren vorgekommen sein. Diese Besorgniß ist denn auch, wie Göthe so viele Leser von Romanen kannte, in Betreff solcher Leser selbst nicht ungegründet, während es freilich im höchsten Grade zu bedauern ist, daß es so und nicht anders mit einem großen Theile der Lesenden sich verhält, was wieder mit dem früher bereits Gerügten zusammenhängt, daß man nicht für den Reiz des Gedankens, höchstens für den der Situation, des Ereignisses Empfänglichkeit hat. Wir unsrerseits — und gewiß Viele mit uns — würden es mit Dank aufgenommen haben, wenn Göthe auch jene fortgelassene Belehrung uns

hätte zu Theil werden lassen, und uns dadurch dasselbe höchst Erquickliche dargeboten hätte, woran freilich dennoch die Wanderjahre unendlich reich sind.

Was nun den Schluß der in Betracht gezogenen Unterhaltung betrifft, so wird hier, wie sie in der frischen Empfänglichkeit wiederklingt, von dem Bedenklichen der Anwendung des Einzelnen gesprochen, und auf's Erfreulichste hingewiesen auf dasjenige, was allein die Bedenklichkeit entfernt, nämlich: „große Gedanken und ein reines Herz," und zwar werden diese geradeswegs nicht mit der Natur, nicht bloß mit dem menschlichen Geist, dem Genius in Verbindung gebracht, sondern mit Gott, und auf ihn als den Urheber großer Gedanken und eines reinen Herzens zurückgeführt. Wir ersehen aus dieser Antwort der Wanderjahre auf die etwaigen Anzweifelungen und Beschuldigungen der Lehrjahre, der Art wie sie Novalis geäußert in Ansehung eines künstlerischen Atheismus, wie es sich mit der Grundanschauung beider Romane auch in dieser Beziehung ganz und gar anders verhält; denn die Grundanschauung ist in den Lehr- und Wanderjahren dieselbe. Auch Wilhelm stimmt hier mit diesem „reinen Herzen" in das Credo Makarien's und des Astronomen von ganzer Seele ein, daß also Wohlwollen es sei, worauf alles ankomme, um große Gedanken, tiefe Geheimnisse, sogar die Macht des Weltalls und seiner einzelnen Phänomene aushalten zu können, wie ja auch Herder im Sterben zu seinem Sohne rief: „gieb mir einen großen Gedanken, daß ich mich daran erquicke". Und in der That müssen wir sagen, wenn so viele für große Gedanken empfänglicher wären; wenn sie es zu erfahren den reinen Willen hätten, welche Aufschlüsse zu geben, welche Umwandelungen zu bewirken der große Gedanke vermag; so müßte es längst der Cultur gelungen sein, sich an die Stelle von Revolutionen, Kriegen und Schlachten gesetzt zu sehen, und es müßte schon allein durch die Bibel beider Testamente, wenn wir erwägen, welche Unendlichkeit großer Gedanken sich hier zusammenfindet, bewerkstelligt worden sein, daß die Menschheit sich in andern Zuständen sähe, als sie sich jetzt sieht. Doch darüber ist allerdings nicht weiter zu rechten, sondern nur immer wieder mit reiner Gesinnung und mit der Fülle der Gedanken vorzudringen, wie es Göthe in den Wanderjahren gethan hat, um Reinheit zu wecken und Gedanken zu erregen.

Nachdem wir nun in dem Vorhergehenden gesehen haben, wie die Mathematik, in Bewegung gesetzt durch den schöpferischen Gedanken, Gegenstand eines Gesprächs in einer so auserlesenen Gesellschaft geworden ist, kehren wir in jenes Heiligthum ein, welches gleichsam die künstlerische Werkstätte für die höhere Mathematik ist, wo jener Hausfreund als Meister waltet und, durch Makarien mit großen Ge-

danken bereichert, die Mathematik zur Anwendung auf das Weltall bringt, in dessen endlosen Räumen sich die großen Gedanken des Schöpfers selbst in der glänzenden Schrift der Gestirne aussprechen. Diese Partie der Wanderjahre ist von ganz besonderer Wichtigkeit. Sie ist der Ausdruck dafür, daß die Erziehung der Menschheit und des einzelnen Menschen sich über die Erde hinauserstreckt, und daß wenn die Pädagogik auf Erden gedeihen solle, und es dem Socialismus gelingen, zu Gunsten der Cultur überhaupt und eines jeden menschlichen Individuums insbesondere, die Völker mit Völkern zu versöhnen, zu verbinden, auch das Band, welches die Erde an den Himmel bindet, nicht außer Acht gelassen werden dürfe, da es das Band ist, welches die ganze Schöpfung, den Schöpfer mit dem Geschöpfe zusammenhält. Also

---

## 3. Die Sternwarte und der Astronom.

Es ist eine der wunderbarsten, geheimnißvollsten Baulichkeiten, die es auf Erden geben mag, so eine Sternwarte, und der Bewohner derselben, wenn er nicht bloß Himmelsmesser und Rechner, wenn er Naturforscher im weitesten Sinne, wenn er Priester ist, der die Offenbarungen Gottes am Himmel zu fassen und zu feiern vermag, einer der seligsten Menschen, die es geben kann. Die Versicherung mancher Astronomen (und wir werden sehen, selbst der unsrige, der so bevorzugt ist, verläugnet nicht ganz diese Sprödigkeit und Kälte der partikulären Mathematik), sie sähen überall nur Gesetz und Consequenz, sie hätten gar nicht Zeit und Stimmung, und d ü r f t e n sie auch nicht haben, zu bewundern und bei der Herrlichkeit der Erscheinungen zu verweilen, ist viel mehr angestaunt worden, als sie es verdient. Es ist etwas im Menschen, was sich freut, wenn die Erhabenheit n i c h t anerkannt wird, wenn von ihr gar nicht die Rede ist, und jene Astronomen waren solche Menschen. Dieselben Astronomen aber verriethen mit dem Bekenntniß, sie hätten weder Zeit noch Stimmung für dergleichen, mehr als sie verrathen wollten. Sie verriethen nämlich, daß auch sie keine G e d a n k e n, sondern nur Zahlen und gegebene Kräfte und abstrakte Größen hätten, daß also auch sie wie jene flachen Leser eines papiernen Buchs nur auf Situationen und Ereignisse in dem Buche des Himmels, in der Sternenwelt, achteten, aber die Ideen, die dort ausgeprägt sind, nicht verstünden, und am wenigsten selbst Ideen zu haben im Stande wären. Wenn sie aber meinten, sie d ü r f t e n schon deßhalb

nicht bewundern und die Erhabenheit eingestehen, weil das störend in ihre Beobachtungen eingreife, so beweist auch dieses mindestens den sehr einseitigen Proceß ihres Geistes. Denn von Störung soll und kann da gar nicht die Rede sein, wo der gesetzmäßige Calkül und die consequente Forschung wirklich vor sich gehen, und wo beide Gesetz und Consequenz auch in den Objekten gewahr werden. Es ist das wieder der alte Wahn, daß sich Arbeit und Feier nicht auch verbinden lassen, die Unkunde davon, daß sie sogar verbunden werden sollen. Wer indessen nicht bloß mißt und rechnet, sondern auch denkt, der hat zugleich mit dem Gesetz und der Consequenz den Gedanken, der sich aus sich selbst wieder bis in's Unendliche vervielfältigt, gefunden, und ein solcher Astronom kommt ohne alle Störung auch zur Anerkennung und Bewunderung des Erhabenen, schon wiefern er das, was er sieht und erkennt, eben nicht erfindet, sondern nur entdeckt, es nicht selbst schafft, sondern es schon vorfindet. Wir werden später sehen, wie es sich mit unserm Astronomen, dem Freunde Makarien's, in der erwähnten Beziehung verhält; wir möchten aber vorher noch einiges über Sternwarten überhaupt bemerken.

Eine solche Sternwarte ist also jedenfalls eines der seltsamsten, erhabensten Bauwerke auf Erden. Womit sollen wir sie vergleichen? da der Mensch doch durch Gleichnisse das Wesen der Gegenstände sich deutlich zu machen pflegt. Sie ist ein Telegraph, der mit den andern Sternwarten, welche über die ganze Erde laufen, wenigstens einst laufen werden, eine Telegraphenlinie bildet, eine Reihe von Telegraphen, die alle mit dem Himmel und unter einander correspondiren, und sogleich anzeigen, was dort oben geschieht. Oder eine solche Sternwarte ist ein Zollhaus im Staate der Wissenschaft, wo alle jene Sphären-Schiffe des Firmaments, sie mögen wollen oder nicht, und herkommen und gehen, woher und wohin sie wollen, gleichsam angehalten, visirt und visitirt werden, damit sie ihren Zoll entrichten — denn hier wie im Himmelsraum waltet ja Vernunft — an den König des Geistes, der auch auf Erden König ist, und alle Tiefen und Höhen durchforscht; der gewonnene Zoll aber ist die gewonnene Erkenntniß. Oder eine solche Sternwarte ist auch ein Schlagbaum, hinter dessen Mechanismus wir sogleich hinaus sind über die Grenze alles Irdischen, aller Einrichtungen und Beschränkungen unseres Planeten. Oder sie ist endlich ein Thurm, dessen Zifferblatt den Gang der Sternenuhr, den Gang aller himmlischen Zeiten auf's Genaueste anzeigt, dessen Glockenspiel der entzückende Rückklang der Sphären ist. — Womit aber auch sonst noch eine solche Sternwarte verglichen werden mag, sie ist auch ohne allen Vergleich eine der großartigsten Anstalten, welche es auf einem Weltkörper nur geben kann. Und wie seltsame Dinge gehen in einer solchen

Anstalt vor, wie wunderbare Instrumente werden hier in Bewegung gesetzt!

Es muß in einem Astronomen, der vielleicht selbst ausübender Mechaniker ist, und dabei jene Spannkraft der Phantasie (unbeschadet der Ruhe der Beobachtung) besitzt, auf welche wir oben hingedeutet haben, eine süße Erwartung erregen, wenn er ein neues Instrument verfertigt hat, und es nun mit zahllosen Mühen und Beschwerden so weit zusammengesetzt ist, um in die Unermeßlichkeit hinausgerichtet zu werden. Und wie sollte so etwas nicht spannen den Menschen mit dem aufrechten Gange, mit der eigenthümlichen Beschaffenheit eines Gehirns, dessen Affektion von außen sofort die Idee der Unendlichkeit hat, mit dem sinnlichen Auge sie sieht, das Weltall zwar nicht empirisch durchdringt, aber es doch denkt, und den unwiderstehlichen Zug als Gesetz fühlt, das alles zu erkennen, zum Inhalt des Wissens zu machen. — Die Optik schon allein, vollends die Vervollkommnung der Instrumente arbeitet einer solchen Spannung in die Hände. Ich bringe einen Sterngucker an mein Auge, und hinter dem Objektivglas sehe ich sogleich Dinge, die wirklich existiren, wenn sie auch in Wirklichkeit für mich so gut wie im Unendlichen liegen, Dinge die meiner irdischen Existenz in keiner Weise angehören. Es ist, als wenn ich über den Tod hinausblickte, und, obwohl noch als Mensch existirend, dennoch erführe, was jenseits ist. Wahrlich, ein Riesenrefraktor ist ein Guckkasten für erwachsene Kinder, die aber noch nicht reif und selbstständig genug sind, um die Reise in die große Welt des Jenseits selbst machen zu können, der ihnen Wunderdinge offenbart, oder doch solche ahnen läßt, gegen welche alle Merkwürdigkeiten und Herrlichkeiten der Erde längst gewohnte Alltäglichkeiten sind. Wir sehen durch das Perspektiv nach dem Gesetz der Perspektive, nach dem Gesetz unseres Auges und unserer Intelligenz, und sehen doch dort, wohin wir dringen, ganz andere Bildungen und Bedingungen des Daseins, wir sehen die Werke eines Geistes in das Unermeßliche sich erstrecken, der nie zweimal schon auf Erden dasselbe geschaffen hat. Dieser Vorgang der Beobachtung, daß ich dem Monde durch ein Teleskop in seine Vertiefungen und Erhebungen, in seine Rillen, Licht- und Schattenmassen hineinsehe und sie sogar messe, als sähe ich meinem Nachbar von oben her traulich in sein Hintergebäude, in seinen Garten und Hof! daß ich dem himmlischen Hause jenes Weltkörpers gleichsam sein Dach abdecke, und die stille Scenerie seiner Gemächer belausche; das hat und behält trotz aller Gesetze der Optik gerade für den denkenden und phantasiereichen Geist etwas höchst Wunderbares; weil der denkende Geist nicht bloß das denkt, was er sieht, sondern auch das denkt, was daraus für Consequenzen folgen für ein Dasein, welches er nicht sieht.

Eine solche Sternwarte also haben wir auch in unserem Romane vor uns. Sie entspricht um so mehr diesem ganzen Besitzthum, dieser ganzen Niederlassung ausgezeichneter Menschen, als der Besitz einer Herrin gehört, von der wir schon wissen, daß sie Nahes und Fernes, Leibliches und Geistiges, Irdisches und Himmlisches mit gleicher Liebe umfaßt, und überall in's Innere dringt, also auch in's Innere des Himmels. Diese Sternwarte ist wirklich die Kirche dieses kleinen idyllischen Besitzthums. Wie ein friedliches Dorf unter seinem Kirchthurme liegt, und sich traulich und dicht um dessen hinaufragendes Gemäuer herandrängt, welches das Dörflein mitschützt unter seinem Blitzableiter; so liegt diese Ansiedelung Makarien's unter dem Thurme der Sternwarte, und selbst das herrschaftliche Schloß legt alle Majestät vor der Himmelswarte ab, und begiebt sich bescheiden unter ihren Schutz. Wie sich von diesem Thurm aus gewonnene Kenntnisse und große Anschauungen und neue Gedanken durch den Astronomen Makarien selbst mittheilen, die sie nun weiter verbreitet, um dieselben auf dem Wege des Unterrichts und der Erziehung in ein gotteswürdiges Leben aller Ihrigen überzuleiten; so gewährt jener astronomische Thurm hier wirklich Schutz und Schirm gegen den Ausbruch roher Gewalten, er leitet die Blitze des Hasses und der Verfolgung ab von den Bewohnern dieser kleinen Gemeinde; die Blitze der Gestirne aber bedürfen nicht der Ableitung, sie sind nicht feindlicher Art, sondern bringen eben den Frieden und den Segen des Himmels auf die Erde, denn die Gestirne glänzen jenseit aller Gewitter.

Wir folgen daher gern der Einladung des Sternkundigen, die er an Wilhelm richtet, mit ihm den Thurm zu besteigen, nachdem wir nur noch einiges Wenige vorausgeschickt haben. Dieser Astronom steht also, wie wir zum Theil schon gesagt, Makarien in ganz eigenthümlicher Weise zur Seite, wie sie selbst auch ihm Unendliches zuführt. Es beruht dieses Verhältniß, und zwar auch außerhalb der Ehe, ohne Zweifel auf der Grundbeschaffenheit des weiblichen Wesens, da wir es mehrfach bei den ausgezeichnetsten und geistig selbstständigsten Frauen wiederfinden. Es hat freilich auch wieder in einer ganz besonderen geistigen Bedürftigkeit des Mannes seine Ursache. Es ist solches Verhältniß auch noch in der Religion, in der Wissenschaft und Kunst der Ausdruck dafür, daß die Frau, auch die kräftigste, um nicht in die Unnatur des Mannweiblichen also Ueberspannten überzuschlagen, den Mann zur Seite haben müsse, als Verwalter, als Beirath im höchsten Sinne des Wortes, wie ja der Astronom auch ausdrücklich „der Freund", „der Beistand" Makariens genannt wird. — Der Mann dagegen findet wieder nur in der Seele des Weibes jenen Egerischen Scharf- und

Feinblick, um mit dessen Hülfe gewisse Geheimnisse der Religion, der Natur und oft sogar des Staatslebens zu durchdringen.

Wir sehen namentlich im Katholicismus häufig dieses geistige Verhältniß beider Geschlechter zu einander in eigenthümlichen Gestalten ausgeprägt. Wir wollen nur an die Fürstin von Gallizin und an Hemsterhuis erinnern. Ferner auch im Magnetismus treffen wir etwas Aehnliches an. Schleiermacher soll in dieser letzten Beziehung auch ein Verhältniß zu einer höchst eigenthümlich gearteten Matrone gehabt, und ihm eine Menge geistiger Aufschlüsse verdankt haben. Wir könnten aus der Geschichte der Cultur aller Zeiten noch viele hieher gehörige Fälle aufführen.

So ist denn auch Makarien der Astronom nicht bloß Gesellschafter und Arzt, er ist ihr auch Beaufsichtiger und Verwalter ihrer himmlischen Wohnungen, der Gestirne; er ist der Schatzmeister dieses ihres Reichthums ohne Ende; der Großsiegelbewahrer aller jener geheimnißvollen Siegel, mit denen die Himmel verschlossen sind; er ist der Cultusminister Makarien's ihres himmlischen Hofstaats, dessen Einflüsse sich aber auch, wie wir gesehen haben, auf die Erde erstrecken.

Darin scheint nun in den Wanderjahren die ganze Partie von der Sternwarte von noch besonders großer Wichtigkeit zu sein, daß sie beweist, wie auch Göthe für seine Weltbetrachtung keineswegs einseitig den Begriff der Immanenz, wie es die Schule ausdrückt, festhielt, sondern, wie es jeder klare und scharfe Denker auch muß, zugleich den der Transscendenz sich bewahrte. Göthe drückte das nie so aus, denn er bediente sich nie oder doch selten der Sprache der philosophischen Schule, was jedoch die Sache betrifft, verhält es sich so bei ihm, wie wir eben gesagt haben. Daß wir an dieser Stelle uns der Bezeichnung der Schule bedienen, geschieht, um recht augenfällig darzulegen, daß Göthe nie einer so einseitigen Richtung gehuldigt hat, wie diejenige ist, welche viele der Neueren meinen, wenn sie von Immanenz sprechen, und wenn sie völlig willkürlich mit der Erde alles Leben, auch das des Geistes, schon abschließen. Göthe dagegen der Dichter, und vor allem Göthe der lebendige Naturforscher hatte eine zu klare Einsicht in das Wesen der Bewegung und darein, daß der Raum die unendliche Möglichkeit dieser Bewegung ist, und daher selbst unendlich, als daß er so beliebig bei der Immanenz und beim Diesseits hätte stehen bleiben sollen.

Wir ersehen aber ferner aus dieser ganzen Entwickelung, wie freilich eben so aus vielen anderen Aeußerungen Göthe's, daß er auch Gott keineswegs so knapp deducirte oder gar definirte, um ihn nur als immanenten zu behaupten. Was ist auch wohl damit gesagt oder gewonnen, wenn auf den bloß innerweltlichen Gott im Gegensatz

zum außerweltlichen das ganze Gewicht gelegt wird? oder wenn es gar heißt: Gott ist nicht außerhalb des Menschen, sondern nur in ihm? Noch immer kann dergleichen als sehr erhaben von einigen angestaunt werden. Mit jenem Innen und Außen ist aber in Wahrheit für Gott gar nichts gesagt, oder doch mindestens beides gleich wahr. Gott ist eben so wohl außerhalb des Menschen und der Welt, wie innerhalb beider. Und so freuen wir uns in den Wanderjahren eigens in all' diesen Verhandlungen auf der Sternwarte, wie in allem, was sich speciell auf die letzte bezieht, den Ausdruck für die wirkliche auch räumliche Unermeßlichkeit und völlige Unbegreiflichkeit Gottes zu finden, recht im Gegensatz zu all' den vornehm klingenden Phrasen der Neueren in und außerhalb der Schule. Man könnte daher sagen: diese Bewegung in die Räume des Himmels hinaus, welche Wilhelm unter Anleitung des Astronomen unternimmt, ist die entsprechende transscendentale Wanderung zu der immanenten seiner Reflexionen, und zu der horizontalen seiner Wanderungen von Ort zu Ort in den Räumen der Erde.

Man möchte wirklich nach den Erfahrungen, die man darüber macht, die Menschen eintheilen in siderisch organisirte und unorganisirte. Denn es giebt in der That menschliche Naturen, die gar keine Empfänglichkeit zu haben scheinen für die Größe und Herrlichkeit, welche sich jenseit der Erde in den Sternen eröffnet. Wie manche Individuen sich aus Blumen nichts machen, so haben andere Abneigung gegen die Sterne oder doch wenigstens Gleichgültigkeit gegen dieselben. Nicht allein daß sie durch die Mächtigkeit des unmittelbaren Phänomens selbst nicht entfernt zum Staunen und zu geistiger Anschauung gebracht werden; sogar wenn man sie darauf hinweist, beweisen sie Stumpfheit, und sogar der physische Blick hält nicht lange aus, geschweige denn, daß sie durch die Erhabenheit und Fruchtbarkeit solcher Anschauung in bestimmten Resultaten des Denkens gefördert, und zu neuer Anschauung gereizt werden sollten.

Wilhelm ist ein durchaus auch siderisch organisirter Mensch, wie er denn an Empfänglichkeit für die verschiedenartigsten Interessen des Geistes Wenige seines Gleichen hat. Mit welcher Allgewalt wird er, indem er vom Thurm des Astronomen aus in diese grenzenlose Pracht hinausblickt, von ihr gefaßt und wieder gefaßt. Er wird vor dieser abgründlichen Fülle des Lichts, vor dieser noch unbekannten, gleichfalls nach ewigen Gesetzen abrollenden Weltgeschichte gleichsam freiwillig blind, indem er sich die Augen zuhält, und sich zum Geiste hin rettet, und nun auf's Neue im Geiste erstarkt, der Anschauung jenes Unendlichen sich hin zu geben. S. 180—81. Er hat sich — und das ist die psychologisch und ethisch natürliche Rettung — in sein Gewissen

geflüchtet. Es geht ihm bei der Anschauung der Sphären so wie dem Oheim Natalien's (in den Lehrjahren) beim Anhören einer Musik; auch dieser hält sich die Augen zu; er darf die Musiker nicht sehen, um nicht um seine Entzückungen über die Töne zu kommen. So Wilhelm, indem ihn die Erhabenheit jener himmlischen Musiker, der Sphärengeister, faßt, verschließt die Augen, um nicht physisch überwältigt zu werden, und geistig das Erhabene um so ungestörter in sich zu verarbeiten.

Wenn wir bedenken, welchen Gefahren, welchen Spielen des Zufalls sich Wilhelm durch sein bisheriges Leben ohne Grund ausgesetzt hatte, und was er dennoch gefunden hat, was sich daran für Hoffnungen und Aussichten für ihn knüpfen, so müssen wir Wilhelm doch im Ganzen genommen zu den glücklichen, wahrhaft begünstigten Menschen zählen, zu denen ohne Zweifel auch Göthe gehörte. Wilhelm ist seines Glückes dankbar eingeständig — obwohl er durch Makarien ein höheres Gut als das Glück bereits kennen gelernt hatte — indem er S. 181 auf ein erwünschtes „Erlangen" hindeutet. So daß wir, wie er bei seinem Verweilen in Betrachtung der Sterne, zuerst mit bloßem Auge dann mit dem Fernrohr, den Planeten Jupiter beschaut, später auch Venus betrachtet, ein sinnreiches Uebereintreffen mit Göthe's Lebensanfang erkennen, indem in Dichtung und Wahrheit, gleich auf der ersten Seite, bekanntlich auch Jupiter und Venus als Zeugen des Glückes genannt werden.

Auch Wilhelm erfährt nun das fast Erschreckende der Optik, mit der Magie ihrer Wirkungen, das Entfernteste in die Nähe zu rücken. Ferner finden wir hier eine von den in der Einleitung bereits angedeuteten und auch in Betreff Göthe's charakteristischen Stellen, daß sich Wilhelm für die Betrachtung der Gestirne ohne Bewaffnung des Auges entscheidet. Man könnte dieses sogleich von der Natur auf das Leben anwenden, wie eine solche Beziehung auch S. 184 genommen wird. Man könnte es in Zweifel ziehen, ob unsre jetzige civilisirte Menschheit, zumal die Jugend, sehr an Beobachtungssicherheit gewonnen habe, wenn sie so vielfach durch Gläser sieht, und sehen zu müssen behauptet. Man könnte fragen, ob dabei nicht mehr Eitelkeit, als Krankheit des Auges im Spiele sei, aber eine Eitelkeit, wodurch wirkliche Krankheit des Auges, des physischen und zuletzt auch des Seelenauges, leicht entstehen könne. Man könnte meinen, die meisten Brillen unserer Jugend seien wirklich nicht Conservations- wohl aber Conversationsbrillen, und könnte die Sache für Leib und Seele um so bedenklicher finden.

Wenn nun im Folgenden Wilhelm bei Betrachtung der Venus seines Erstaunens so wenig Herr ist, daß er sogar Wunder ruft, und der Astronom gesteht, daß er hier alles andere eher nur kein Wunder zugeben könne, und wenn Wilhelm seinen Ruf dadurch begründet, daß

er einen Traum erzählt, den er unten im Observatorium gehabt habe, so daß jetzt der Astronom doch selbst in das Wunder mit einstimmt, indem er in dem Uebereintreffen des Traums mit der Wirklichkeit allerdings etwas Außerordentliches zugeben muß, fast als könne sich die tiefere Astronomie doch auch von dem Astrologischen nicht völlig lossagen; so sehen wir zwar, daß unser Sternkundiger kein bloß trockener Empiriker und Mathematiker ist, doch können wir für uns nicht anstehen zu bekennen, daß die Stelle an Schönheit gewinnt, wenn wir ihr die Prägnanz einer Doppelsinnigkeit lassen. So daß der Astronom, mit dem wir es hier zu thun haben, nicht bloß deßhalb anfangs widersteht, in dem Gestirn und seiner Pracht ein Wunder zuzugeben, weil er Wilhelm's Traum noch nicht kennt, sondern auch deßhalb, weil der Mathematiker in dem Astronomen zu erfüllt von der Gesetzmäßigkeit in der Bahn des Planeten, von der Consequenz in der Voraussicht seines Erscheinens, von dem zureichenden Grunde im Causal-Nexus der Wissenschaft ist, als daß er nicht anfangs sich aufgefordert fühlen sollte, dem Wunder zu widersprechen. Denn wäre dem nicht so, so müßte unser trefflicher Astronom, auch abgesehen vom Traum, das Wunder sogleich anerkennen; er kann es aber nicht sogleich, weil er eben nicht bloß Freund und Eingeweihter Makarien's, sondern auch Freund seiner Wissenschaft und Eingeweihter in deren Unfehlbarkeit ist. So daß, wie gesagt, die Stelle an Schönheit gewinnt durch ihre Mehrdeutigkeit.

Denn daraus, daß die sogenannte exakte Wissenschaft, also auch die Mathematik in ihrer Anwendung auf die Astronomie, sich nicht darauf einläßt, und sich auch nicht darauf einlassen darf, nach dem Wie oder Warum oder Ob des schöpferischen Anfangs einer unendlichen Reihe zu fragen; oder daraus, daß sie sich mit der strengsten Consequenz eines von einem gegebenen Punkt aus gewonnenen Causal-Verbandes begnügt; daraus entsteht nach der einen Seite der reiche praktische Gewinn für die exakte Wissenschaft, nach der andern aber für die Wissenschaft als solche, oder auch für den tieferen Menschen, das völlig Unbefriedigende und oft sogar Dürftige derselben. Nach der einen Seite hin entsteht auf jenem Wege für die exakte Wissenschaft ein Meister seines Faches, nach der andern Seite bornirt nicht selten dieselbe exakte Wissenschaft in einem Grade, wie man es gar nicht für möglich halten sollte (wie ja bornirt und beschränkt dieselben Bezeichnungen sind); so daß ein solches Nichtsehen dessen, was zugleich auch ein Wunder ist, ungeachtet man das Phänomen in seiner Bahn auf's Genaueste berechnen kann, bei manchem Astronomen, keinesweges aber bei dem unsrigen, zur fixen Idee wird. Man könnte daher sagen, wo es sich etwa um die Anerkennung des Wunders der Fixsterne han-

delte, ein solches Läugnen des Wunders wäre der innere Fixstern einer fixen Idee beim Astronomen, eine Folge der starren und stieren, bloß observirenden und nicht denkenden Betrachtung der Sterne. Daß aber das ganze Phänomen des Sternenhimmels existirt, und in unwandelbarer Gesetzmäßigkeit existirt; daß diese Unendlichkeit da ist, und ohne mein Zuthun da ist; dieses ist und bleibt ein Wunder, was auch der Verstand dagegen sagen mag, — und diese Anerkennung des Wunders ist noch außer dem Traum in Betreff Makarien's in Wilhelms Ausruf mit fest zu halten. Sonst ist hier auch darauf noch hinzuweisen, daß bei einem so außerordentlichen Wesen, wie Makarie, die Idee einer Himmelfahrt auch Wilhelmen sehr nahe liegt, indem dieselbe sich ihm in einer Vision darstellt, weil jene Idee mit Nothwendigkeit da eintritt, wo es sich darum handelt, die Erde mit dem Himmel in Einklang zu bringen, und die Verklärung zur That werden zu lassen. Daher muß denn auch wohl die Idee der Himmelfahrt überhaupt doch keine so leere sein, als viele Aufklärer oft meinen.

---

Indem Wilhelm, nachdem er die Sternwarte verlassen hat, nach Felix sich umsieht, und bei dieser Gelegenheit mit Angela zusammentrifft, erfreuen wir uns mit ihm im Garten des Anblicks dieser rüstigen Arbeiterinnen S. 187, welche, wie wir hören, unter der mütterlichen Fürsorge Makarien's stehen, auch in Ansehung ihrer Zukunft. Es ist eine liebliche Baumschule junger Mädchen, die unter jener pflegenden Hand dem erfreulichsten Gedeihen entgegenwächst. Wir freuen uns ganz besonders im Gespräche mit Angelen, indem sie wieder Makarien's gedenkt, in welchem Grade in diesem Kreise der edelsten Menschen Gedanken geschätzt werden, wie sie es verdienen, S. 188. Sie werden als etwas Köstliches gehegt, und genossen und wieder gehegt, worauf sich immer noch so Wenige verstehen, sonst hätten gute Bücher andere Schicksale. Bei längerem Verweilen Wilhelm's in Makarien's Archiv sehen wir uns auf ein Manuskript verwiesen, welches wahrscheinlich dasselbe ist, das wir in einzelnen Fragmenten am Ende der Wanderjahre abgedruckt finden. Endlich verdanken wir im Nächsten den Mittheilungen Angelens noch die herrlichsten Aufschlüsse über Makarien's eigenste Natur, worüber wir im Folgenden uns eine Auseinandersetzung erlauben, die es versuchen soll, in kurzen Umrissen ein Gesammtbild dieses außerordentlichen Wesens zu entwerfen.

---

## 4. Makarie.

Anknüpfungspunkte haben wir schon im Früheren gegeben zumal da, wo wir Makarien im Gegensatz zu Felix uns vergegenwärtigten. Aber erst jetzt können wir den Versuch wagen, wie schwierig die Aufgabe allerdings auch ist, in festeren Zügen Makariens Bild zu entwerfen, da wir sie auch aus ihrer Umgebung schon einigermaßen kennen. Denn der Mensch hat bekanntlich in seiner individuellen Gestalt den genauesten Zusammenhang mit seiner Umgebung. Nun ist diese Umgebung Makariens freilich, obwohl sie von dem kleinsten Kreise anhebt, eine immer umfassendere. Ja, Makarie betrachtet die Kreise des Sternenalls, oder doch wenigstens unseres Sonnensystems, (191) selbst als ihre Umgebung, in der sie sich heimisch weiß, wie wir bereits Winke darüber erhalten haben, eine Umgebung in welche wir ihr Bild also hinein zu zeichnen hätten. Erst, wenn wir Makariens Verhältniß zu dieser ihrer umfassendsten Umgebung weiter aufzuklären vermögen, erst dann dürfte es uns gelingen, Makariens eigenstes Wesen nun auch selbst zu treffen, so wie daraus auch noch für die Sternwarte und den Astronomen manches neue Licht zu gewinnen.

Das scheinen in Makarien's Individualität die beiden Hauptbedingungen zu sein, i h r e k ö r p e r l i c h e K r a n k h e i t und i h r e m o r a l i s c h e G e s u n d h e i t. Zwischen diesen beiden mitten inne wirkt ihr im höchsten Grade erregtes N e r v e n s y s t e m, und zwar als fortgesetzte Wirkung jener Krankheit, und als ein bis zum Schöpferischen immer neuer Gedanken und bis zu Visionen ihres inneren Lebens unermüdet thätiger G e i s t, als Fortsetzung jener moralischen Gesundheit. So daß Nervensystem und Geist bei Makarien eben so in einander wirken, als sie wieder auf ihre Krankheit und Moralität hin wirken, wie sie von diesen beiden Wirkungen empfangen. Nun könnte man zwar fragen, welcher Mensch ist denn körperlich durchaus ohne Krankheit? und welcher Mensch ist denn durchaus moralisch gesund? Worauf allerdings zu antworten: Keiner. Aber das Minder oder Mehr ist hier doch von Entscheidung. Makarie ist körperlich leidend bis zur Gebrechlichkeit, und ist dagegen moralisch gesund, denn sie ist zur Wiedergeburt, d. h. zur Befreiung von ihrem Eigenwillen und jeder natürlich = selbstischen Regung gekommen. Sie selbst drückt das noch Problematische und Mißliche alles bloßen Natursenis dadurch ganz richtig aus, daß sie zu Wilhelm sagt: „von Natur besitzen wir keinen Fehler, der nicht zur Tugend, keine Tugend, die nicht zum Fehler werden könnte. Diese letzten sind gerade die bedenklichsten.“ Dieser Ausspruch eröffnet den ergiebigsten Einblick in die wahre und so tiefe Lehre von der Erbsünde,

mit der Viele Moderne sogar nichts anzufangen wissen, ohne zu ahnen, daß sie an der reichsten Fundgrube für die Kenntniß des menschlichen Wesens vorbeigehen. Also das steht fest: von Natur ist jeder Mensch ohne Ausnahme mindestens zweideutig, denn er hat sich noch gar nicht bestimmt entschieden, und die gepriesene Unschuld der menschlichen Natur in ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit ist weiter nichts als ein euphemistischer Ausdruck für Charakterlosigkeit.

Nun hat aber Makarie in dem Grade ihre Natur und damit ihren selbstischen Willen gebrochen, als sie in Folge dieses Kampfes und mannichfaltiger Leiden körperlich gebrechlich und dadurch unendlich reizbar in ihrem Nervensystem geworden ist. Aber sie hat mit jenem Bruch und mit dieser Reizbarkeit den Sieg und die selige Gewißheit gewonnen, daß der Geist der Herr ist über die Natur (nicht ihr Geist, denn der ist nur „integrirender Theil" des Ganzen, S. 192, wohl aber der Geist Gottes, denn er ist Derjenige, der das Ganze frei aus sich entläßt und durchdringt) und dieß ist eben ihre Moralität. Aus jenem passiven Unterliegen ihres Körpers und seiner feinsten Fühlfäden, der Nerven, und diesem aktiven Bestand und Wirken ihres Geistes und ihrer Sittlichkeit in Anerkennung des Geistes Gottes, entsteht eben diejenige weit langende Existenz, die wir in Makarien fast wie ein Wunder anstaunen, obwohl auch sie ganz gesetzmäßig und consequent sich vollbringt.

Nämlich das Körperliche, also das Massenhafte ihres Daseins, ist fast nur noch nervös vorhanden. Das Moralische und Geistige überhaupt hat so sehr ihr ganzes Wesen durchdrungen, daß bei ihr sogar Krankheit und Nervenreizbarkeit im Besonderen dem Geiste und der Sittlichkeit dienen müssen. So allein noch ist ihr Leben, dem allein noch widmet sie ihre Tage, in dieser Weise allein beherrscht sie Nahes und Fernes, denn für den Geist und sein Erkennen, für das sittliche Wollen und seine That, haben Nähe und Ferne aufgehört, eine Bedeutung zu besitzen. Ist doch überall erst durch die Isolirung des Einzelwillens, durch die Trennung des Geistes von der Masse, des Geistes vom Geiste, Unheil entstanden, worin auch die Menschheit ein leidenvolles Leben fortführt; obwohl die Ordnung des Weltganzen, die gesetzmäßige Bewegung, zu der hier das Einzelne durch die Uebermacht des Grundgesetzes gezwungen wird, über jeden Zweifel hinaus, beweist, daß für den Geist, der diese Einzelnen und diese Massen beherrscht, alle Trennung und Vereinzelung ein Unding ist.

Wenn Wilhelm auf dem Observatorium dem Sternenall gegenüber, um es zu ertragen, ausruft: des gegenwärtigen Verhältnisses hab' ich mich nicht zu schämen, meine Absicht ist, einen edlen Familienkreis in allen seinen Gliedern erwünscht verbunden herzustellen. — Ich soll

erforschen, was edle Seelen auseinander hält, soll Hindernisse wegräumen, von welcher Art sie auch seien;" so ist auch hier die Aufhebung der Trennung, die Herstellung der Einigkeit überall der Grundgedanke, und Wilhelm spricht es ganz im Sinne Makarien's aus; nur daß es ihr um eine Einigung im Geiste und für den Geist nicht bloß in Betreff einzelner Familien zu thun ist; sondern sie stellt diese Einigkeit für alle kosmischen Verhältnisse, zunächst für unser Sonnensystem, in sich selbst dar, durch das große Zusammenschauen, dessen sie sich erfreut, in welchem sich jener „edle Familienkreis" über die Menschheit und die Sterne hinaus fortsetzt; so daß also Makarie stets das sociale Band des Weltalls im Auge hat.

Ich sage ausdrücklich: im Auge hat. Damit habe ich dasjenige Organ hervorgehoben, welches über das ganze Wesen Makarien's den meisten Aufschluß giebt. Auf das Auge, auch im geistigen Sinne, hat sich alles bei ihr, selbst die Krankheit, das Nervensystem, die schöpferische Thätigkeit des Geistes, die Sittlichkeit hingelenkt; alle Nerven sind in ihr auf diesen einen Nerv des Auges zurückgegangen; daher ist sie auch verklärt (denn Verklärung ist höchste Licht- und Geist-Natur zugleich), wie sie Andere verklärt schaut; daher hat sie auch Visionen, die aber mit der Wirklichkeit zusammentreffen, die Entzückungen sind; denn was sie schaut, das schaut sie — der Astronom bezeugt es — der Wirklichkeit gemäß; Theorie und Praxis sind bei ihr Eins. Das Auge also ist das hauptvermittelnde Organ für Makarien, mit dem sie mit Menschen und mit Sternen in Rapport steht, denn die Sterne schaut man vor allem, und so ist denn zunächst aus dem Auge, das sie als ihren dem Geiste nächsten Sinn stempelt, Makarien's Wesen zu begreifen. Aber wie?

Zunächst der Doppelsinn des Wortes: Auge (als körperliches und seelisches Organ) muß hier stets festgehalten werden, denn wirklich ist das Schauen in Makarien zugleich ein äußeres und ein inneres. Aber das innere erstreckt sich freilich, wie schon bei Anderen, noch mehr bei ihr, weiter als das äußere, wenigstens insofern weiter als es unser Sonnensystem durchdringt, und das Weltall in seinem letzten Grunde erkennt.

Das körperliche Auge ist derjenige Sinn des Menschen, welcher es am deutlichsten darlegt, daß der Mensch ein Weltall im Kleinen ist; daß er der Unendlichkeit gehört, denn er schaut die Unendlichkeit. Das Thier, hätte es einen aufrechten Gang, hätte es vor allem Bewußtsein, so schaute es mit seinem Auge wahrscheinlich dasselbe, dem Baue seines Auges nach zu urtheilen; aber es schaut eben nicht mit Bewußtsein. Das vom Bewußtsein durch den Geist mittelst des Gehirns auch geistig belebte Auge ist nun dieses wunderbare Organ, durch

welches wir in der That in das Unendliche hinaus dringen, und vo dem primitiven Bewußtsein in uns nun auch zu dem sekundären Be wußtsein kommen, daß das Unendliche ist. Das Menschen-Aug sieht den Stern im Jenseits der Erde und sieht ein All von Sternen und zwar jeden als seines Gleichen, denn es hat selbst den Stern i sich als Augenstern, und es sieht das alles, wie gesagt, weil es m Bewußtsein sieht, aber der Stern im Himmelsraum ist nur noch er eine Schranke, über die hinaus an seiner Peripherie das Auge auc noch sieht; es sieht in's Unendliche. Dieß ist etwas so Ungeheures daß die ganze abstumpfende Macht der Gewohnheit dazu gehört, un solchen Akt nicht zu bewundern.

Wenn es nun keine Unmöglichkeit ist — die Thatsache der Ver richtung des Sehens beweist es — mit einem so winzigen Organ wi das Auge in's Unendliche vorzudringen, in den Bereich eines so kleinen Segments den endlosen Weltraum zu fangen; so dürfte es für den Geist und einen so außerordentlichen Geist wie den Makarien's, bei den noch dazu specifische Krankheit, Nervensystem und moralische Lauterkeit mitwirkende Agentien sind, es dürfte nicht gerade der Unmöglichkeit an gehören, so zu sagen: das Modell des Weltalls und seines Baues im Allgemeinen, das Panorama unseres Sonnensystems im Besonderen (wenn auch nicht im Einzelnen), in sich zu haben, so jedoch daß auch Makarie (wie wir es von Göthe bereits bemerkt haben) keineswegs bei der Immanenz, bei der beliebten modernen Diesseitigkeit und Innerlichkeit stehen bleibt, sondern die Transscendenz so sehr anerkennt, daß Makarie schauend sich im Weltraum und zwar im Sonnensystem bewegt, und so den Raum als die Möglichkeit einer unendlichen Bewegung thatsächlich erkennt und erfährt.

Es ist leicht gesagt, der Mensch hat das Unendliche in sich, der Himmel ist auch schon im Diesseits vorhanden; aber wie gelangt der Mensch zur Gewißheit des Unendlichen als eines Seins und nicht bloß eines Denkens, und zur Gewißheit eines Himmels, der nirgend beschränkt ist? Zunächst allerdings durch die Anschauung einer gegenständlichen Welt, die eben Sein und schrankenlos zugleich ist. Das aber ist eben so gewiß, daß die empirische Anschauung, daß der sinnliche Blick allein nie dem Menschen das Wissen um die Unendlichkeit zuführen würde, wenn der Mensch die Idee derselben nicht ursprünglich hätte, da das Unendliche nimmer erwächst aus der Vervielfältigung vieler wahrgenommenen Endlichen, sondern als ein Zugleich gegeben ist. Was aber jene Transscendenz Makarien's betrifft, jene ihre Erkenntniß der gegenständlichen Unendlichkeit, oder vielmehr des Raumes als der Möglichkeit unendlicher Bewegung, so ist dieß alles zu ersehen aus den Worten: „nicht trägt sie das Sonnensystem in sich, sondern

bewegt sich geistig darin." Aber doch eben im Sonnensystem, nicht bloß in der Phantasie.

Wir sprachen oben davon, daß Makarie das Weltall in seinem letzten Grunde erkenne, oder sagen wir lieber: schaue. Erst hieraus wird es ersichtlich, wie sie in dem Grade das Sonnensystem, dem die Erde angehört, von der Erde aus, und zwar mit den Figurationen und Rotationen seiner Körper, der Wirklichkeit gemäß doch auch zugleich in sich tragen, und sich in dieser Wirklichkeit geistig bewegen könne.

Schon jeder Astronom legt es durch seine Berechnung dar, durch die richtig zutreffenden Erfolge seines mathematischen Schlusses, daß die Räumlichkeit, daß die Lokalität etwas Untergeordnetes sei; daß es nicht, um die Wahrheit zu erreichen, erfordert werde, daß ich leiblich überall dahin gelange, wohin meine Forschung gerichtet ist. Die Wirkungen dieser Art werden da noch viel größer sein, wo der Geist in aller Freiheit des Gedankenlebens, verbunden mit der Lauterkeit des sittlichen Wollens, in einem erhöheten Grade, wie bei Makarien, sich thätig erweist; wie es denn bekannt ist, daß moralisch gerade Menschen sich in den verwickeltsten Verhältnissen im Allgemeinen leichter zurechtfinden als unmoralische, d. h. solche die krumme Pfade gehen. Die gerade Linie ist auch in der Moralität für die Erkenntniß der kürzeste Weg zwischen zwei Punkten, dem des Princips und dem des Resultats. Es giebt für streng moralische Menschen daher auch keine Collissionsfälle. Das aber was aus der zur anderen Natur gewordenen Sittlichkeit besonders gewonnen wird, ist eine um vieles erhöhete Gegenwart des Geistes. Diese Gegenwart ist denn auch die Offenbarung des Ewigen in Zeit und in Raum; denn das eigentliche Wesen der Ewigkeit ist Gegenwart.

Das nun, was sich in dem unendlichen Außereinander des Raums wie in dem unendlichen Nacheinander der Zeit als das überall zu setzende Substrat, richtiger, als der eigentliche Lebensnerv, durch welchen jene erst wirklich sind, zu erkennen giebt, ist eben die Gegenwart. Für den Raum nennen wir jenes Substrat: Hier, für die Zeit: Jetzt. Der Geist als Bewußtsein kennt nur ein solches Hier und ein solches Jetzt, daher er auch in der erkannten Wahrheit die unwandelbare Gegenwart hat, unabhängig von Raum und von Zeit.

Es ist daher eine der Grundanschauungen Makariens (wenn auch bei ihr mehr im Gefühl, in einem gewissen Ahnungsvermögen und Spürsinn sich kundgebend, als im wissenschaftlichen Erkennen) daß da die Welt in der doppelten Unendlichkeit von Raum und von Zeit existirt, von dem Geist, da er ein Bewußtsein von Hier und von Jetzt hat, die Durchdringlichkeit des Raumes und der Zeit gefordert, und

sogar dem menschlichen Geiste bis auf einen gewissen Grad zugestanden werden müsse, indem dieser wirklich im Besitze einer solchen relativen Durchdringung des Weltalls sich befindet, während der Geist Gottes allerdings absoluter Weise das Universum durchdringt, und es als Gegenwart hat, was denn eben die Ewigkeit Gottes ist; welches beides, und zwar im Menschen wie in Gott, mit ihrer moralischen Natur, mit dem Wohlwollen und der Liebe zusammenhängt, worauf auch die Ebenbildlichkeit zwischen Gott und dem Menschen beruht. Das meint im tiefsten Grunde eigentlich auch Wilhelm, indem er auf der Sternwarte in die Worte ausbricht: „Wie kann sich der Mensch gegen das Unendliche stellen, als wenn er alle geistigen Kräfte die nach vielen Seiten hingezogen werden, in seinem Innersten, Tiefsten versammelt, wenn er sich fragt: darfst du dich in der Mitte dieser ewig lebendigen Ordnung auch nur denken, sobald sich nicht gleichfalls in dir ein herrlich Bewegtes, um einen reinen Mittelpunkt kreisend hervorthut? Und selbst wenn es dir schwer würde diesen Mittelpunkt in deinem Busen aufzufinden, so würdest du ihn daran erkennen, daß eine wohlwollende, wohlthätige Wirkung von ihm ausgeht und von ihm Zeugniß giebt."

Hier deutet doch also die Wendung: „gleichfalls in dir ein herrlich Bewegtes, um einen reinen Mittelpunkt kreisend hervorthut," darauf hin, daß doch auch außer mir sich ein herrlich Bewegtes um einen reinen Mittelpunkt kreisend hervorthue.

Aber freilich nicht bloß als Mittelpunkt ist dasjenige zu erkennen, worin sich alle Bewegung concentrirt, faßt, zum Bewußtsein steigert, und somit Gegenwart, Ewigkeit, alldurchdringender Geist ist, sondern es ist auch als Durchschnittspunkt zu bezeichnen. Wenn der Geist es nicht aus seinem eigenen Wesen entnähme, daß seine Gegenwart überall gesetzt werden könne und in einem gewissen Sinne auch müsse, so wäre es schlechterdings nicht einzusehen, wie zwei Linien, in ihrer Bewegung aus dem Unendlichen herkommend, je sich durchschneiden, und also in einem Punkt sich vereinigen könnten, um in diesem Punkte das Hier, die Gegenwart, das Ewige zu bezeichnen. Aber dieser gemeinsame Punkt zweier sich Durchschneidenden ist überall im Raum und in der Zeit gegeben. Daher auch für den Geist, der dieß erkennt, überall die Möglichkeit der Gegenwart folgt. Jener Durchschnittspunkt ist aus dem Grunde auch der treffende Ausdruck für das Wesen der Allgegenwart oder Ewigkeit Gottes, und das Christenthum hat mit vollem Rechte diesen Ausdruck zum tiefsinnigsten Symbol erhoben, indem es das Kreuz, welches körperlich die Durchschneidung jener Linien in einem Punkt darstellt, zugleich zum Träger göttlicher Offenbarung macht.

Fassen wir das alles zusammen, so läßt sich von einer Durchschnitts-Intelligenz des Weltalls sprechen, welche allerdings auf einem noch höheren Standpunkt als unbedingte Durchdringung des Universums erscheint. Alles bestimmte Wahrnehmen, vollends alles Erkennen, alles das was durch äußern oder innern Blick dem Menschen zum Bewußtsein gelangt, beweist, daß es solche Richtungen der Bewegung gebe, die, obwohl sie aus dem Unendlichen kommen, doch in einem Durchschnittspunkt sich begegnen. Wir selbst beweisen es durch unsere Existenz, theils dadurch, daß wir uns überhaupt in ihr vorfinden, theils dadurch, daß wir uns in ihr zusammenfinden, indem jedes Individuum seiner körperlichen Beschaffenheit nach auch vorgestellt werden darf, als aus der Unendlichkeit zufälliger Richtungen und Kräfte herkommend, seiner besonderen und der allgemeinen Vernunft nach mit allen anderen Individuen in einem Durchschnittspunkt zusammentreffend; obwohl durch die Vernunft auch sogleich jene Zufälligkeit als bloße Täuschung erkannt wird.

Alles äußere Sehen aber sieht nach dem Gesetze des Auges unter einem Winkel; auch in der Illusion der Perspektive sehen wir dieses bewährt, denn es entsteht durch sie der Schein, als wenn in der Ferne jegliche zwei Linien in einen Winkel zusammenliefen, der also, mit seinen Schenkeln genugsam verlängert, zwei sich durchschneidende Richtungen bilden würde, so daß jenseit des Schneidepunktes derselben freilich nichts mehr mit Bestimmtheit zu sehen ist.

Ganz nach demselben Gesetze nun, nach welchem das Auge des Körpers sieht, und auch einen ganz bestimmten Horizont beherrscht, so jedoch daß die Bestimmtheit der Gegenstände immer diesseit der Richtung fällt, in welcher das Auge mit dem Objekte in einem bestimmten Punkte zusammentrifft (und es daher ohne ein bestimmtes Objekt zwar auch noch sieht, aber nur das unbestimmte Unendliche) ganz so sieht Makarie mit dem Auge des Geistes. Dieses Sehen ist bei ihr ein natürliches und übernatürliches zugleich insofern, als sie durch die Wiedergeburt ihres ganzen moralischen Seins zu einer höheren Natur als der bloß irdischen gekommen ist, durch welche Veränderung sich stets Kräfte entwickeln, welche der natürliche Mensch nicht kennt und eben darum läugnet. Makarie sieht mit dem Auge des Geistes gerade so, weil sie nicht anders sehen kann, ohne ein anderes Menschen-Individuum als Makarie zu sein, weil das Sonnensystem und alle Bewegungen in seinem Bereich ihr eben so zum natürlichen Horizonte geworden sind, wie etwa dem, der mit dem physischen Auge Blumen, Bäume, Berge sieht, da wo wirklich dergleichen Gegenstände sind. Makarien sind die Gesetze und Bewegungen des Sonnensystems nur Gesetze und Bewegungen ihres menschlichen Seins, so jedoch, daß sie selbst sich immer nur als Moment des Sonnen-

systems weiß, aber eben deßhalb auch des Sonnen-Alls, indem sie dieses Wissen und jenes menschliche Sein Demjenigen verdankt, welcher der Mittelpunkt, der Lebensnerv des Universums ist.

Nun ist aber dieser wie jeder wahre Mittelpunkt zugleich Durchschnittspunkt. Dennoch aber wird die Intelligenz Gottes, welche als der wahre und einzige Mittelpunkt des Universums vorgestellt werden muß, jenes mangelhafte Sehen des Menschen nur bis zum Durchschnittspunkte zweier Richtungen hin gar nicht kennen, nämlich nicht in der Weise, daß, wie wir oben sagten, jenseit des Schneidepunkts nichts mit Bestimmtheit mehr zu sehen sein sollte. Sondern von dem Mittelpunkt jener Intelligenz Gottes laufen vielmehr alle einzelnen Radien eben so wohl aus, als sie wieder in ihn zurücklaufen, so daß es für diesen Mittelpunkt gar kein Diesseits und Jenseits mehr giebt, sondern nur Sammlung des ganzen Umkreises und seines Inhalts in dem Mittelpunkte selbst.

Wenn aber Makarien's Individualität eben diejenige ist, welche die Schranke ihrer Endlichkeit als menschliche Person erst an unserm Sonnensystem hat, so ist auch dieses zu erklären vor allem aus dem moralischen Zusammenhange derselben mit dem intelligenten Mittelpunkte des Sonnenalls, dann aber auch aus körperlicher Krankheit, aus Nervenreiz und Schwungkraft des Geistes noch außerdem; so daß wie ein Anderer durch einen leidenden Theil seines Körpers auf's Sicherste etwa die Veränderung der Witterung vorauszubestimmen vermag, Makarie, so zu sagen, das Wetter des Sonnensystems wittert, eine Fähigkeit, die nur im Plötzlichen des Hervortretens ein Wunder zu sein scheint, in der Gesammtheit aller mitwirkenden Ursachen gesetzlich und consequent ist; indem außer den angegebenen Umständen noch eine Unzahl von Nebenursachen diesen Instinkt der Intelligenz, diese Grundanlage bis zur Virtuosität in Makarien ausgebildet hat, da ja beim Menschen unter solchen Umständen, unter Bedingung gewisser Anlagen, sogar körperliche Organe allmählich ausgebildet werden können, wie vielmehr nicht geistige.

Der ganze siderisch organisirte Mensch in Makarien verhält sich zu der Beschaffenheit unseres Sonnensystems vielleicht so wie jener Gräfenberger Prießnitz zu den mineralischen Quellen und zum Wasser überhaupt. Wie in Jenem die Geister der Wasser, ohne daß er dazu durch besonderes Studium gelangt wäre, durch das ursprüngliche Seyn seiner individuellen Natur sich beisammen finden, noch dazu so, daß er sie in einen ganz bestimmten Bezug zu anderen menschlichen Naturen und deren specifischen Krankheiten bringt, und sich ihm auf dem Wege allmählich, wiederum ohne wissenschaftliche Studien, ein besonderes System zusammenbaut, welches die Erfahrung bestätigt, welches der

wirkliche Arzt anfangs mit Sträuben, wie unser Astronom Makarien gegenüber, dann, durch die Erfolge überwunden, mit Sorgsamkeit benutzt, da er ihm Erleichterung und immer neue Bestätigung der Heilkraft des Wassers, ja ganz neue Entdeckungen verdankt; ähnlich ist wohl in Bezug auf die Sterne Makarie zu erklären.

Auch Makarie hat nicht sowohl ein solches Anschauungssystem des Systems unserer Sonne fertig schon von vorn herein in sich, es wird ihr vielmehr allmählich zu eigen, aber nicht auf dem Wege des Studiums, sondern auf dem einer höheren Naturbestimmtheit; sie leidet anfangs sogar dabei, wie etwa das Kind, wenn es Zähne bekommt, oder das Weib, welches eine Frucht unter ihrem Herzen trägt; aber sie wird durch die Bestätigung, das Wahre getroffen zu haben, von ihren Anschauungen befriedigt, sie gewähren ihr Seligkeit, und so werden alle ihre Visionen Entzückungen. Das bildet sich so in ihr aus, daß das Auge ihrer Intelligenz, psychologisch untersucht, einen entsprechenden Bau innerlich darlegen würde, wie äußerlich der Bau des Sonnensystems beschaffen ist.

Wir sehen eine Walze vor uns aus einem Mechanismus, der einer Flötenuhr angehört, die uns noch gestern ein bezauberndes Musikstück vortrug. Wir sehen auf dieser Walze dieselbe Melodie, welche uns gestern entzückte, durch unscheinbare Stiftchen verzeichnet, welche die verworrensten, dem Anscheine nach zufälligsten Gruppen und Vereinzelungen darstellen, und doch sind sie gerade so gesetzmäßig und consequent geordnet, wie die Composition des Tonstücks selbst, und stellen seltsamer Weise das jetzt dem Auge dar, was wir gestern mit Wonne vermittelst des Ohres vernahmen, und sogleich wieder hören würden, wenn die Walze auf's Neue in den Zusammenhang ihres Mechanismus gebracht würde.

Hier in Makarien haben wir freilich etwas Anderes, etwas Großartigeres, Umfassenderes, aber doch in einigen Punkten Aehnliches. Wir haben es hier nicht mit einem Mechanismus, sondern mit einem Organismus, und noch dazu mit dem des freien Seelenlebens zu thun. Wir finden in einem dieser innern Organe die Eindrücke der Sphären, Eindrücke welche wieder Vorstellungen bewirken, die Makarie selbst ausspricht, und die sich nun als die in der Wirklichkeit begründeten Verhältnisse des Sonnensystems vor uns ausweisen. Wir könnten daher für uns eben so gut versuchen, Makariens Eigenthümlichkeit durch das Ohr deutlich zu machen. Makarie hört innerlichst, indem sie eine Natur ist, die mit dem, wenn auch noch unausgebildeten Gehör für die Musik der Sphären auf die Welt gekommen ist. Sie hört diese Sphären in sich, wie Andere deren Noten in astronomischen Tafeln lesen, oder die Figurationen ihrer Bewegung am Himmel sehen. Sie

hört das alles in sich, und hört es nicht als Disharmonie, sondern als entzückende Musik, und giebt es an, wie sie es hört, und siehe es stimmt auf's Vollständigste überein mit den Beobachtungen des Sternkundigen; was also in Betreff Makarien's wie oben aus dem Auge des Innern, hier aus dem Ohr desselben zu erklären wäre; worüber wir aber schon deßhalb nicht als über ein undurchdringliches Wunder bloß zu erstaunen haben, weil die Mathematik mit ihrem Gesetz und ihrer Consequenz nicht bloß in Figuren gesehen werden kann, so daß sie sich auch in den Rotationen der Gestirne bestätigt, sondern auch in den Schwingungen der Töne gehört wird, indem die Mathematik aus jedem Tonstück eben so spricht, wie aus dem Sternenhimmel, worauf denn die tiefsinnige Erzählung von einer Musik der Sphären beruht. Das mathematische Gesetz ist das tertium comparationis für die hörbare Musik der Töne wie für die sichtbare der Sterne. So sehen wir, wie anfangs aus dem innern Schauen, hier aus der innern musikalischen Natur Makarien's, wie sie in den Harmonieen ihres ganzen Lebens sich bewährt, dasselbe Phänomen uns näher rücken.

Ob wir nun aber das Wesen der hehren Matrone uns mehr durch das Auge oder das Ohr in deren beiderseitiger Anwendung auf das geistige Leben deutlich machen, so läuft doch alles bei ihr auf die durch körperliche Krankheit, Reizbarkeit der Nerven, Schwungkraft des Geistes und moralische Wiedergeburt mit den höchsten Anschauungen vermittelte Individualität zurück, die nun einmal so und nicht anders afficirt ist, und über welche nur Erklärungen annähernd versucht, nicht aber erschöpfend gegeben werden können.

Makarie hat in ihrem ganzen Wesen für den Betrachtenden den Reiz einer stets übrig bleibenden Unbegreiflichkeit, den nicht selten tiefe Naturen uns bieten, als einen unendlichen Rest, der nie aufgehen will und nie aufgehen darf, weil gewisse Menschen auch das Räthselhafte des Weltalls zu repräsentiren haben, dieses: daß die Unendlichkeit ist. Auch die Anerkennung der Unbegreiflichkeit Makarien's, wo es auf die Enthüllung des letzten Grundes ihres Verhältnisses zum Sonnensystem ankommt, gehört zur Vollständigkeit des hier zu entwerfenden Gesammtbildes von ihr.

Schwerlich hat Göthe mit dem Charakter jener wunderbaren Frau sagen wollen: so, gerade so ist irgend ein bestimmter Mensch, ein Individuum beschaffen, welches mir in der Wirklichkeit schon vorgekommen ist. Obwohl Annäherungen zu Makarien's Wesen und Seelenart gewiß auch Göthe'n mehrfach begegnet sind, wie denn Analogieen zu ihrem Charakter wohl manchem vorgekommen sein werden. Auch werden diese Erscheinungen nie aussterben. Sie werden im Gegentheil sich mehren, sie werden immer bedeutender werden mit dem Fortschritte der Mensch-

heit, mit der umfangreicheren Lebensweise, welche die Culturzustände mit sich führen, mit der Vertiefung edler Naturen in die sittlichen Aufgaben, die dem Menschen gestellt sind, mit dem immer weiteren Eindringen in die Natur als Gesammtheit und als einzelnes Phänomen, mit dem immer neuen Fluge, den der Geist des Menschen zu nehmen befähigt ist, und der immer höher dringen wird, da ihm die Höhen, die bereits andere Genien erreichten, allmählich natürliche Ausgangspunkte werden, die ihm schon zu Gute kommen. So daß Göthe mit dem Charakter Makarien's auf diese Zukunft des Menschen hinweist, und Widerspruch erhebt gegen alle autochthonische Abgeschlossenheit des Menschen auf Erden, so jedoch daß die Erde nicht übersehen, sondern mit der ganzen Wichtigkeit, die sie hat, in den Gesammtproceß des Geistes und der Welt mitaufgenommen werden soll. Denn es darf nicht vergessen werden, daß die Erde einem Systeme angehört, zu dem sie eben deßhalb in einem gegenseitigen Bezuge steht, was für die Zukunft der Menschheit immer erfolgreicher werden wird. Wie denn auch Makarie darin eben eine so trefflich-erhabene Persönlichkeit ist, daß sie das Menschenleben durchgekämpft hat, daß sie, ungeachtet ihrer jetzigen Gebrechlichkeit des Körpers, doch mit unausgesetzter Sorgfalt, Weisheit und Liebe die irdischen Verhältnisse, vom Kreise ihrer nächsten Verwandten bis zu dem ihres Landsitzes und weiter hin, eben so überwacht, beglückt, mit Rath und That fördert, als sie die Verhältnisse des Sonnensystems hegt, sich, wenn dieser Geist über sie kommt, sogar in ihnen bewegt.

Aber übersehen dürfen wir nicht, daß noch eine ganz besondere Erscheinung unter den Menschen, welche in der neuen Zeit außerordentliches Aufsehen erregt hat, und freilich bisweilen auch durch einseitige Richtung und argen Mißbrauch in das Gebiet der zügellosesten Schwärmerei wie des gemeinsten Betruges hinüberspielt, daß auch solche Erscheinung, da wo sie ächter Art ist, und zu höheren Ergebnissen führt, eine gewisse Analogie mit Makarien's Wesen und Art der Existenz darbietet. Ich meine den Magnetismus.

Das Analoge zwischen den Seelenzuständen Makarien's, in denen sie sich zu höheren Einblicken befähigt sieht, und den Erscheinungen, welche der Magnetismus uns vorführt, dürfte darin bestehen, daß auch auf dem letzten Gebiete ein Verkehr des Individuums mit entfernten Gegenständen und — wie wenigstens erzählt wird — sogar mit den Gestirnen statt findet. Obwohl diese Partie des magnetischen Hellsehens gewiß größtentheils demjenigen angehört, was geradeswegs Schwärmerei und Täuschung genannt werden muß, da sie wenigstens aller ausreichenden Begründung entbehrt. — Weiter tritt die Analogie darin hervor, daß auch im Magnetismus die moralische Beschaffenheit

des Somnambulen eine Hauptrolle hat, die sich auch in den andern Personen geltend macht, welche mit jenem in Berührung kommen. — Ferner aber finden wir in dem Arzte oder in demjenigen, der etwa sonst die Kranke durch Magnetismus behandelt, einen Beistand und Vermittler, der uns an den Astronomen in Makarien's Verhältniß erinnern könnte; wir erkennen in der wirklichen Krankheit des Körpers eine ähnliche Bedingung, unter welcher der Proceß vor sich geht, wie bei Makarien, sehen das Nervensystem in ähnlicher Weise afficirt, und es dürfte sich bisweilen auch eine ähnliche Schwungkraft des Geistes, auf bedeutenden Anlagen beruhend, im Somnambulen nachweisen lassen, wenn auch in gesunden Zuständen desselben weniger wahrnehmbar, und was sonst noch derartige Aehnlichkeiten mehr sein mögen. —

Dann jedoch ist auch der Unterschied zwischen beiden namhaft gemachten Erscheinungen ein sehr bedeutender, und ist sogar von vorwiegender Bedeutung, wie ja Göthe's Name selbst für die Unähnlichkeit beider Phänomene schon von vorn herein spricht, da Göthe nichts weniger als geneigt war, auf so kecken Wegen der Natur näher zu kommen, wie der Magnetismus sie einschlägt. Göthe war gewiß weit davon entfernt, der Unmöglichkeit jener Ergebnisse das Wort zu reden, doch war er ein zu geschickter und klarer Beobachter, ein zu vorsichtiger und treuer Freund des schon bekannten Naturgesetzes und seiner unwandelbaren Consequenz, als daß er die ganze Anwendung des Magnetismus obiger Art sogleich hätte als begründet unterschreiben mögen. Gerade bei einem *solchen* Dichter und Naturfreunde ist die gleiche Entfernung von empirischer Oberflächlichkeit und einseitiger Nüchternheit wie von phantastischer Ueberspanntheit und Ueberschwenglichkeit von um so größerem Gewicht, wenn er dennoch einen Charakter wie Makarien hinstellt, und damit den Beweis giebt, daß er keinesweges gemeint sei, in Betreff der hervorgehobenen Richtung, der Menschheit unübersteigliche Grenzen zuzuweisen, und ihrem Geist eine Beziehung abzusprechen, welche in astronomischer Hinsicht die Erde selbst als Weltkörper ausdrückt. Gerade hier ist denn auch die tiefe Bedeutung jener Erhebung Makarien's zu den Sternen zu ermessen, welche wir in den Wanderjahren ausgesprochen finden. S. 185.

Was nun aber jenen angedeuteten Unterschied betrifft, so ist es mit kurzen Worten der: Makarien's erhöhete Seelenzustände gehören keineswegs dem *thierischen* Magnetismus an, wie er durch einen zweiten Menschen ausdrücklich erst *herbeigeführt* wird, und in welcher Herbeiführung schon etwas Unheimliches liegt, sondern Makarie befindet sich in dem Zustande eines *solarisch-intellektuellen* Magnetismus, in welchem sie als dieses eigenthümlich geartete Individuum empfangend und thätig zugleich ist, und den ganzen Proceß, wie er sich zur Einsicht in die Verhältnisse unseres Sonnensystems steigert und die Bewegung

durch dasselbe vollbringt, mit den Kräften des Geistes ausführt. So daß hier jene Aeußerung Wilhelms gegen die Bewaffnung des Auges, um zu beobachten, auf Makarien eine noch viel umfassendere Anwendung findet, da sie, wo es auf das Erforschen der Verhältnisse des Sonnensystems ankommt, gar keines Apparates, keiner Armatur mehr bedarf, zuletzt auch der ihres Körpers nicht mehr, sondern auf dem Wege des Geistes das alles zu erreichen vermag. Der Astronom ist da, wo es diese geheimste Werkstätte ihres Wirkens betrifft, in gar keinem Rapport mehr mit ihr — er beruhigt sie nur dann und wann über das Gewonnene und bestätigt sie in der Wahrheit — (192) sie befindet sich in Bezug auf die Menschheit auf einem vollständigen Isolatorium, und so erst tritt sie in die vollständigste Berührung mit den Sternen unseres Systems, weil sie durch ihre moralische Wiedergeburt schon von vorn herein in Contakt steht mit dem Mittelpunkte des Sternenalls, mit der Ursonne des Universums, welches der Geist ist, der Geister wie Körper aus sich entläßt, und sie wie das Ganze der Welt gleichmäßig durchdringt; so daß es für ihn auch keine Verborgenheit mehr giebt.

In Makarien drückt sich die Ebenbildlichkeit des menschlichen Geistes mit Gott vorzugsweise in ihrem Verhältniß zum Sonnensystem aus, freilich als außerordentlicher Zustand. Dieß ist ihr solarisch-intellektueller Magnetismus in Verbindung mit all' den Erscheinungen und Kräften, welche wir bei Makarien mehr mit Wirkungen der Elektricität, auf den Geist angewendet, vergleichen möchten; obwohl auch bei ihr beide, Magnetismus und Elektricität, auf eine gemeinsame Einheit zurückweisen. Der solarisch-intellektuelle Magnetismus Makarien's hat an dem thierischen nur ein untergeordnetes, hier gar nicht zum Einfluß gelangendes Analogon. Jener ganz eigenthümliche Magnetismus der außerordentlichen Frau macht das einzelne menschliche Individuum durch den Intellekt des Geistes zu einem Mitgliede des Geisterreichs im Unterschiede vom Thierreich, so daß Zeit und Raum aufhören ihre Hemmung auf dasselbe zu üben. Es verhält sich dieser Intellekt Makarien's in jenem erhöheten Zustande zum Sonnensystem, als seinem Weltall im Kleinen, wie sich der Intellekt Gottes zum Universum, als dem Weltall im Großen verhält, so daß der Grundcharakter dieses doppelten Verhältnisses die wenigstens annäherungsweise Durchdringung des Sonnensystems und dann die vollendete Durchdringung des Universums sein würde.

So erscheint uns recht eigentlich Makarie in den Wanderjahren als diejenige, durch welche wir erfahren, wie es um Göthe's Glauben an Gott steht, wenn manche ängstliche Seele sich in dieser Beziehung vielleicht ähnlich mit Fragen an ihn wenden wollte, wie einst Gretchen an Faust sich gewendet hat. Wie Makarie erfüllt ist von ihrem

Glauben an Gott, wie sie in ihm lebt und webt, was jener Glaube bei ihr vermag, das alles wird uns deutlich aus ihrem Verhältniß zu unserem Sonnensystem, so wie aus ihrem Walten über die Ihrigen und über weitere Verbindungen innerhalb der Menschenwelt. Wie der Glaube, nach der heiligen Schrift, Berge versetzen kann, so versetzt Makarie in der That die ganze Massenhaftigkeit des bloß Erdhaften in das Grab, wohin es gehört; sie selbst aber ist schon als Mensch mit dem Geiste bei Gott, wohin sie gehört. So glaubensfest und glaubensstark sehen wir sie nach solchen Erhebungen, trotz ihrer Gebrechlichkeit, wirksam in den verschiedensten Richtungen und Verrichtungen unter den Menschen, obwohl auch hier immer zunächst vom Geist aus mit dem Worte, als seinem treuesten Boten, bemüht, dann aber auch durch Handlungen wirksam, meistens durch Andere vermittelt, nach Aufträgen, welche sie von ihr erhalten haben. So ist sie in den wichtigsten Angelegenheiten, in den schwierigsten Aufgaben ihren Verwandten, dem Astronomen und sonstigen Freunden Gewissensrath, Pythia in Bezug auf das Künftige; sie ist aber auch Rathgeberin, Priesterin in Bezug auf das Gegenwärtige. Sie ist in weiser Beherzigung aller kleineren Lebensverhältnisse Allesvermittlerin, Wohlthäterin, Vertheidigerin, oft da sogar, wo alle die Andern anklagen. Jede menschliche Leidenschaft ist in ihr längst zur Tugend geworden, die Krankheit des Körpers zur Gesundheit des Geistes, das Dämonische zum Engelhaften.

Vom intelligibeln Raum aus, wohin ihre Flüge sie tragen, oder doch wenigstens in der Sehkraft durch ihn gestärkt, blickt sie auf die Pfade Lenardo's, der auf Reisen ist, und den Viele als einen Sonderling mitten auf der Wanderung schon aufgegeben haben, und erkennt seinen edeln Sinn, seine Tüchtigkeit; blickt sie zugleich auf jedes Blumenbeet, welches Angela im Garten pflegt; blickt sie auf jede Scholle ihres Besitzes, den der Pflüger eben umstürzt; und ist sie bedacht, wie sie Alle immer mehr fördere, erziehe, beglücke, beselige, zu Gott hinaufführe. Sie sieht, was ihre Visionen betrifft, wenn sie sich in der Bewegung zur Sonne unseres Systems befindet, (192) diese Sonne wie ein ungeheures Elektrophor vor sich, und die Sterne ihres Systems als ein Funkensprühen dieser himmlischen Elektricität; sie verweilt über den Wettern der Erde, und sieht das erhabene Planeten-Gewitter mit seinen mildern Blitzen, aber auch das der anderen Sonnen, mit seinen flammenderen, dicht vor sich entbrennen, als entlüde es sich aus ihren eigenen Gliedern; so daß wenn dieser ganze Vorgang, dieses Heimischsein Makarien's in unserem Sonnensystem uns dennoch wie ein Wunder erscheint, auch dieser Eindruck gewiß nicht wider die Absicht des Dichters ist, denn das Wunder der Dinge, der ganzen Existenz bleibt dennoch als unaustilgbarer Rest zurück, wenn uns mit Makarien auch

alle Verhältnisse des Sonnensystems angeborener Weise eingeprägt wären, und bleibt ein Wunder in seinem letzten Grunde, trotz aller wissenschaftlichen Einsicht. Wir träumen bloß die Existenz, oder sie ist ein Wunder, freilich ein solches, welches in jenem letzten Grunde eine Erklärung haben wird. Diese Wahrheit drückt auch Makarien's ganzer Charakter aus; und obwohl auch der Astronom, der Mathematiker, ganz seinem Fache gemäß, anfangs sich dagegen sträubt, so wird er doch durch die Macht der Thatsachen eines Besseren überzeugt, zumal dadurch, daß das Wunderbare auch hier die Wahrheit herausbringt, welche ohne dasselbe vielleicht nie zu dieser Evidenz hätte gelangen können.

---

Doch — wir haben zu eilen, nicht zu weit hinter unserm Freunde auf seiner Wanderung zurück zu bleiben.

Wilhelm wird, nach dem was er auf Makarien's Landsitz erfahren, um ein Bedeutendes in seiner Weltanschauung fortgerückt sein. Er hat von Makarien selbst Aufträge erhalten. Sie betreffen Lenardo'n. Er soll einen Brief an diesen besorgen, wie er ja auch schon von Hersilien und Julietten mit Wünschen an Lenardo versehen worden ist. Hier giebt es nun recht eine Thätigkeit für Wilhelm. Lenardo leidet an Gewissensbeschwerden zartester Natur, wie auch Makarie eröffnet. Familien-Verwickelungen sind zu entwirren, Personen einander näher zu bringen, bleibend zu verbinden; alles das gewährt unserm Freunde eine Thätigkeit, die auch ihn in seinem Innern beruhigen, und ihn wo möglich einer festen Lebensbestimmung näher bringen, sie ihn vielleicht sogar erreichen lassen wird. Das, wodurch Wilhelm auf der Sternwarte den Wundern des Himmels gegenüber sich beruhigt, es tritt jetzt in seine volle Anwendung, er wird ausersehen: „Hindernisse wegzuräumen von welcher Art sie auch seien."

Hier gelangen wir zu der Novelle: das nußbraune Mädchen. Sie hat, wie bereits früher bemerkt worden, einen unmittelbaren Bezug auf den Roman, sie greift in die Vergangenheit Lenardo's ein, sie führt aber auch Entwickelungen für die Zukunft herbei, die vorzüglich ihn, wie Wilhelm und Felix betreffen. Das nußbraune Mädchen ist Nachodine, die Tochter des einstigen Pachters auf den Besitzungen des Oheims. Lenardo verwechselt sie mit Valerinen, einer Tochter des Gerichtshalters.

Unseres Ortes ist es hier, die Fäden auseinander zu legen, wie sie sich in den weiteren Verlauf unseres Romans hinaus erstrecken,

einige charakteristische Merkmale in den nächsten Zwischen-Capiteln hervorzuheben, um dann zu neuen Hauptpartieen des Werkes überzugehen, und bei den wichtigsten Erörterungen zu verweilen.

In den Nachforschungen über das nußbraune Mädchen gewinnen wir eine Fernsicht in eine neue Gebirgsreise, welche Wilhelm nach einiger Zeit antreten wird, die wir aber selbst an der Hand Lenardo's, wenigstens durch sein Tagebuch geleitet, später mitmachen werden. Wir sprechen mit Wilhelm wiederholt bei einem Sonderlinge vor, der uns als Liebhaber und Sammler von seltenen Kunstgegenständen und Antiquitäten vorgeführt wird; er ist ein Mann von durchaus sauberer und besonnener Existenz, der uns über vieles Auskunft zu geben weiß, eine von jenen geheimnißvollen Figuren, wie sie Tieck in seinen Romanen und Novellen zu zeichnen liebt. Dieser Mann ist denn auch ganz geeignet, das geheimnißvolle Kästchen, mit dem sich Wilhelm schon lange trägt, in Obhut zu nehmen. Endlich ist es von großem Erfolg für das Fortrücken der Wanderjahre, und wir selbst sehen es mit Freude in nahe Aussicht gestellt, Felix in Kurzem in einer würdigen Anstalt unterzubringen, wodurch denn wieder eine große Gewissensberuhigung für Wilhelm gewonnen wird.

Wir sehen ferner in diesem Zwischengange manches andere wichtige pädagogische Moment zur Sprache gebracht. Wir lernen bei dieser Gelegenheit den Baron, nämlich Lenardo'n, unmittelbar als eine höchst kräftige, selbstständig und großartig gesinnte, einem gewissen Naturalismus patriarchalischer Existenz ergebene Persönlichkeit kennen, die, bei ihren sonstigen Eigenheiten und Vorzügen, ihrer Freiheitsliebe, ihrem praktischen Geschick, ihrer Unternehmungslust im großen Styl, ihrem tiefgewurzelten Hange von vorne anzufangen, nach ihrer und nicht nach Anderer Weise zu leben, sich selbst eine Sitte zu schaffen, eine wahrhafte Mission nach Amerika verräth; so daß uns hier auch der Gedanke der Auswanderung nahe gebracht wird. Diese Gestalt Lenardo's ist hier um so geeigneter, Gegenwart und Zukunft uns abzubilden, als sich dergleichen Erscheinungen, wie Lenardo eine ist, in unserer Zeit, namentlich auch in den höheren Ständen, oft zu großem Herzeleid der Väter, Mütter und Verwandten vielfach vorfinden.

In dem was Lenardo gegen Wilhelm des Verschiedenartigen vorbringt, erkennen wir den laufenden, aber oft verhüllten Faden unseres Romans zu jenen großartigen socialen Verbindungen, in welche uns der Fortgang der Wanderjahre führen wird (S. 218); so daß uns auch hier das Pädagogische und Sociale als die beiden Hauptelemente des Werkes in Erinnerung gebracht werden. Taucht doch sogar Freund Montan mittelbar wieder vor uns auf, wie wir uns auch

auf alle die anderen „Verbündeten" ebenfalls ausdrücklich hingelenkt sehen.

Beachtenswerth ist nun noch außerdem, wie sich in den letzten Worten Wilhelm's an den Baron jener Standpunkt auf der Sternwarte in einer beiläufigen Bemerkung reflektirt, indem er seiner jetzt zu unternehmenden Reise gedenkt, um Nachodinen aufzufinden und den Baron zu beruhigen. Wilhelm sagt unter anderm: „Ein solches Ziel kann man als einen Stern ansehen, nach dem man schifft, wenn man auch nicht weiß, was man unterwegs antreffen, unterwegs begegnen werde;" so daß Wilhelm hier, mit seinen besten Absichten und in seinem Gewissen zufriedengestellt, eben so einem einzelnen Sterne gegenüber ruhig ist, wie dort dem gleich geheimnißvollen, aber überwältigenderen Sternenall gegenüber.

Endlich ist noch von großer Wichtigkeit für die weitere Entwickelung der Wanderjahre, in Betreff der Bedeutung, welche sie für Gegenwart und Zukunft haben, daß das Handwerk auch hier wieder hervorgehoben und als das Fundament aller vielseitigeren Bildung gepriesen wird, dem zu Folge man wohl sagen darf: wie das Handwerk schon an sich einen goldenen Boden hat, so ist es auch wieder der goldene Boden aller Civilisation. Vergl. S. 227. Doch — wir nähern uns mit dem Ende des ersten Buches einer ganz neuen Welt, ohne doch schon in Amerika zu sein; diese Welt ist

## 5. Die pädagogische Provinz.

(Wanderjahre zweites Buch.)

Göthe hat weise darin gehandelt, und wir bewundern auch hier wieder den großen Dichter und Menschenkenner in ihm, daß er, um das Erziehungswesen seines Romans und unserer Zeit um ein Bedeutendes vorwärts zu bringen, nicht zu den abgenutzten Mitteln bisheriger Erfahrung seine Zuflucht genommen hat. Er beutet nicht die pädagogische Methode zu Schnepfenthal oder zu Gnadenfrei vor uns aus; er giebt uns nicht alle die Trefflichkeiten des gelehrten Unterrichts auf der berühmten Fürstenschule zu Meißen oder auf Schulpforte hier zu bedenken; er bringt uns vielmehr in eine bis dahin ganz und gar unerhörte und unbewährte Situation pädagogischer Umgebung; er bringt uns in eine Schule so fest in ihren Grundlagen, so besonnen in ihrer Aus-

übung, so unverwandt auf ihre Ziele gerichtet, so ernst und heiter, so streng und sorglos zugleich, so weltweit in ihrer Lokalität, so großsinnig in der Leitung aller einzelnen Studien, so muthig auf die höchsten Ideale und doch auf das Praktische, das Nützliche zugleich gerichtet, daß manche unserer gepriesenen Pensionate und Pädagogien des weitesten Umfangs, des solidesten, vielseitigsten Unterrichts bei genauer Revision dagegen zu Kleinkinderbewahranstalten zusammenschrumpfen dürften. Göthe hat eine zu lebendige Ueberzeugung davon, daß die menschliche Gesellschaft ihrem besseren Theile nach nur im Zusammenhange mit den Idealen besteht, und daß sie auch allein durch Ideale vorwärts rückt; in dieses Jenseits der Ideale erhebt er uns, oder vielmehr er führt uns in die ganz bestimmte Welt eines dieser Ideale ein; und diese bestimmte Welt ist in unserm Falle eben die pädagogische Provinz.

Und in der That wenn schon sonst ein tüchtig eingerichtetes Erziehungswesen, eine pädagogische Anstalt mit dem sinnigen Rhythmus ihres Tagesganges, ihres Jahreslaufs, mit ihren Sammlungen, Apparaten, ihrer Bibliothek, ihren Uebungs- und Spiel-Plätzen, alles dem Gedeihen der Jugend an Seele und Leib gewidmet, einen wohlthuenden, bedeutenden Eindruck auf uns macht, was sollen wir erst von diesem Eindrucke sagen, wenn ein solches Schulhaus mit seinen Nebenbauten und Plätzen zu einer ganzen Provinz, wie in unserm Roman, sich erweitert! wenn hier das Nützliche mit dem Schönen, die Arbeit für die Erdenzukunft mit der Feier einer noch höheren Existenz so vollständig in Eins gebildet ist, wie wir es hier ausgeprägt finden! Hieher kommt, ihr Lehrer der Jugend, von der Kleinkinderbewahranstalt bis zur Akademie, hieher, ihr Erzieher aller Art, hier schüttelt den Schulstaub ab, hier erweitert eure Engbrüstigkeit, erhebt euch von aller Niedergedrücktheit, die beide euch zu Theil geworden im schweren Dienst eurer Lungen, bei weniger Erfrischung von außen; hier findet Anerkennung für eure allerdings großen Verdienste um die Menschheit, hier gewinnt Kraft zu neuen Leistungen, Einsicht in neue Bahnen, hier verjüngt euch zu neuer Werdelust, und lernt, wenn ihr es noch nicht wissen solltet, daß euer Priesterthum eines der heiligsten ist; daß wenn es einen heiligen Cultus auf Erden giebt, es der ist, welcher seinen Umgang mit der Jugend hält, die er zu den Heiligthümern der Gottheit führt.

Es war am Ende des ersten Buches nur beiläufig und doch wie im Vorausgefühl dessen, was Wilhelm binnen Kurzem erfahren sollte, vom Frühlinge die Rede gewesen. Hier treten wir nun wirklich mit unserm Freunde in das Reich eines immerwährenden Frühlings, der hier aller Orten, so weit wir sehen und gelangen, treibt und knospet und blüht. Ja hie und da setzt solche Treibkraft mitten im Lenze glücklicher Jugend wunderbarerweise schon Früchte ab, wie z. B. auf dem Felde der ausübenden Kunst; was wir freilich erst später in einem andern Distrikte der pädago-

gischen Provinz unmittelbar erfahren werden. Und ungeachtet wir der äußeren Jahreszeit nach in dieser pädagogischen Region, in der wir uns jetzt befinden, schon den Sommer erleben, da man zur Ernte sich anschickt, so ist doch der Grundcharakter alles dessen, was hier uns umgiebt, das werdende Gedeihen des Frühlings, und wie die Bewohner dieser Sphäre Knaben und Jünglinge sind, denen einige Aeltere nur wie leitende Genien beigegeben worden, so stellt das eigentliche Völkchen dieser Provinz doch nur Frühling und wieder Frühling dar, denn wer von ihnen in seiner ganzen Entwickelung gereift ist, der verläßt diese Gegend und macht Andern wieder Platz. Man hat poetischer Weise von jenseitigen Welten geschwärmt, die nur solchen geweiht seien, welche zu schnell und also noch unentwickelt von dieser Erde geschieden wären. Man hat etwa den Mond zu einer solchen Sphäre gemacht, welche von Kinder-Seelen bewohnt sei, um für höhere Ordnungen vorbereitet zu werden. Hier in unserer pädagogischen Provinz hätten wir eine solche Sphäre auf der Erde, die für die Zukunft der Erde vorbereitet; und so glauben wir wirklich auf einem anderen Sterne als dem unsrigen angelangt zu sein. Alles erscheint uns hier in so eigenthümlichen Lichtern, in so milder Färbung und doch in sichern Strukturen, daß wir wohl sehen, wie diese Sphäre der pädagogischen Provinz, dieser pädagogische Mond, ein ganz anderes Verhältniß hat zur Sonne unseres Systems und auch gewiß zur Sonne des Universums als unsre heutige Erde. Nur der Wohnsitz Makarien's hat für uns in der Erinnerung eine gewisse Aehnlichkeit mit unserm jetzigen Aufenthalte; wahrscheinlich daß er das schon in einem Erdfragment fertig abbildet, worauf die pädagogische Provinz für die Zukunft der ganzen Erde erst hinarbeitet. Auch dürfen wir um die Möglichkeit solcher Verwirklichung für das Erdenleben gar nicht ängstlich besorgt sein, trotz aller Einrede mancher Pädagogen. Denn wenn ein Passagier zur Zeit Gellert's mit der famosen gelben Kutsche regelmäßig einige Tage brauchte, um — wenn es schnell ging — von Leipzig nach Dresden zu gelangen, so würde besagter Passagier, wenn er heute einen kolossalen Eisenbahnzug, noch dazu ohne Pferde, mit Dampf und Blitzesschnelle in einigen Stunden dieselbe Strecke zurücklegen sähe, ohne Zweifel schwören, daß solches eine Geister-Caravane auf einer der Straßen des Uranus sei. Und doch ist es eine der Erde. Also könnte leicht ein erhitzter Schulmann, der eben die kühnste Reform des Schulwesens in einer Versammlung der Pädagogen auf's Glücklichste durchgesetzt hat, nicht wenig nach einigen Jahrzehnten erstaunen, die vermeinte Großartigkeit seines Plans, mit sammt der Verwirklichung in ein engherziges Zellengewebe dumpfer Stubenerziehung, in dem Aufblühen pädagogischer Provinzen im Sinne Göthe's und unseres Romans dermaßen überflügelt zu sehen.

Vielleicht könnte wirklich dichterischer Weise die Sphäre der pädagogischen Provinz auch darin mit dem Monde verglichen werden, daß nach einigen der Mond keine Atmosphäre, also auch keinen Wechsel der Witterung haben solle. Unsere Provinz hat diesen Wechsel nicht, wenigstens läßt sie durch den Geist, der hier herrscht, weder moralische noch ästhetische Unwetter aufkommen, und man könnte, wiefern man nach dem Folgenden diesen lieblichen pädagogischen Mond mit seinen Einrichtungen gelten ließe, wiefern man sich überzeugte, daß er zwar keine Nach=, wohl aber eine Vor=Erde sei, nämlich ein Spiegel dessen, was einst unsre pädagogischen Anstalten leisten werden, man könnte lächeln über den Witz des Zutreffens, den der Zufall darin gespielt, daß eine Somnambule einst erzählte, sie habe im magnetischen Hellsehen Göthe im Monde als Vorsteher einer Erziehungsanstalt gesehen; wogegen er doch wirklich zwar nicht Vorsteher, doch Stifter, Schöpfer unserer pädagogischen Provinz ist. —

Also Knaben und Jünglinge bewohnen diese Welt mit ihren Lehrern, ihren Meistern und einigen Aufsehern.

Die wahrhaft heilbringende Prophetie, welche einer lebenden Generation und den Folgenden das Ideal abbildet, welches einst erreicht werden wird, muß auch dasjenige zur Sprache bringen, was vermieden werden soll. Daher waren auch alle ächten Propheten zugleich streng verwerfende Sittenrichter ihrer Zeit. Wir haben schon gesehen, Göthe hat fast nie Raum zur eigentlichen Polemik. Er war ein so menschenfreundlicher, von positiven Aufgaben erfüllter Geist, daß er in der Anfeindung nie zu verweilen, fast nie unmittelbar sie zu üben vermochte. Aber darin, daß Göthe in demselben Grade, als er in den Wanderjahren die Gegenwart und die Zukunft anerkennend trifft, in vielem auch von dem abgeht, was den Modernen eigen ist, darin liegt mit ein Beweis für die Aechtheit seines Seherberufs.

Nichts hat unsere Zeit, bei allen Vorzügen, die ihr eigen sind, mehr abgeschwächt als die früher schon von uns gerügte Allerweltsgleichmacherei in Allem und Jedem, die da weit entfernt ist, Anerkennung allgemeiner Menschenwürde zu sein (denn diese beruht auf Sinn für Eigenthümlichkeit), im Gegentheil nicht selten in dem gleichmachenden Subjekte das Gefühl mehr oder weniger verschuldeter Nichtigkeit ist, die sich nun vordrängt, und alles Andere auch zu nichte machen will. Dieß Getreibe kommt dann zuletzt der heiligsten Sitte, der Sprache wie der ganzen Nationalität, der Kunst wie der Religion an's Leben. Diese Nivellirungswuth hat sich in unseren Tagen sogar in der Kleidung (bei einem gewissen Geschmack für einigen Schliff) vielfach zu erkennen gegeben; der Landmann trägt sich wie der Städter, der Kaufmann wie der Künstler, aller Reichthum der Erfindung, alles Urthum der Ueber=

lieferung, der Lebensanschauung wird hier durch die Eintönigkeit der Eleganz bis auf die Wurzel und den Keim zerstört.

Der Wirksamkeit hiergegen nun begegnen wir sogleich beim Eintritt in die pädagogische Provinz. „Schon hatte Wilhelm bemerkt, daß in Schnitt und Farbe der Kleider eine Mannichfaltigkeit obwalte, die der ganzen kleinen Völkerschaft ein sonderbares Ansehen gab."

Auch die eigenthümliche Geberdensprache, welche in ihrer dreifachen Unterschiedenheit schon auf die drei Ehrfurchten hindeutet, welche wir bald näher in Betracht ziehen werden, beweist uns, daß wir uns hier in einer Welt befinden, die von allem abweicht, was uns sonst die Erfahrung darbietet. Diese Geberdensprache bezeichnet den Gruß, dessen Vorkommen und Art immer schon ein wichtiger Ausdruck der Civilisation ist. Ungeachtet aber die Verschiedenartigkeit der Tracht hier alle Uniform ausschließt, ohne der Classificirung Abbruch zu thun, so kündigt sich doch eine gewisse militärische Disciplin an, wie wir sie auch in den höheren Erziehungsanstalten Frankreichs und Englands finden, und die allerdings ein vortreffliches Mittel ist, einen übrigens freiwaltenden Geist nicht über die bestimmten Grenzen hinaus schweifen zu lassen. Wir müssen daher im Gegensatz zu den Vorurtheilen, welche der Zeitgeist hervorgerufen hat, auch diese Sitte unserer Provinz als eine heitere Anerkennung der abweichendsten Bildungsmittel bezeichnen, wie es denn gewiß ist, daß der Stand des Militärs, besonders bei dem ihn immer mehr durchdringenden Geiste der Humanität, mit seiner unwandelbaren Ordnung und Haltung, mit seiner Kunst, die Massenbewegung zu organisiren, Ehre und Enthusiasmus in Lebendigkeit zu erhalten, über den Staat hin eine ganz bestimmte Strömung der Cultur fortleitet, die nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Dieses Militärische vergegenwärtigen uns Worte wie: „sie wendeten den Kopf nach der rechten Seite und stellten sich in eine Reihe." Sie „wurden gemustert."

Felix beweist seinen vorwiegenden Naturalismus dieser organisirten Civilisation gegenüber sogleich darin mit glücklicher Naivetät, daß er, aus kindischer Nachahmungslust die Stellung der Ehrfurcht vor dem, was über dem Menschen ist, annehmend und in den Himmel blickend, dennoch gesteht: „ich sehe ja nichts da droben." Mit demselben Geständniß blickt noch heute auch der erwachsene Naturalist mit dem Dünkel des Verstandes und im Besitze einer gewissen Halbbildung, oder doch einer bloß realistischen Reife zum Himmel hinauf, und erinnert uns auch hier wieder an jenen Astronomen, der da gestand, er habe den Himmel durchforscht, aber Gott nirgend gefunden. So daß es dem Naturalisten als solchem nicht entfernt einfällt, die Unendlichkeit des Raums schon an sich als Offenbarung und Wunder anzuerkennen, geschweige daß er das Wunder der Sonne und der übrigen Gestirne

mit Augen des Geistes zu sehen verstünde. Was aber in Felix, dem Knaben, anmuthige Naivetät des flüchtigen Natursein ist, das ist in dem Erwachsenen frivole Beschränktheit des bloß verständigen Natursein.

Es ist höchst bedeutsam und ein neuer Hinweis auf die tief durchdachte Methode, welche in der Erziehung dieser Jugend waltet, daß man hier mit so zarter Sorgfalt das Geheimniß behütet, welches allerdings im Hintergrunde menschlicher Existenz wohnt, und das nimmer aufhört zu bestehen, ob der Mensch es anerkennt oder nicht. Es ist nun aber gar nicht zu läugnen, daß unsre Zeit der Oeffentlichkeit mit der Nichtanerkennung des Mysteriums auch die Pietät und mit der Pietät auch die Innerlichkeit vielfach verloren hat. Die Wissenschaft jedoch selbst, geschweige denn die Kunst und die Religion, kommen um ihr Leben, wenn das Mysterium der Welt nicht mehr anerkannt und geehrt wird, denn was wäre wohl das für eine Wissenschaft, die schon alles durchdrungen zu haben wähnte, und was wäre das für eine Kunst, die nicht in allem noch so vollendet Herausgeborenen zugleich jenes unendliche Leben noch ahnete, welches auf ihrem Gebiete ferner herausgeboren werden kann, und was wäre es für eine Religion, die nicht mit der gleichen Innigkeit den Offenbarungen Gottes sich hingäbe, als sie die heiligen Schauer vor jener noch ungeschauten Herrlichkeit desselben Gottes sich erhielte! Und dieses muß den Kindern allerdings schon früh zur andern Natur gemacht werden, wie es ihrer besseren Natur auch angehört; es ist das in allem Lehren mitzulehren im Kleinsten wie im Größten, denn Niemand hat mehr Empfänglichkeit für das Geheimniß als das Kind. So allein erhält sich der Reiz für das Herrliche der Existenz und zwar unter allen Umständen. Der Weltschmerz der Modernen, der über unser Zeitalter eine so heillose Verwirrung gebracht, ein so rasendes Anstürmen gegen alle Grundfesten veranlaßt hat, findet für den tieferen Kenner seine Hauptursache theils in dem gänzlichen Unglauben an das Mysterium alles Daseins, oder er hat seine Ursache mindestens in dem Zweifel, mit dem man alles Geheimnißvolle als fortgesetzten Aberglauben verdächtigt, und woraus dann in beiden Fällen, wenn alle Genüsse der Erde durchgenossen sind, derselbe Ueberdruß und dieselbe Lebensverachtung folgen. Vergl. S. 6.

Was uns in dem Lande, in dem wir uns befinden, noch ganz besonders an Makarien's Besitzthum erinnern könnte, oder was uns doch beweist, daß hier dieselben sanften Gewalten regieren, wie dort, das ist die Musik. Gesänge begleiten die verschiedenartigsten Funktionen der Kinder; sie bezeichnen hier recht eigentlich den melodischen Rhythmus der Arbeit, aber auch daß die Arbeit immer zugleich mit der Feier, der Dienst mit der Erhebung und Befreiung, die Mühe mit der Selig-

keit verbunden werden solle. Jeder Mensch ist ja ein Weltall im Kleinen. Wie nun nach jener tiefsinnigen Sage das wandelnde Gestirn in seiner Bewegung — welche seine Arbeit ist — einen Gesang um sich verbreitet, und so Sphäre zu Spähre sich gesellt; also singt auch hier das Kind, als ein kleines wandelndes Universum, bei der Arbeit, und gesellen sich Kinder den Kindern in süßen Melodieen. Das alles tritt aber hier keineswegs bloß zufällig hervor, es ist vielmehr unter diesen Knaben und Jünglingen auf's Sinnvollste geordnet. Wie alle Arbeiten zuletzt in einander greifen, so greifen hier auch die Gesänge in einander, und so treten die sichtbaren Gruppen der Arbeiter zu hörbaren Chören zusammen. — Es ist für den Reisenden oft von großem Interesse zu bemerken, wie ganz allmählich der Dialekt der Sprache sich ändert, und so, ehe man sich's versieht, eine völlig neue Sprache gehört wird, mit ihr ein anderes Volk sich darstellt; so ändern sich hier allmählich, je weiter wir in der Provinz vorrücken, die Gesänge, und es ist uns die großartige Weite dieser pädagogischen Welt, wie immer neue Gesangesweisen und andere Sitten uns begegnen, auf's Lebhafteste vergegenwärtigt in der Wendung: „gegen Abend fanden sich auch Tanzende."

Man hat gesagt, die Mathematik sei die Mutter aller Wissenschaften. Wir haben bereits auf die Verwandtschaft der Mathematik mit der Musik hingewiesen. Auch erzieht man in der pädagogischen Provinz keineswegs bloß für die Wissenschaft, sondern für die Religion, die Kunst, für jegliche Erhebung des Daseins, um alle edleren Kräfte des Menschen zugleich zu entwickeln, und in eine harmonische Wechselwirkung zu bringen; darum eben ist in dieser Provinz die Musik, als eine andere Art von Mathematik, die erziehende und pflegende Mutter Aller, die Musik auch in jener umfassenden Bedeutung, in der wir sie bei den Alten schon finden, wie sie bereits in der bloßen Vorstellung etwas Reizendes hat. Aber auch die Musik im engeren Sinne wird in unserer Provinz mit steter Rücksicht auf die ganze Sauberkeit des Daseins geübt. Es ist dabei die große Delikatesse nicht zu übersehen, die man bei Ausübung der Instrumentalmusik in doppelter Weise hier beobachtet. Einmal gegen den Anfänger und sodann gegen den Geübteren oder gar gegen den Meister. Es ist höchst bedenklich, Eindrücke des Verfehlten wieder und wieder zu erhalten; es bereitet aber auch Verlegenheiten, vor Geschickten zu straucheln; deßhalb eben sendet man, wie die Griechen es mit denen thaten, welche einen politischen Mißton hervorgebracht hatten, oder ihn hervorzubringen Miene machten, den musikalischen Irrgänger in's Exil, wo er eben durch Fehltritte lernen soll, wie man sich jene anmuthige, schöne Bewegung anzueignen habe, welche die Harmonie des Ganzen herbeiführt. Oder, um bei unserem früheren Bilde zu bleiben: die zarte, fürsorgende Mutter, Musik, bringt,

wie auch andere Mütter wohl zu thun pflegen, das noch unerzogene, unartige Kind, welches schreiende, lärmende Töne hören läßt, in einen abgelegenen Winkel, damit es in solcher Absperrung sich auslärme, Geduld lerne, und den Wohlton besserer Sitte zu treffen sich bemühe. Doch dürfte dieß zwangsweise Verfahren nur Ausnahme sein, da Göthe ausdrücklich erwähnt: „die Anfänger gehen freiwillig in die Wüste.“ S. 8.

Wenden wir nun den Andern, schon Geübteren uns zu, so gewährt es einen belebenden, belustigenden Eindruck, diesen großen Exercir-Platz jugendlicher Sänger im Chore und im Solo zu vernehmen, und zu bemerken, wie unter dieser allgemeinen Freude, unter diesem allgemeinen Aufjauchzen des Daseins immer zugleich die Bildung selbst um ein Bedeutendes vorwärts rückt, eben weil der Unterricht, das Studium im Schwunge weiter geht, eben weil die Wissenschaft hier durch die Kunst beflügelt wird; da hier keine Thätigkeit ohne den sie begleitenden Rhythmus, keine Arbeit ohne die sie begleitende Feier betrieben werden darf.

Es ist nicht außer Acht zu lassen, wie in dieser Partie unseres Romans, und auch sonst wohl, sich Uebereinstimmungen mit dem Simonismus und Fourierismus Frankreichs zu erkennen geben, wenn auch freilich ganz anders geartet und ohne die Phantastik jener Systeme unserer Nachbarn. Wenn nun auch ein Theil der Lehre Fourier's schon früher unter den Franzosen bekannt geworden war, so mochte wohl schwerlich zur Zeit der Abfassung der Wanderjahre Göthe'n etwas davon zu Gesichte gekommen sein. Nun ist aber bei Fourier das musikalische Moment ebenfalls stark hervortretend. Daher denn auch der stehende Ausdruck bei ihm für die geordnete Gesellschaft als eine „Harmonie.“ Auch ist nicht zu läugnen, daß, mit durch jene Systeme St. Simon's und Fourier's veranlaßt, die gebildeten Franzosen der Gegenwart sich um einen nachhaltigeren Ernst und eine idealere Tiefe im Leben und in der Literatur beflissen haben, obwohl von ihnen zu gleicher Zeit bewiesen worden ist, daß sie in der Schwärmerei, in der Hervorbringung dessen, was nicht verwirklicht werden kann, die Deutschen noch zu übertreffen vermögen.

So hätten wir also schon manches in der pädagogischen Provinz in Erfahrung gebracht, was sie zu der eigenthümlichen Welt bereitet, als welche wir sie im Allgemeinen bezeichnet haben. Dennoch dürfen wir uns bis jetzt noch als völlige Laien ausgeben und dürfen nicht meinen, auch nur entfernt in dasjenige schon eingedrungen zu sein, was den esoterischen Theil ihres Erziehungssystems bildet. Erst jetzt, indem wir uns mit unserm Freunde innerhalb eines umfangreichen, von einer Mauer umschlossenen, von Laubwerk reichlich geschmückten Raumes befinden, vor einem Hauptgebäude und anderen Bauwerken, die uns die wunderbarsten Zwecke und Verrichtungen ahnen lassen, erst jetzt, da ein

Gespräch mit den „Dreien" sich eröffnet, werden wir des Einblicks in das Innere dieser Welt gewürdigt werden. Wir sind eben im Begriff, Neophyten zu werden, die also eben die erste Weihe in diese Eleusinien empfangen, und in der That, wenn etwas spannen kann, wenn die Eröffnung eines Mysteriums die Spannung belohnt, die man darauf gehabt hat, und sie noch weit übertrifft, so ist es das, was uns im Folgenden zu Theil werden wird, so reich und herrlich und tief bedeutend ist sein Inhalt, so neu seine Form. Was Göthe uns hier aus dem Munde der Dreie vernehmen läßt, gehört ohne Zweifel zu dem Inhaltschwersten, was je von einem Weisen gesagt worden ist; so daß uns diese Enthüllung, obwohl sie erst das Fundament offenbart, auf welchem dieses ganze Erziehungssystem seinen Bau erhebt, obwohl sie ausdrücklich auf eine Reihe noch ganz anderer Enthüllungen hinweist, doch uns schon das Innerste dieser ganzen pädagogischen Gemeinschaft vor unser Seelenauge, wenn auch mehr als Ahnung, bringt. Bemühen wir uns die köstlichen Mittheilungen, welche uns hier gemacht werden, mit lauterer Seele in uns aufzunehmen; sehen wir uns vor, nicht den kleinsten Tropfen dieses edeln Gedankenweines zu verschütten. — —

---

Wie beim Eintritt in die pädagogische Provinz die seltsamen Grüße in ihrer dreifachen Unterschiedenheit auf eine und dieselbe Cardinaltugend hindeuteten, die wir sogleich als die Grundlage aller Religion kennen lernen werden, so ist dem entsprechend auch der erste Gruß der Dreie, welche den Heiligthümern vorstehen, der von Jenen an Wilhelm schon gleichsam aus dem Innersten der Lehre dieses Pädagogiums gerichtet wird, eine Erklärung jenes Grußes der Kinder. Vergl. S. 12.

Hier ist aber vorerst zweierlei zu beachten.

Einmal, daß hier ausdrücklich — und zwar schon S. 10 — von „Heiligthümern" gesprochen wird, welche uns als „sichtbare Gegenstände" bezeichnet werden, worin denn die Andeutung zu liegen scheint, daß es auch unsichtbare gebe. Diese unsichtbaren Heiligthümer werden ohne Zweifel die ganze Lehre und Weltansicht ausmachen, welche hier erst sehr allmählich den Zöglingen mitgetheilt wird, und die selbst vor Wilhelm in keiner Weise schon ganz erschlossen werden darf. Der erste vorläufige Einblick in das Innere dieser unsichtbaren Heiligthümer wird uns in der alsbald folgenden Erklärung des Grußes zu Theil. — Zweitens ist wohl zu beherzigen, daß sogleich beim Beginne der Eröffnung durch die Dreie, ungeachtet die Natur, in dem was der Mensch

ihr zu verdanken hat, große Anerkennung findet, diese Natur doch keineswegs schon als ausreichend angesehen wird, um den Menschen seinem Ziele entgegen zu führen; es wird besonders darauf hingewiesen, wie der Mensch, der sein volles Heil erreichen solle, noch eines Höheren bedürfe, als was die bloße Natur ihm zu geben vermag. Es heißt: „Aber eins bringt niemand mit auf die Welt, und doch ist es das, worauf alles ankommt, damit der Mensch nach allen Seiten zu ein Mensch sei." S. 12. So daß denn hieraus ganz deutlich zu entnehmen ist, was wir früher bereits behauptet haben, daß Göthe weit davon entfernt war, wie sehr er die Natur auch liebte und ihrem Wesen nachforschte, die volle Sittlichkeit dem Menschen schon in der Natur und als natürliches Produkt zuzutrauen. Hat man es nun von manchen Seiten her den Theologen einer bestimmten Richtung verdacht, daß sie die Natur immer im Gegensatz zur Gnade fassen und behaupten, es müsse die Natur des Menschen erst gebrochen werden, damit das wahrhaft Gute zur Erscheinung gelange, so haben sich nach dem Standpunkt jener „Dreie" dieselben Theologen wenigstens in dem Stücke als die tiefsten Menschenkenner bewährt, wie sie denn freilich ihre Behauptungen auf Grund des neuen Testamentes durchführten. Dieser Grundansicht vom Menschen stimmt also auch Göthe in der obigen Stelle ganz und gar bei, indem er auf jene Veränderung des natürlichen Menschen von Grund aus hindeutet, welche das Christenthum so treffend als Wiedergeburt bezeichnet. So daß wir hier gleich jenen Götheschen Ausdruck: „Aber eins bringt niemand mit auf die Welt" in Verbindung bringen müssen mit dem neutestamentlichen: „Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen."

Nun ist es höchst eigenthümlich und von der sinnvollsten Bedeutung, daß uns die Dreie, indem sie dreierlei Geberden, welche Wilhelm an den Kindern bemerkt hat, vor uns ausdeuten, und sie als Symbol für eine dreifache Ehrfurcht bezeichnen, die sich im Gegensatz bloßer Furcht als Grund der wahrhaften Weltreligion darlegt, daß sie damit doch eigentlich auf den Weltraum in seiner Unendlichkeit hinweisen. Denn wie jene Geberden dreierlei sind, die eine, die sich nach oben richtet, die zweite, welche auf dasjenige blickt, was unter uns ist, die dritte auf das, was uns umgiebt, so ist dieses zugleich ein Hinweis auf den äußern Weltraum, wie er sich in drei Richtungen dirimirt, als Höhe, Länge und Breite, nur dort mit dem Unterschiede einer Verschiebung der Gesichtspunkte, gleichsam in einem anders geschliffenen Spiegel der moralisch-religiösen Anschauung gesehen. Denn was die metaphysische Vernunft Länge und Breite nennt, das ist in der moralisch-religiösen Anschauung in den Gesichtspunkt dessen, was uns umgiebt, zusammengezogen, und was die metaphysische Vernunft als Höhe bezeichnet, das ist in der moralisch-religiösen Anschauung in die

entgegengesetzte Richtung zweier Unendlichen auseinandergelegt, in die Richtung der Höhe und in die der Tiefe. Und in der That ist dieser unendliche Raum des Universums, unendlich in jeder Richtung, diese unermeßliche Expansion, als Möglichkeit der Massen und Möglichkeit der Bewegung, schon an sich etwas so Erhabenes, daß in dem Menschen, der dieses mit bewußter Intelligenz schaut, sogleich jener dreifachen Erhabenheit eine dreifache Ehrfurcht entspricht, welches die innere Unendlichkeit des Menschen, das Universum des Geisterreichs ist. Dürfte auch metaphysisch gar nicht so gesprochen werden, wie wir eben sprechen, dürfte in der Metaphysik, um das Problem des Raums zu lösen, oder auch nur den Versuch zu wagen, es zu lösen, nicht einmal bei der Abstraktion, den Raum bloß als Möglichkeit der Massen und der Bewegung zu bezeichnen, verweilt werden, so dürfen und müssen wir hier so sprechen, wo es sich um die Anschauung der Unendlichkeit handelt. —

Sehen wir aber freilich sogleich den Weltraum eben so unendlich erfüllt von Massen und zwar von sphärischen Massen, und sehen wir sogar eine organisirte Massenbewegung in den Systemen des Universums in derselben Unendlichkeit vor sich gehen; sehen wir in der Natur unseres Planeten dieselbe dreifache Erhabenheit, wenn hier auch (von der Unendlichkeit des Mikrokosmos zu schweigen) nur in der Illusion des Unendlichen, für das poetisch-religiöse Gemüth aber dennoch von unendlicher Wirkung, bald als Gebirg, bald als Abgrund, bald als endlose Weite z. B. des Meeres und seiner rastlosen Bewegung, so stimmen wir überall mit ein in das Bezeugen jener dreifachen Ehrfurcht als Gruß und als Gebet zugleich. Wir stehen hier auf dem Grund und Boden aller Religion, und selbst der nur erst nicht christlich-orientalische Ruf: Allah ist groß! dürfte schon der volle Ausdruck sein für die Ehrfurcht gebietende Erhabenheit und Unermeßlichkeit des Weltraums in dreifacher Richtung, im gesetzmäßigen Spiel seiner Kräfte, welches den Weltkörper federleicht wie einen Ball in die Höhe wirft, ihn zu zahllosen andern Sphären in ein Verhältniß setzt, und alle im Verhältniß zu allen in geordneter Bahn immerdar erhält.

Es ist sehr einleuchtend, daß da wo mit bloßer Verstandesreflexion nur immer das gerade vorliegende Einzelobjekt in seiner Endlichkeit betrachtet wird; da wo man so grob empirisch verfährt, daß man sich selbst in seinem Ich auch nur als erfahrungsgemäße Erscheinung nimmt, ohne zu fragen: woher und wohin; daß da, ungeachtet aller experimentirenden und spekulirenden Beobachtung, das Unendliche gar nicht gesehen wird. Dasjenige aber, was gesehen wird, pflegt man als ein Quantum mit bestimmten Qualitäten in gewisse Kategorieen oder Classen zu bringen, ohne wiederum wahrzunehmen, daß das Quantitative selbst unendlich ist, sowie sich auch die Qualitäten der Außenwelt in's Unendliche verlieren, wozu nun

9*

noch die Unendlichkeit des Innern, der Willensbestimmung, der Anlage zu künstlerischem und moralischem Schaffen u. s. w. kommt. Wer diese ganze Unendlichkeit nicht sieht, der sieht freilich über die bloße Kategorie und Classe hinaus nichts mehr. Er sieht nur das Endliche und sich in ihm, eine Endlichkeit in und neben der andern; und in diesem Endlichen ist freilich im Grunde alles nur die Wiederholung des Einen, woraus denn jener specifisch moderne Pantheismus folgt, der sogleich Egoismus wird, indem er vom Ich als dem zunächst Gegebenen ausgeht, und sich nun höchstens bis zur Moralität der Selbstrechtfertigung erhebt, wie zu der, in jeder anderen Erscheinung die Gleichheit mit sich zu erkennen, woraus denn auch die Gleichgültigkeit folgt, daß alles sich von selbst verstehe. Wogegen die Anschauung des Unendlichen in Jedem ein Anderes erkennt und, da das Unendliche nicht bloß als Macht, sondern auch als Uebermacht wirkt, so wird in dem Schauenden durch diese Uebermacht das Staunen, die Ehrfurcht hervorgerufen, woraus denn in ihm Demuth und Anbetung folgen.

So sehen wir also in obiger Stelle unseres Romans seinen Verfasser so sehr auch als warnenden, wie strafenden Propheten auftreten, daß er, indem er Ehrfurcht verkündet, zugleich den modernen Zeitgeist Lügen straft und widerlegt, wiefern dieser oft alle Pietät verwirft, und mit seiner Leidenschaft, alles zu vereinerleien, weder die Macht der Höhe, der Tiefe und der Weite, noch ihre Unendlichkeit anerkennt. Und so entschieden finden wir auch hier Göthe's Ansicht von Gott ausgeprägt, daß es in solchem Bekenntniß zur Beschämung für die Verächter der Expansion des Universums sogar heißt: „daß Gott da droben sei," so wie auch der Unzufriedenheit aus Grundsatz und unter allen Umständen, wie wir sie in unsern Tagen vielfach erlebt haben, hier ein treffendes Prognostikon gestellt wird in den Worten: „deßwegen liegt die Menge wohl so im Argen; weil sie sich nur im Element des Mißwollens und Mißredens behagt; wer sich diesem überliefert, verhält sich gar bald gegen Gott gleichgültig, verachtend gegen die Welt, gegen seines Gleichen gehässig; das wahre, ächte, unentbehrliche Selbstgefühl aber zerstört sich in Dünkel und Anmaßung." S. 13. Auch ist hier zu bemerken, ganz ähnlich, wie viele die Natur nur fürchten, empfinden sie auch die Kirche und den Staat nur als eine Last; sie wären beide gern los durch was immer für Mittel. Derselbe Göthe endlich, der uns im Bedürfniß einer universellen Cultur und in der Anschauung einer solchen, die seiner dichterischen Phantasie eigen war, die Weltliteratur verkündete, er verkündet uns hier auch die Weltreligion, und giebt uns in der Auseinanderlegung einer dreifachen Ehrfurcht die Anschauung auch dieser.

Nun aber haben wir vor allem, um die nachfolgenden Partieen der Wanderjahre um so ungestörter in uns aufzunehmen, einzusehen, wie überhaupt mit Nothwendigkeit der Mensch zur Ehrfurcht gelangt.

Daß wirklich die Ehrfurcht es ist, auf welche die Weltreligion zurückgeführt werden muß, ergiebt sich sogleich, wenn man den Menschen nicht bloß in seiner natürlichen Beschaffenheit, sondern auch in allen Phasen seiner höheren Entwickelung beobachtet. Wenn nämlich der Mensch aus Mangel an Erziehung nicht auf der Stufe eines fast nur sinnlichen Daseins stehen bleibt; wenn er nicht bloß den Verstand ausbildet, und ihn noch dazu nur zu den praktischen Zwecken bloßen Erwerbs und Ehrgeizes ausbildet; wenn er sich durch den Verstand nicht die Wahngebilde leerer Sophistik für Wahrheit ausgeben läßt; so wird das Wunder der Existenz ihn unwillkürlich ergreifen, so daß er die Ueberlegenheit dieser Existenz als der eines früheren Seins, zu dem er erst später gelangte, gern eingesteht. Es wird ihm Bedürfniß, solches einzugestehen, und er würde ohne dieses Eingeständniß die Schwere der Existenz gar nicht aushalten können.

Ungeachtet der Vernunft empfindet das menschliche Individuum etwas Unheimliches, Grauenhaftes in der bloßen Vorstellung, daß sie selbst, diese menschliche Individualität, schon das Höchste sein solle. Wenn nämlich der Mensch nur wirklich die Welt in ihrer Unendlichkeit denkt und nicht bloß Einzelnes in ihr, so entdeckt er alsbald, daß es sich bei der Welt keinesweges bloß darum handelt, den Inhalt und die formelle Beschaffenheit derselben zu durchdringen, sondern es handelt sich auch darum zu durchdringen, wie eine solche Welt auch nur möglich sei, und wie sie eine wirkliche habe werden können. Sobald nun der Mensch nur sich selbst oder seines Gleichen setzt, so ist hieraus weder einzusehen, wie die Welt ihrem Inhalt und ihrer Beschaffenheit nach durchdrungen werden könne, noch auch wie sie möglich sei und nun gar wirklich existire. Jedes menschliche Individuum hat noch dazu das Bewußtsein, in einem ganz bestimmten zeitlichen Moment erst zur Existenz gekommen zu sein, sowie in einem ebenfalls ganz bestimmten Zeitpunkt diese spezifische Existenz wieder verlassen zu müssen. Und wenn auch der Mensch im Fluge dichterischer oder spekulativer Phantasie sich selbst als diese der Gattung nach ewige Intelligenz betrachten wollte, zu der es die Natur eben so gut bringe wie etwa die Pflanze zur Blüthe und Frucht; so genügt auch das wieder nicht, denn die Natur ist ja ein ganz unbestimmtes Etwas, deren Intelligenz nach dem Wahne Einiger der Mensch allein sein soll, wobei aber der Mangel obwaltet, daß weder der einzelne Mensch noch auch die Menschheit die Unendlichkeit der Natur zu durchdringen vermag. Und wäre nun auch wirklich die Intelligenz der Menschheit als Gattung das Höchste, also Gott; so höbe hier nun eben erst recht jene Unheimlichkeit, jenes Grauen wieder an des Menschen vor sich selbst und vor der Welt, und zwar nicht bloß deßhalb, weil gar nicht abzusehen ist, daß die Menschheit je zu einem Gesammtwissen über das Universum gelangen sollte, sondern auch deßhalb,

weil die Menschheit selbst nie und nimmer die Möglichkeit und Wirklichkeit des Weltalls herbeigeführt haben kann.

Durch alles das aber wird die Würde der menschlichen Natur und Intelligenz nicht im Geringsten heruntergesetzt, sondern sie wird dadurch innerhalb des ihr zugewiesenen Gebiets erst recht zur Anerkennung gebracht. Es kommt auf diesem Standpunkt alles darauf an, den Menschen in seinem wirklichen Wesen sich zu vergegenwärtigen, ihm nichts abzusprechen, was er besitzt, aber auch nichts anzudichten, was ihm nicht eigen ist.

Tief in der menschlichen Natur liegt eine unendliche Zartheit — die wir nicht Schwachheit nennen dürfen — im Verhältniß zum Ganzen der Welt und zu einem noch Höheren als die Welt, eine Zartheit die sehr wohl zu bestehen vermag neben der Energie des menschlichen Wesens, welche zwar verschwindet gegen die Mächte der Natur, indem die Intelligenz aber ihr Nerv ist, neben der Natur sich zu erhalten vermag, ja die Natur oft bändigt. Jene Zartheit dagegen spricht sich schon in der ganz besonderen Hülfsbedürftigkeit des Kindes aus, die stärker hervortritt als beim Thiere. Dann aber entwickelt sich solche Zartheit zu einer ganz eigenthümlichen Blüthe und Schönheit im Gemüth, mit all' den wunderbaren Regungen, welche diesem angehören als: Wehmuth, Melancholie, Sehnsucht, Liebe u. s. w. Man mag im Dünkel des Verstandes und Handelns, im Haschen nach bloßem Wissen den Menschen hinaufschrauben in der Vorstellung, so hoch man wolle, man verfehlt seine wahre Natur, und trifft seine vollständige Herrlichkeit nicht, ohne auch jene Hülfsbedürftigkeit und Zartheit des Körpers dann aber auch des Gemüths mit einzurechnen. Das Herz des Menschen als geistige Potenz ist eine Welt für sich, reicht aber in die Unendlichkeit der anderweitigen Welt hinaus, und fordert auch für das Universum ein Herz und nicht bloß einen verständigen Intellekt, und wird durch keine Befriedigung der Habsucht, durch keinen Umfang des Wissens und Umkreis des Handelns, durch keine Ueberlegenheit des Verstandes völlig zum Schweigen gebracht, und wo dieses in einzelnen Fällen gelingen sollte, da haben wir eben nicht mehr den ganzen, normalen Menschen vor uns, wie er geeignet wäre für unsern Fall der Repräsentant der Gattung zu sein.

Jene nie völlig verschwindende Hülfsbedürftigkeit und Zartheit der menschlichen Natur, von denen die Hülfsbedürftigkeit einst dem Tode unterliegt, die Zartheit des Gemüths keineswegs durch ihres Gleichen befriedigt wird, sind es nun, welche bei tieferer Besonnenheit es dem Menschen schlechthin unmöglich machen, mit sich selbst oder doch mit seines Gleichen abzuschließen. Sogar eine so vorherrschend verständige und selbstständige Natur wie die Lessing's verrieth dieses in dem berühmten Ausspruch, nach welchem Lessing für den Durst nach der Wahrheit und nicht für den Besitz aller Wahrheit sich entschied. Der letzte psychische

Grund dieser Entscheidung ist nicht der unendliche Wissenstrieb, der unendliche Anstoß zur Wissenschaft, sondern die Natur des menschlichen Gemüths, nicht das Letzte, Höchste sein zu wollen, vielmehr an und in einem Anderen, Alles Hegenden und wahrhaft Letzten zu ruhen. Die Vorstellung, alles begriffen zu haben, führt den menschlichen Verstand in dieselbe Oede hinein, in welche sich das menschliche Herz versetzt sieht, wenn es keine andere Wahl hätte, als sich gar nicht in Liebe hinzugeben, oder doch wenigstens nur an einen Gegenstand, der völlig ihm gleich wäre, und demnach jenen Gegenstand nach dem eigenen Urtheil in keiner Beziehung höher zu stellen, als es sich selbst stellt.

Es liegt nämlich ferner in der Natur des menschlichen Herzens oder Gemüths das Bedürfniß, auch da, wo es seines Gleichen liebt, den geliebten Gegenstand höher zu stellen als sich selbst. Dieses Bedürfniß ist in der Ahnung begründet, daß in der Menschheit eine unendliche Mannichfaltigkeit des Individuellen sich vorfindet; obwohl, wie bereits angedeutet worden, dem menschlichen Gemüthe diese Höhe des Anderen (seines Gleichen) noch keineswegs volle Befriedigung gewährt. Ja es überträgt sich die Verherrlichung des Gleichgearteten durch Höherstellung in der Bescheidenheit und in dem Schönheitssinne oft sogar auf diejenigen Erscheinungen der Welt, die der Kategorie nach niedriger stehen als der Mensch. Auch in ihnen erkennt der Mensch die Abstammung vom Höchsten, die Niedrigkeit zeigt sich dem Menschen als Tiefe, die ja die Höhe selbst ist, nur die umgekehrte; auch drücken wir mit der Tiefe eben so den Gehalt aus, wie wir mit der Höhe die Würde bezeichnen.

Ist nun also nach der einen Richtung hin die Höhe vorzugsweise anzuerkennen, da von ihr die ganze Strömung des Lebens herkommt, da sie der Quell der unendlichen Schöpfung ist; so leitet sich diese Höhe doch fort noch in zwei anderen Richtungen auf die gleichartige Unendlichkeit der Umgebung, wie auf die tiefer liegenden Regionen, indem sie alle normaler Weise nur durch die Lebensoffenbarung der Höhe sind. Auch ist die Unendlichkeit in allen dreien so überwältigend, daß der Mensch, welcher in der Mitte zu stehen scheint, erst das Geringste von solcher Unendlichkeit zu durchdringen vermag, am wenigsten aber sie hervorgerufen hat. So ist denn kein anderer Halt, keine andere Ausdauer in dieser Unendlichkeit des Universums, welches noch dazu überall Weisheit, Liebe, Herrlichkeit offenbart, als Ehrfurcht, und zwar eine dreifache Ehrfurcht in den drei angegebenen Richtungen.

Die Ehrfurcht beruht auf dem Geheimniß, aber auf einem Geheimniß, dessen unendlich reicher Gehalt keinem Zweifel unterliegt, nur daß er von keinem Menschen vollständig gewußt wird, auf einem Geheimniß, dessen Existenz eben so gewiß ist als die eigene Existenz, von dem es aber auch nicht in Zweifel gezogen werden kann, daß sein Inhalt nichts Böses, nichts

gegen die Menschheit Feindliches berge, sonst würde sogleich an die Stelle der Ehrfurcht wieder die Furcht treten. Die Ehrfurcht ist von einem Schauer begleitet vor der Erhabenheit der Höhe, der Weite und der Tiefe, aber sie kennt kein Grauen davor. Sie spürt den Geist des Alls, aber sie spürt ihn als kein Gespenst; sie spürt ihn als eine überwältigende Herrlichkeit, aber als kein zum Entsetzen bringendes Ungethüm. Daher ist die Ehrfurcht stets von Andacht und Liebe begleitet, wie die Furcht von Unstätigkeit und Widerwillen. Mit andern Worten, die Ehrfurcht des Menschen äußert sich in der Divination, in dem feinen und ganz richtigen Ahnen, daß es sich mit der Existenz der Welt noch ganz anders verhalte, als man in der Regel dafür ausgiebt; daß alles Sein und alles Werden, alles Thun und alles Leiden, bis auf das kleinste Ereigniß hin, noch einen verborgenen Hintergrund habe, dessen Beleuchtung noch keinem Sterblichen zu Theil wurde, einen Hintergrund, welcher aber, sobald wir ihn aufgedeckt sähen, uns mit der höchsten Ueberraschung und Freude durch die Anschauung erfüllen würde; daß also jede Sache, jede Begebenheit, vollends jeder Mensch noch etwas ganz und gar anderes zu bedeuten habe, als sie sich in dem Verbande unserer planetarischen Wirklichkeit darstellen. So daß sich aus der Ehrfurcht ergiebt, daß das höchste, tiefste wie umfassendste Mysterium der Welt noch jedem Menschen unerschlossen ist, daß es einen Inhalt hat, dessen Herrlichkeit alles übertrifft, was in den Umkreis unserer bisherigen Wahrnehmungen gekommen ist; jedoch in der Art, daß alle uns schon bekannte Herrlichkeit der äußeren und der inneren Welt mit jenem Mysterium in einem wesentlichen Verbande steht.

Wir finden diesemnach auch in dem äußeren Erfahren, daß jede Situation, jede Umgebung, in denen uns die Ehrfurcht ganz besonders erfaßt, das Geheimniß zum Hintergrunde hat. Auch die Natur giebt dazu Belege. Vielleicht ist aus ihrer Sphäre nichts geeigneter uns dieß Wesen der Ehrfurcht mehr zu vergegenwärtigen als der Wald. Und wenn uns die geheimnißvolle Unendlichkeit des Universums nach einer Richtung hin oder nach allen dreien ebenfalls mit Ehrfurcht erfüllt, so befinden wir uns hier auch gleichsam im Urwalde der Schöpfung. Diese Schauer, welche uns fassen, indem wir uns in die Unabsehbarkeit einer Waldung versetzt sehen, ist Ehrfurcht und wieder Ehrfurcht. Alles ist hier anders wie sonst. Wir sehen, aber wir sehen in das Geheimnißvolle hinaus. Tag und Nacht kämpfen hier mit einander. Alles Ungewöhnliche, was wir hier vernehmen, geht auf uns selbst über, und versetzt uns in eine Stimmung, die auf das Seltsamste uns vorbereitet. Verwandtes und doch Unbekanntes theilt sich uns mit. Das Rieseln der Bäume durchrieselt unser Blut. Das Beben jedes Zweiges, jedes Blattes bebt in jedem unserer Nerven nach. Jeder Sinn empfängt hier anders als sonst, und immer solches das Neues noch ahnen läßt. Der Blitz der Gestirne und der Gewitter, der Knall des

Gewehrs und der Peitsche, der Klang des Horns und der unserer eigenen Stimme, die Waldwasser, die wie über die gewaltige Resonanz eines ungeheuern Instruments hallend an unser Ohr kommen, die Würzgerüche, die wie Weihrauch und Myrrhen jener Weisen des Morgenlandes und doch jugendfrisch in unsre Nase strömen, selbst Getränke, die wir hier trinken, Speisen, die wir hier essen, alles giebt uns hier mit dem Mächtigen des bestimmten Eindrucks noch die Erregung für's Unbekannte, die Spannung, auf das, was jeden Augenblick eintreten könnte, die erhebende Weihe ganz besonderer Feierlichkeit.

Die Ehrfurcht macht sich so sehr an der menschlichen Individualität geltend, daß der edlere Mensch Ehrfurcht auch vor sich selbst hegt, indem er die Macht des Höchsten, des Unendlichen als ein Gesetz in sich selbst fühlt, so daß der Mensch, wenn er nur auf sich Acht hat, bemerkt, daß er stets zu Zweien ist. Diese Zweiheit giebt sich besonders zu erkennen im Gewissen und in der Genialität. In jenem, wie fern es ein unerbittliches Gericht übt, ohne auf Lust oder Unlust, Glück oder Unglück Rücksicht zu nehmen; diese, indem sie mit der Fülle der Begeisterung über den Menschen kommt und ihn Werke hervorbringen läßt, von denen er nicht begreift, wie sie ihm auch nur möglich seien. Gerade daraus aber, daß der Mensch um des Gewissens und der Genialität willen Ehrfurcht vor sich selbst hegen muß, gerade daraus erhellt, daß die Ehrfurcht immer auf ein Wesen gerichtet ist, das weder bös noch zunächst auch nur feindlich gesinnt ist, denn das Gewissen weist stets auf die Ausübung des Guten, auf die Heiligkeit hin, und die Genialität hat es stets mit der schöpferischen Thätigkeit und daher mit der Liebe zu thun. Eben deßhalb aber liegt auch die Ehrfurcht in einer viel höheren Sphäre als die bloße Natur des Menschen denn das Gute und das Heilige des Gewissens gehen eben so erst aus dem Bruch mit der Natur hervor, wie das Schaffen und die Liebe in der Genialität übernatürliche Seelenzustände und Akte sind; wie sich denn auch beide, Gewissen und Genialtät, in das Dunkel des Geheimnisses verlieren. Das wahrhafte Ehrgefühl des einzelnen Menschen ist eben so Ehrfurcht vor ihm selbst, nämlich vor dem Zweiten in ihm, der aber eigentlich der Erste ist, wie die Ehrfurcht im Menschen das geheimnißvolle Gefühl ist, daß einem anderen als ihm selbst die Ehre gebührt. Dennoch kann das Ehrgefühl des Einzelnen als Ehrfurcht vor sich selbst nicht als eine besondere, also vierte Ehrfurcht genommen werden, da jene Ehrfurcht vielmehr das simultane Vorhandensein der drei Ehrfurchten ist, indem sie einmal das Wesen Gottes zur Voraussetzung hat, wiefern es in jedem Menschen in dem sich abbildet, was das Christenthum Ebenbild Gottes nennt, und dann, weil Jeder jedem Andern gegenüber zu demjenigen gehört, was um diesen, und was diesem (menschlicher Seits) gleich ist, und endlich, weil Jeder die Erniedrigung des Göttlichen in seinen eigenen Gebrechen

an sich trägt und an sich selbst erfährt; so daß die Ehrfurcht vor sich selbst, im Besonderen betrachtet, stets allen drei Religionen der Wanderjahre zugleich gehört. Vergl. S. 16.

Indem nun die „Dreie" im Gespräche mit Wilhelm jede der drei Ehrfurchten zum Fundamente einer besonderen Religion machen, so daß die drei besonderen Religionen zusammen die Religion als solche bezeichnen, die wieder auf dem Einen Grunde der Ehrfurcht als solcher ruht; so wird doch eigentlich, wenn man die ganze Erörterung zusammenfaßt, und in ihren Momenten mit einander vergleicht, der christlichen Religion außer ihrem eigenthümlichen Charakter der Erniedrigung auch der der höchsten Vollendung zugewiesen, daß demnach auch hier das Letzte wieder das Höchste ist, wie ja auch das Christenthum behauptet, die Letzten werden die Ersten sein. Demnach wäre auch nach Göthe das Christenthum nicht bloß Humanität, wie es die neuere Aufklärung wieder dazu hat machen wollen, sondern es ist vielmehr Universalität d. h. Weltreligion. Denn die christliche Religion ist ihrem eigenthümlichen Charakter nach dritte Religion, also Religion der Erniedrigung, der Ehrfurcht vor dem was unter uns ist, so jedoch, daß sie die beiden früheren Ehrfurchten, vor dem was über uns und vor dem was uns gleich oder was um uns ist, schon in sich aufgenommen hat, und in so fern eben universell ist. Es heißt aus dem Munde der Dreie: „Und da (das Ziel) einmal erreicht ist, so kann die Menschheit nicht wieder zurück, und man darf sagen, daß die christliche Religion, da sie einmal erschienen ist, nicht wieder verschwinden kann, da sie sich einmal göttlich verkörpert hat, nicht wieder aufgelös't werden mag." — —

Nun scheint aber dennoch in der Stellung, welche die Dreie der christlichen Religion geben, und besonders darin, wie sie dieselbe charakterisiren, ein eigener Widerspruch obzuwalten, den wir als ungegründet nachweisen, oder als vorhanden zu großer Beeinträchtigung dieser ganzen trefflichen Partie zugeben müssen. Denn einmal wird die christliche Religion S. 15 als die dritte bezeichnet. Die betreffenden Worte lauten: „Nun ist aber von der dritten Religion zu sprechen, gegründet auf die Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist; wir nennen sie die christliche, weil sich in ihr eine solche Sinnesart am meisten offenbart; es ist ein Letztes, wozu die Menschheit gelangen konnte und mußte;" und dann wird der christlichen doch wieder die Stelle der zweiten Religion zugewiesen, indem S. 22 gesagt wird: „Was dem Einzelnen innerlich begegnet, gehört zur zweiten Religion, zur Religion der Weisen: eine solche war die, welche Christus lehrte und übte, so lange er auf der Erde umherging." Und wiederum S. 25: „Im Leben erscheint er als ein wahrer Philosoph," (die philosophische Religion ist aber S. 15 als die zweite dargestellt worden,) „als ein Weiser im höchsten Sinne." —

Der Widerspruch ist allerdings in den angezogenen Stellen dem

Worte nach vorhanden, nicht aber dem Geiste, der ganzen herrlichen Anschauung nach. Auch hier kann man es wieder recht gewahr werden, wie gerade der Widerspruch, an welchem der Verstand einen so gewaltigen Anstoß nimmt, häufig ein Beweis ist von der Tiefe und dem Umfange der Erörterung; wie sich denn auch in der heiligen Schrift beider Testamente solche Antinomieen bekanntlich vorfinden. Es sind dergleichen Widersprüche im Wortprocesse des Gedankens zweien Stoffen vergleichbar, die ganz und gar in einander übergehen. Zuerst sind die Stoffe wirklich vorhanden. Nun sind sie es nicht mehr. Ein Drittes ist aus ihnen geworden, welches jeden der beiden völlig absorbirt hat. Also auch verhält sich die christliche Religion in der Entwickelung der Ideen, in der Geschichte aller Religionen zu der ethnischen und philosophischen wie die jetzige Einheit jener Stoffe zu den einstigen Stoffen selbst, als sie noch in ihrer Getrenntheit bestanden.

Die Dreie, indem sie Wilhelmen die Religion der dritten Ehrfurcht darstellen, verfahren durchaus folgerecht. Nachdem sie die ethnische Religion als diejenige erörtert haben, welche aus der Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, hervorgeht, die philosophische aus der Ehrfurcht vor dem, was um uns ist, gelangen sie zu der, welche auf das sich richtet, was unter uns ist, und bezeichnen sie als die christliche. Diese trägt daher auch noch in ihrem äußeren Erscheinen, der Menge ein Aergerniß, in ihren Lehren für's Erste an die Jünger gerichtet, zunächst ganz den Charakter der vorhergehenden an sich, nämlich das Philosophische, wenn auch vorwiegend den Charakter einer praktischen Philosophie. (Hier liegt denn auch die Versuchung, der Viele unterlagen, Christus mit Sokrates zu vergleichen, wie beide sich unter die Menschen begeben, um sie für ein göttliches Leben zu gewinnen.) Es ist ja immer das Gesetz einer stetigen Metamorphose, daß die nächst folgende Stufe noch Merkmale der früheren an sich hat, ja sogar Merkmale aller vorhergehenden. Daß aber die christliche Religion in dem unendlichen Tiefsinn der Lehren Christi, in dieser Fülle der höchsten und lautersten Ideen, hinter keiner Lehre irgend eines Philosophen zurückbleibt, sondern die größten Weisen erreicht und übertrifft, das dürfte keines Nachweises benöthigt sein. Auch die Bezeichnung Christi als des Mittlers bekommt hier noch eine neue, wenn auch noch lange nicht erschöpfende Bestätigung, indem es im Munde der Dreie heißt: „Der Philosoph, der sich in die Mitte stellt, muß alles Höhere zu sich herab, alles Niedere zu sich herauf ziehen und nur in diesem Mittelzustand verdient er den Namen des Weisen." Jedoch trägt dieselbe christliche Religion in ihrer ganzen Erfüllung des alten Testamentes auch den Charakter des edelsten Gehaltes der ethnischen Religionen in sich, wie denn dem Kundigen in der Hervorhebung des „Symphronistischen" S. 19 eine Hindeutung auf eine Philosophie der Mythologie mit Bezug auf eine der Offenbarung sich andeuten wird, wie Schelling diese Standpunkte in neuer Zeit geltend ge-

macht hat. Auch enthält die christliche Religion sogar den speciellen Ausdruck für die Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, indem es im neuen Testamente heißt: „Und alsbald war da bei dem Engel die Menge der himmlischen Heerschaaren, die lobeten Gott, und sprachen: Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen!“ Luk. 2. 13. 14.

So ist nun die christliche Religion, gegründet auf Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist, als das „Letzte“ die Frucht, welche als solche aus dem unterirdischen Keime hervorgeht, aber bedingt wird durch das Licht von oben, und den ganzen mittleren Proceß des Werdens auf Erden, des Werdens dessen, was uns umgiebt, was uns als Menschen neben Menschen gleich ist.

Aber die christliche Religion, wie sie dazu bestimmt ist, Weltreligion zu werden, hat ihren specifischen Charakter als dritte Religion darin, daß sie sich an die gering Geachteten und Verachteten wendet, an die Niedrigkeit der Armen, der Tauben, der Blinden, der Krüppel, der verstoßenen und verfolgten Sünder. Christus kommt in die Niedrigkeit, das Licht scheint in die Finsterniß, und erhellt so diese selbst, und führt die Niedrigkeit zur Höhe zurück; er ist darin der Mittler, daß er die Höhe mit der Niederung und Niedrigkeit vermittelt. Darum ist das Christenthum auch eben so sehr eine specifische Religion, nämlich die Religion der Anerkennung dessen, was unter uns ist, als sie zugleich die universelle, die Religion schlechthin ist, da die Frucht aus dem unterirdischen Bereiche hervorgehend auch wieder das Höchste ist, zu dem es der Baum bringen kann. Ungeachtet also die Dreie sich zu allen drei Religionen bekennen, und aussagen, daß alle drei erst die wahre Religion hervorbringen, so ist dennoch damit die christliche gemeint, denn sie „ist ein Letztes,“ da das Gesetz der ethnischen und philosophischen Religion durch sie nicht aufgehoben, sondern erfüllt worden ist. Daher entspringt denn auch aus den „drei Ehrfurchten die Ehrfurcht vor sich selbst,“ da mit der dritten Ehrfurcht, d. h. durch die christliche Religion als vollendete Offenbarung, der Mensch in Christo sein verwirklichtes Ebenbild mit Gott erkennt. — Dieß alles zusammengefaßt ist die Anerkennung jenes dem Worte nach wirklich vorhandenen Widerspruchs, aber auch zugleich die Nachweisung seiner tieferen Bedeutung, die Einsicht in seine Nothwendigkeit oder vielmehr in seinen bloßen Schein.

Nun ist aber sehr beachtenswerth, daß selbst Göthe nach der ferneren Erörterung der Dreie, in dem Verlaufe des zweiten Capitels, S. 18, wo Wilhelm, geführt von dem Aeltesten in die Halle, also in eines der sichtbaren Heiligthümer eintritt, daß selbst Göthe, der das Rationelle gewiß in Ehren hielt, und vor dem Gesetz und der Consequenz eine heilige Scheu hatte, in der inhaltschweren Art wie hier ferner die christliche Religion

entwickelt wird, gar keinen Anstand nimmt, nicht bloß auf die Lehre Christi und zwar mehr in moralischer Beziehung ein großes Gewicht zu legen, sondern auch auf dasjenige, was unmittelbar seinem Tode voraus-ging, was diesen selbst betrifft, und was sich an seinen Tod für Ereignisse knüpften. Und gerade wie Göthe diesen Inhalt der christlichen Religion in dem Munde der Dreie zum Theil behandelt, zum Theil verschweigt und auf eine künftige Zeit hinausschiebt; wie er das, was er davon erörtert, nicht mit einer dreisten, unfehlbaren Exegese, sondern auf's Neue mit einer Zartheit zur Sprache bringt, mit einer heiligen Scheu, die beispiellos ge-nannt werden könnte, vor dem was esoterisch ist, dieß beweist, daß Göthe selbst die höchste Ehrfurcht vor dem hat, was die Ehrfurcht aller Ehr-furchten in Anspruch zu nehmen berufen ist, weil es in die Höhe, Weite und Tiefe der Welt und des Weltplans hinausreicht, was daher auch von Anderen, ohne einen neuen Judas-Verrath — wenn auch auf dem Wege vermeinter Aufklärung — an der Menschheit zu begehen, nicht um ein Jota verkürzt werden darf.

Göthe, der sauberste Beobachter der Natur und ihres unwandelbaren Gesetzes, Göthe, der uns den Geist und den Körper des classischen Hellen-ismus in einer Klarheit wieder bringt, daß unsere Phantasie bei dem Genuß dieser Werke einen Anachronismus begeht, indem wir zur Zeit des Perikles zu leben meinen; derselbe Göthe weiß hier auch über das Wunder und das Gleichniß des neuen Testamentes die fruchtbarsten Gesichtspunkte geltend zu machen, und bringt das ganze Mysterium des Christen-thums in einer Weise zur Anerkennung, die dem Christen zum Muster, dem Nichtchristen zu neuer Prüfung dienen kann. Auch aus dieser Partie der Wanderjahre ergiebt es sich denn, daß der Gegenwart in unserm Roman, als einem prophetischen Buche, keineswegs nur Bestärkung zu Theil wird in ihren edelsten Bemühungen, sondern daß Göthe auch das straf-ende Wort ächten Prophetenthums hier walten läßt (wie z. B. S. 27.), in Bezug auf die Nüchternen im übelsten Sinne des Wortes, auf jene Aufklärer unserer Tage, die so lange den Geist von der Schrift abklären und abziehen, bis nichts mehr übrig bleibt als der Abklärer eigene Geist-losigkeit und Leerheit.

Die Art, wie von den Dreien im Gespräche mit Wilhelm das My-sterium der christlichen Religion anerkannt und gefeiert wird, und zwar von der Leidensgeschichte Christi an bis zu dem, was uns bei den Evangelisten als Vollendung seiner Erhöhung angedeutet erscheint, ist einer der merkwürdigsten Abschnitte der Wanderjahre. Jenes Mysterium wird hier mit einer solchen Vorsicht und Heilighaltung behandelt, daß man von Seiten der Dreie sogar daran Anstoß nimmt, wenn man dieses ent-setzenvolle Leiden des Reinsten, den je die Erde getragen, den Blicken des Tages, den Blicken der Menge Preis giebt. Aber auch wir gelangen hier

keineswegs zur Anschauung, wie dieser Cultus des tiefsten christlichen Geheimnisses im Angesichte der innersten Heiligthümer den Eingeweihten vergönnt wird (indem man auch Auserlesene der Jugend zu Zeiten daran Theil nehmen läßt), weder so daß uns wie in jener Halle, die Wilhelm so eben durchschritten hat, das Ganze in künstlerischen Darstellungen vorgeführt würde, noch auch so, daß wir jenes Mysterium in eigentlichen Enthüllungen durch sprachliche Ueberlieferung der Dreie zur vollständigen Anschauung bekämen. Sondern Wilhelm wird dahin beschieden, daß er über ein Jahr, wenn er wieder die Provinz besuche, des Weiteren belehrt werden solle. Doch auch das, was uns bis zu dieser letzten Aeußerung hier mitgetheilt wird, ist von höchster Wichtigkeit. Versuchen wir einiges davon aufzuhellen.

Zuerst muß auf die Heiligthümer noch einmal zurückgegangen werden. Diese „Heiligthümer" sind in der pädagogischen Provinz Knotenpunkte der ganzen Entwickelung. Sie sind für die Wanderjahre vielleicht die entsprechenden, obgleich nach der entgegengesetzten Richtung hin liegenden Erscheinungen wie die „Mütter" in dem zweiten Faust; nur mit dem Unterschiede, daß wenn die Mütter im Faust auf die frühesten Anfänge mythisch-ethnischer Religion, ja auf das schöpferische Weben chaotischer Urexistenz fast als dämonische Ungethüme, als eine Art von Gräen hinzuweisen scheinen, die Heiligthümer dagegen, in dem was sie bedeuten und zur Anschauung bringen, wahrscheinlich den erhabenen Proceß aller drei Religionen durch die drei Ehrfurchten darstellen, und zwar wie solcher Proceß sich zusammenfaßt, und zuletzt verklärt in der Passion bis zu dem Tod und in der triumphirenden Erhebung Christi, als der Vollendung aller Religionen zur Weltreligion. Aber, wie gesagt, diese letzten Akte selbst bekommen wir hier gar nicht zur Anschauung, und auch Erörterungen darüber von den Dreien werden uns nur fragmentarisch zu Theil. Es bilden diese Akte die Eleusinien der pädagogischen Provinz, und es sind in ihr immer nur Wenige, welche dieser höchsten Mittheilungen gewürdigt werden. Auch werden wir hier auf's Neue mit der pädagogischen Maxime dieser Männer vertraut, einer Maxime, deren Trefflichkeit wir schon einmal höchlich billigen mußten, daß man nämlich darauf hin arbeite, der Jugend den Reiz für das Geheimniß zu erhalten, wie er dem Menschen überhaupt erhalten werden muß, wenn man ihn nicht systematisch blind und stumpf für die Herrlichkeit der Exystenz machen will.

Was nun aber diese so merkwürdigen Heiligthümer betrifft, so wird S. 10 ausdrücklich darauf hingewiesen, daß diese Heiligthümer sichtbare Gegenstände seien; wir wissen jedoch von früher her, daß auch unsichtbare damit angedeutet wurden. Die äußerst beachtenswerthen Worte des Aufsehers an Wilhelm lauten: „die sichtbaren Gegenstände der

Verehrung, die ich Heiligthümer nannte, sind in einem besondern Bezirke eingeschlossen, werden mit nichts gemischt, durch nichts gestört; nur zu gewissen Zeiten des Jahres läßt man die Zöglinge, den Stufen ihrer Bildung gemäß, dort eintreten, um sie historisch und sinnlich zu belehren, da sie denn genugsamen Eindruck mit wegnehmen, um, bei Ausübung ihrer Pflicht, eine Zeit lang daran zu zehren." S. 10.

Die Parallel-Stellen dazu, auf welche es hier ankommt, sind folgende: „ich will euch" sagt wieder der Aufseher, „zu den Dreien bringen, die unsern Heiligthümern vorstehen;" (ebendaselbst) — ferner: „Ich lade euch ein, nach Verlauf eines Jahres wiederzukehren, unser allgemeines Fest zu besuchen und zu sehen, wie weit euer Sohn vorwärts gekommen; alsdann sollt auch ihr in das Heiligthum des Schmerzes eingeweiht werden." S. 26. — Endlich: „Hier vernahm er nun, daß der Obere sich gegenwärtig bei den Heiligthümern befinde, dort unterweise, lehre, segne" u. s. w. S. 173. —

Höchst wunderbar! Wir könnten schon von vorn herein meinen, jene Halle, jene Gallerie, die wir mit Wilhelm längst betreten haben, seien auch schon Heiligthümer, wie sie es ja in gewissem Sinne auch sind; aber es sind, wie vieles in obigen Stellen anzudeuten scheint, oder vielmehr geradeswegs ausspricht, keinesweges die Heiligthümer, es sind nicht die Heiligthümer κατ᾽ ἐξοχην.

Die erste der oben citirten Stellen weist unverkennbar darauf hin, daß die Heiligthümer nicht so wohl Lokalitäten, sondern Gegenstände und zwar sichtbare in Lokalitäten seien. Sie befinden sich nämlich in einem besonderen Bezirk. Dieser Bezirk könnte nun möglicherweise die Lokalität des Saales, der Gallerie, der Halle selbst sein, aber eben so gut auch ein Verschluß in diesen Lokalitäten. Jedenfalls deutet Bezirk auf einen größeren Raum hin als auf das bloße Behältniß eines Schreines, eines Kastens, eines Schrankes. Und doch klingt jene Stelle so mysteriös-feierlich, daß man den Bezirk, in welchem die Heiligthümer jedem profanen Blicke, jeder unberufenen Berührung entzogen sind, ihr Tabernakel nennen könnte. Die Stelle S. 26 läßt vermuthen, daß besonders die christliche Passion Hauptgegenstand der Heiligthümer sei.

Seltsam aber heißt es von den Heiligthümern weiter, sie „werden mit nichts gemischt." So etwa von Gemälden zu sprechen, dürfte etwas Ungewöhnliches, doch keineswegs Unpassendes haben. Nun aber gar: „sie werden durch nichts gestört." Hier sollte man meinen, es sei von lebendigen Gegenständen die Rede, denn wir werden es wohl nicht erwarten, daß von bloßen Bildwerken oder Statuen, wenn auch zu außerordentlichen Feierlichkeiten sorgsamst aufbewahrt, wenn auch dazu berufen, die Andacht zum höchsten Feuer zu entzünden, gesagt würde; sie werden „durch nichts gestört." Und doch? — —

Vergessen wir nicht: wir befinden uns in der pädagogischen Provinz, und zwar in der pädagogischen Provinz eines Romans, der allen Ernstes in die Wirklichkeit hineinreicht, aber freilich in eine Wirklichkeit der heitersten Zukunft, in eine Zukunft des erfüllten Ideals, oder doch wenigstens einer Zeit, in der vorherrschend die sanften und doch unendlich starken Gewalten der Cultur wirken werden. Der Verfasser eines solchen Romans darf und muß kühn sprechen, und muß auch kühn in seinen Andeutungen sein. Wir haben schon früher gesagt, Ideen sind die wahren Potenzen der Welt, aber Kunstwerke höchster Vollendung sind nun gar Mächte, welche Leiber angenommen haben, ungeachtet jene ihrer Seele nach dem intelligibeln Raume angehören, und auch der Form nach einen verklärten Körper tragen, der nicht das ist, was ich taste, sondern das, was ich schaue, höre, fühle, und zwar mit dem Geiste schaue, höre, fühle. —

Für den Künstler oder doch für solche, die für die Kunst empfänglich sind, für den Andächtigen, kurz für den idealischen Menschen, für alle die, deren Andacht höchste Idealität ist, giebt es Wesen, giebt es Persönlichkeiten und einen Verkehr mit ihnen, welche dem bloßen Verstande in der alltäglichen Wirklichkeit gar nicht zu existiren scheinen, und dennoch existiren sie in ihr, und es geht von ihnen ein Leben aus, es entsteht zwischen ihnen und dem Beschauer ein Contakt, ein Zwiegespräch, welches die unglaublichsten Veränderungen in dem Anschauenden hervorbringt, und so auch auf die gemeine Wirklichkeit allmählich einen umgestaltenden Einfluß übt, der sonst gar nicht möglich wäre. Es giebt so plumpe, so schwerfällige und unzugängliche Naturen, es giebt so zähe, hartnäckige und doch nichts sagende Verhältnisse, die durch Nichts zu besiegen oder durch Nichts wegzuschaffen wären, als durch den Lebensstrom, welcher mittelbar, in seiner äußersten Atmosphäre, auch auf sie gelangt, und ursprünglich von jenen Persönlichkeiten ausgeht, welche noch dazu nicht Künstler selbst, sondern Kunstwerke sind. Erst aber wirken sie unmittelbar, und zwar auf diejenigen, welche schon Kenner genannt werden dürfen, und vielleicht sogar schöpferisch zu sein vermögen, so daß diese durch jene Anschauung zu eigenem Schaffen unendlich befruchtet werden. Dann aber wirken Kunstwerke eben so unmittelbar auch auf diejenigen, welche früh für dergleichen geweckt, früh dafür erzogen wurden, und, nun sie so weit gediehen waren, zur Anschauung gelangten, ohne gerade Beruf für die ausübende Kunst zu haben. Die Wirkung, welche erfolgt, ist nicht zu beschreiben, wenn so dem Menschen das ächte Kunstwerk zum ersten Mal aufgeht; wenn er es nun zum ersten Mal in der Wirklichkeit schaut, daß es in dieser irdischen Welt noch eine andere Welt giebt. Es ist eine Wiedergeburt im Moment, die nun auf alle Lebensrichtungen einen

bleibenden Erfolg übt, und sich später mittelbar auch auf die Plumpheit und Zähigkeit gewöhnlicher Naturen und Verhältnisse erstreckt, und diese allmählich verändert. Die Griechen kannten solche Wirkung der Kunst, auch sogar auf die Menge, sehr wohl, darum wußten sie von dem Kunstwerke — so weit es nicht verweichlichend wirkte — auch in Bezug auf den Staat einen so vortrefflichen Gebrauch zu machen.

Nun darf man sich gar nicht sträuben, in diesem Falle solchen gewaltig wirkenden Kunstwerken in der Eigenart ihrer verklärten und verklärenden Existenz auch Persönlichkeit zuzuschreiben. Es ist freilich eine Persönlichkeit, die sich zunächst an den Künstler knüpft, und sich in dem Kunstwerke nur fortsetzt, aber in dieser Welt des erscheinenden Ideals in verklärter Leiblichkeit nun auch wirklich existirt. Denn wie könnte sonst der Grundcharakter des Persönlichen, der Geist, von Kunstwerken ausgehen, unerschöpflich von ihnen ausgehen, und immer wieder — im Laufe von Jahrhunderten — Geist hervorrufen? Hier liegt der eigentlich psychologische Grund zu jener sinnvollen Dichtung von Pygmalion und seiner Geliebten. Auch denke man an Shakspeares Wintermährchen, an Hermione. Der Rapport zwischen dem Künstler und seinem Werke, aber auch der zwischen dem Kunstwerk und dem bloß empfänglichen Beschauer ist ein so geheimnißvoller und doch gar nicht wegzuläugnender, nach dem was er bewirkt, daß man das Kunstwerk als ein lebloses Objekt im vulgären Sinne gar nicht mehr nehmen darf, vielmehr es als ein von seinem Schöpfer mit geistigem Leben begabtes, welches wieder geistiges Leben entzündet, nehmen muß; so daß nun in der That der Verkehr, der zwischen dem Kunstwerk und dem Beschauer desselben besteht, ein Verkehr des Geisterreichs ist — dessen Existenz auch viele bezweifeln — ein Verkehr dem Gegenseitigkeit abzugehen nur scheint, nur daß die Wirkung des geistreichen Beschauers auf das Kunstwerk zurück freilich dieses selbst nicht empfindet, wohl aber der Künstler im Momente des Schaffens selig voraus empfand, bis ein neues Werk wieder dasteht. Denn der Künstler fühlt sich mit der Menschheit Eins wie mit der Gottheit in der Thätigkeit der Produktion, worin auch die ganze Seligkeit solcher Thätigkeit liegt. Das Kunstwerk ist aber auch der fortdauernde Repräsentant des Künstlers, es ist der Künstler selbst, es ist eine Persönlichkeit, ein Wesen aus dem intelligibeln Raum, in welchem Gott, Welt und Mensch in seliger Eintracht zusammengehen Daß der Künstler die Wirkung seines Werkes auf den Beschauer äußerlich oft nicht mehr erfährt, den Segen der Rückwirkung nicht mehr empfindet hat weder mit dem Angedeuteten Zusammenhang, noch auch darf es bedauert werden, denn Künstler und Kunst haben nichts mehr mit Eitelkeit und Ehrgeiz zu thun. Das hinterbleibende Kunstwerk aber ist darin ein solches Wunderwerk, eine Persönlichkeit der Geisterwelt, daß der Geist des Künstlers in demselben, in dessen strenger Beschlossenheit, zwar latent ist,

und doch in's Unendliche — nämlich in die ganze Zukunft der Menschheit — hinaussprüht, in einer Ausdehnung und Modulation, wovon der schaffende Genius im Speciellen nie ein Mitwissen oder auch nur ein Ahnen hat, so daß dieses dem Kunstwerk wieder als Vorzug zukommt im Vergleich damit, daß es in seiner Specialität der bewußten Gegenseitigkeit mit dem Beschauer entbehrt.

Alles Gesagte ist von großer Wichtigkeit für die Einsicht in das, was von den Dreien in der pädagogischen Provinz unter den Heiligthümern verstanden wird. Die Eigenthümlichkeit dessen, was beim Kunstwerk Persönlichkeit genannt werden muß, ist aber auch von bedeutendem Aufschluß über das eigentliche Wesen der Persönlichkeit des Menschen, nicht bloß derjenigen, welche wir empirisch in Raum und Zeit erleben, sondern auch derjenigen, welche ebenfalls in den intelligibeln Raum fällt, und deren gesammter Inhalt der Ewigkeit angehört. Es ist merkwürdig, daß man dasjenige was Persönlichkeit des ächten, des vollendeten Kunstwerks ist, noch so wenig für die Unsterblichkeitslehre in Betreff des Menschen ausgebeutet hat, nicht etwa für die Unsterblichkeit, welche dem Ehrgeiz als Nachwelt vorschwebt, welche nur in der Eitelkeit wurzelt und keine Unsterblichkeit ist, sondern für die, welche mit dem heiligen, inhaltschweren Gedanken einer ewigen Existenz kein sophistisches Spiel treibt. Doch dürfen wir uns, dieses Letzte weiter zu verfolgen, hier leider nicht erlauben, es wird sich dafür ein anderer Ort finden.

Wir kommen zum Zwecke jener Heiligthümer auf die Wesenheit und Persönlichkeit des ächten Kunstwerks wieder zurück. Natürlich wird hier nur von solchen Werken der Kunst die Rede sein können, welche nicht bloß die Natur als solche zum Vorwurfe haben, sondern den Menschen, und zwar den Menschen als Einzelnen oder in irgend welcher Gemeinschaft auf dem Boden der Geschichte. Es würde also in unserem Falle vorzugsweise an Werke der Malerei oder der Skulptur zu denken sein, weil sie die Individualität, die Persönlichkeit des Menschen in den bestimmtesten Maßen künstlerischer Form zur Anschauung bringen. Die Wirkung des Persönlichen ist hier von so gewaltigem Effekt, von so wunderbaren Seelentönen, Lebenszeichen eines existirenden Geisterreichs begleitet, daß wir dadurch in dem Vorhandensein jenes Persönlichen auch in Betreff der Kunstwerke bestärkt werden, und es auch ganz in der Ordnung finden, daß aus solchem Effekt oft Einflüsse auf ein ganzes Leben des Betrachtenden entstehen.

Wenn sich ein Mensch, der nicht bloß gelehrter Antiquitätenkenner ist oder Kunstfreund, lediglich im Interesse seine Kenntnisse zu bereichern, seiner Liebhaberei zu genügen, wenn sich ein solcher der also Phantasie genug hat, um die Phantasie des Künstlers in bestimmten Gestalten auf sich wirken zu lassen, und zwar vor allem allein in einem Museum befindet,

welches nur von Statuen erfüllt ist, von denen aber eine jede vollendetes Kunstwerk ist, um auch bei vereinzelter Betrachtung den Kenner zu befriedigen; so ruft die Gesammtanschauung solcher Kunstwerke in dem Betrachtenden einen seltsamen aber höchst wohlthuenden Zustand hervor. Es ist ihm, als führten diese Götter und Göttinnen, diese Halbgötter und Menschen ein Gespräch mit einander, ein dem Beschauer innerlich hörbares Gespräch, aber mit ganz bestimmten Gedanken und zwar aus dem Plastischen in's Musikalische übertragen; so jedoch daß beides zusammen, also völlig gleichzeitig wirkt, nicht so gewaltsam wie eine hinreißende Musik, aber klarer, aber tiefer, aber die Seele befriedigender. Diese Art der Musik haben die Alten ganz besonders gekannt und geübt. Die Sehnsucht, welche Musik bloß weckt, und oft bis zu unerträglicher Wehmuth und Melancholie steigert, diese Sehnsucht nach welcher alle Zeiten, alle Geschlechter zu einander wollen, erscheint in jener Gesammtanschauung und in jenem musikalischen Reigen der Skulptur völlig befriedigt, denn das Ferne, nur noch im Geiste sonst Vorhandene, ist hier leiblich geworden, in verklärten und doch wirklichen Gestalten nahe gebracht, ob zwar durch die Verklärung für den Beschauer aller groben Sinnlichkeit entrückt, ohne daß dennoch der Zweifel in ihm hier je aufzukommen vermöchte, um ihn zu einem Thomas der Kunst zu machen, und die Existenz dieser Wesen erst etwa durch Tasten zu prüfen. Was aber vor allem in solchem Seelenzustande des Betrachtenden als merkwürdig erscheint, ist, daß er es gegenständlich vor sich sieht — um nicht geradeswegs zu sagen hört — wie es eine Harmonie der Geisterwelt giebt, die der Sinnenwelt nicht bloß entspricht, sondern sie übertrifft, weil hier in jeder einzelnen Erscheinung dieser Geister das Ideal erreicht und die Harmonie Gestalt geworden ist; so daß während jeder einzelne Künstler dieser einzelnen Werke für sich allein, vielleicht in weit auseinander liegenden Räumen und Zeiten, ohne von dem Anderen zu wissen, gearbeitet hat, doch Alle eine übereinstimmende Kunstwelt erzeugten, in der jedes dieser Werke zu dem anderen kam, um es zu einer Welt zu ergänzen, und so zu dem anderen stimmt, als hätten sie sich alle zu einander gesellt, ein Drama aufzuführen; so daß sich hier auch ein und dasselbe Kunstgesetz offenbart, und das Verfahren des einzelnen Künstlers als kein zufälliges, willkürliches deutlich erkannt wird, sondern in Verbindung mit den andern als prästabilirte Harmonie sich kund giebt. Wie daher eine naturwissenschaftliche Sammlung, ein trefflich besetztes und geordnetes Naturalien-Cabinet noch von sich abweist auf die Welt der Natur, in der das alles in Exemplaren existirt, die in einem unmittelbaren Lebensverbande zu einander stehen, so spricht die Gesammtheit jener Kunstwerke eine Welt aus, in der dieß alles so natürlich existirt, wie hier übernatürlich, nämlich hier bloß durch die künstlerische Illusion und in den Kunstwerken, dort in der Wirklichkeit Gottes selbst, welcher denn auch

der alleinige, lebendige Quell alles Kunstgesetzes ist. Alles das sprechen jene Kunstwerke immer noch aus, obwohl die Künstler vielleicht lange schon von hinnen gegangen sind, und wie sie es aussprechen dieses Reich, diese Zusammengehörigkeit idealischer Wesen, diese wahrhafte Existenz des Göttlichen, so überträgt der Beschauer das Wissen davon durch die Anschauung von sich und dem Künstler auf die Kunstwerke und ihre um ihn webenden Geister, so daß er sich eben in Mitte eines Gesprächs befindet, dessen Gesammtwirkung in ihm einen Cultus erzeugt, eine Andacht die dem Leben die lauterste Weihe ertheilt, deren segensreiche Folgen nimmer aufhören.

Daher ist denn auch die Wirkung in der Einsamkeit eines solchen Museums höchst wohlthuend und beseligend. Sie erweckt in dem Betrachtenden den Schauer der Ehrfurcht, nie aber das Grauen der Furcht oder die Empfindung des Mumienhaften, Leichenartigen wie etwa ein Wachs-Figuren-Cabinet, wenn man sich bei aufgeregter Phantasie allein in demselben befindet. Selbst wenn die Statuen, wie bei den Alten bisweilen, farbig wären, würde der Eindruck doch nichts Gespensterhaftes, Ungethümes erhalten, weil eben die Ehrfurcht vor dem Göttlichen alle Furcht und alles Grauen austreibt, oder vielmehr gar nicht aufkommen läßt. Und so stark, so überaus lebhaft überträgt der in solcher Anschauung sich Befindende das einst in dem Künstler Vorgegangene, nun aber in ihm selbst wach Gerufene auf die Kunstwerke, so lebendig vernimmt er sie als Persönlichkeiten des Geisterreichs, daß die Phantasie es ihm sehr wohl dichterisch vorführen könnte, wie das Gespräch dieser Kunst-Geister auch dann noch in jenen Räumen vor sich geht, wenn er nicht unter diesen Kunstwerken weilt, wenn sie allein sind, wenn der Mond in der Stille der Nacht geisterhaft unter diesen Geistern webt, und sein bleiches Licht dem bleichen Marmor gesellt. Aber auch selbst diese vorgestellte Anschauung eines Nachtstückes, in dem bleiche Marmorstatuen figuriren, die noch dazu den Todten darin nahe treten, daß sie den kalten Stein nach außen kehren, daß sie keinen physisch hörbaren Laut von sich geben, daß sie augenlos sind, selbst diese Anschauung athmet nicht die Dumpfheit des Grabes, nicht die Schauer des Todes, sondern den süßen Reiz eines Lebens, das von innen heraus leuchtet, wärmt und spricht, dessen Augen die Augen des Geistes sind, von dem alles Licht ausgeht, welches die Dinge und die Menschen verklärt, und den Himmel zum Himmel macht.

Bedenkt man nun, was eine solche Anschauung vermag, wenn sich Andacht und Kunst verschwistern, wenn jene aus dieser und diese aus jener wieder hervorgeht, besonders aber dann, wenn alles Nöthige in der Erziehung vorausgegangen ist, um für solches Schauen allmählich vorzubereiten; so ist, im Falle jene H e i l i g t h ü m e r, auf welche die Drei in der pädagogischen Provinz unsern Freund hinweisen, etwa in vollendeten Kunstwerken der Malerei und der Skulptur, wie die von uns oben ange-

deuteten, bestehen sollten, so ist die Wirkung nach langer Spannung auf diese Mysterien gewiß bei der Jugend von einer ganz unglaublichen und nachhaltigen Stärke, indem sie ein ewiges Leben in ihnen entzündet.

Gehen wir nun auf die früher erwähnten Stellen der Wanderjahre zurück in Betreff der „Heiligthümer", so scheinen uns mit denselben allerdings Kunstschätze gemeint zu sein, Werke der Malerei und auch der Bildhauerkunst im reinsten Geschmack, in classischer Uebereinstimmung des Gehalts und der Form. Annäherungen dazu hat Wilhelm schon in der Halle und in der Gallerie zu Gesichte bekommen, historische Gemälde, welche den Gang, den die Menschheit in religiöser Hinsicht genommen, abbildeten, aber auch den Gang der Studien durchblicken ließen, den man hier mit der Jugend vornehme. Alles deutete hier auf die weise, sinnvolle Allmählichkeit der Entwickelung und Offenbarung hin. Auf der höchsten Stufe, vor ihrer Entlassung, wird den Jünglingen, nachdem sie den großen Inhalt der drei Ehrfurchten und der entsprechenden Religionen außer der anderweitigen Ausbildung bereits erhalten haben, so jedoch daß ihnen die dritte Riligion, die christliche, nur „bis zum Abendmahle" mitgetheilt wird, der Zutritt zu den „Heiligthümern des Schmerzes" zu Theil, und was sich daran des Weiteren und Außerordentlichen knüpfen mag. Wenn wir nun unter den Heiligthümern die herrlichsten Kunstwerke, welche sich vorherrschend auf den letzten Theil des Lebens Jesu beziehen, vermuthen, so wird natürlich dasjenige, was sich von den Dreien und den Oberen für Belehrungen, Auslegungen und Gespräche daran reihen, im genauesten Zusammenhange auch in geistiger Hinsicht mit den Heiligthümern stehen; diese mündlichen Mittheilungen werden die letzte Eröffnung jener Mysterien sein, und das Wort wird sich auch hier in seiner besonderen Allmacht beweisen, daß es den Geist in der vollständigsten Weise zu überliefern vermag.

Nach der von uns versuchten Beleuchtung des Wesens eigentlicher Kunstwerke dürfte nun auch manches Ungewöhnliche in der bezeichneten Hauptstelle seine Erklärung finden. Für Werke der Malerei und der Skulptur spricht jene Stelle auch in der Hinsicht, daß ausdrücklich von „sichtbaren" Gegenständen die Rede ist. Wenn es aber ungewöhnlich von den Heiligthümern weiter heißt: „sie werden mit nichts gemischt," so werden wir nun diesen Ausdruck jetzt nicht mehr auffallend finden. Denn da bei jener Eröffnung des innersten Heiligthums und seiner tiefsten Lehren (welches zusammen vielleicht die unsichtbaren Heiligthümer sind) alles darauf ankam, durch das Höchste der Kunst auch die höchste Andacht und gründlichste Vertiefung für die Religion zu bewirken, um einem ganzen Leben die letzte Weihe zu ertheilen; so war hier alles fern gehalten, was der Reinheit dieses Eindrucks fremdartig hätte sein können, wie es ja auch nur vollendete Kunstwerke waren, zu deren Anschauung man gelangte, so

wie vielleicht auch noch andere sichtbare Objekte auserlesenster Art, deren Anblick und Erklärung auf den Geist besonders erregend zu wirken vermochten. So mußte allerdings streng darauf gesehen werden, daß diese Gegenstände, die alle von dem reinsten Werthe waren, mit keinem andern in Berührung gebracht würden, der einer minderen Vollendung sich erfreute und so die Harmonie stören mußte, indem der Gesammteindruck selbst dadurch ein gemischter hätte werden müssen.

Doch auch die noch auffallendere Bezeichnung von den Heiligthümern: sie „werden durch nichts gestört," erhellt jetzt in der schönsten und reichsten Bedeutung, wie wir jene Kunstwerke in dem Geiste, der von ihnen ausgeht, auf den Beschauer haben wirken sehen. Wir erkannten sie in der phantasievollen und doch dem Geiste nach auch gegründeten Auffassung des Anschauenden als Wesen oder Persönlichkeiten einer höheren Ordnung, und wie der Künstler in ihnen fortlebt; und wie sich zwischen ihnen und dem Beschauer ein heiliges Zwiegespräch entzündete, wie der Letzte solche Gespräche auch auf sie selbst übertrug, wie sie unter einander diesen Cultus des Geisterreichs immerdar fortführen; so kommt wohl alles darauf an, daß hier alles fern gehalten werde, was diese heilige Feier irgendwie unterbrechen könnte. Der Lärm der Welt schweigt hier für immer in diesem Heiligthume, die rohen Gewalten der Natur sind ohnmächtig gegen die sanften der Kunst, und brechen sich einmal für immer an den sichern Schranken maßvoller Schönheit und alles überwältigender Erhabenheit; so daß hier ein Friede wohnt, der durch nichts mehr gestört wird, der es für sich beweist, daß auch eine ganze Welt — und zwar intensiv eine unendliche Welt — ohne feindliche Mächte, ohne kriegerische Evolutionen in ewigem Gleichmaß erhalten werden könnte.

Von welch' günstigem Erfolg diese Veranstaltung der pädagogischen Provinz sein mußte, und auch stets unter uns sein würde, wenn wir unsern politischen und kirchlichen Institutionen durch ähnliche Vorkehrungen einen größeren Bildungs-Aufwand und einen höheren Schwung zu ertheilen wüßten, schon um der prosaisch-frivolen Nüchternheit einer gewissen Richtung des Modernen ihren gefährlichen Einfluß zu nehmen, vor allem aber der Sache selbst wegen, das ist gar nicht zu ermessen. Der Bildersturm ohne alles Weitere ist auch noch keine Tugend, wofür er sich oft ausgiebt, sondern eine Barbarei neben anderen Barbareien. Es ist gewiß, und liegt tief in der menschlichen Natur begründet, daß das, was der Mensch schaut, auf sein Seelenleben unendlich befruchtend zurückwirkt — daher die Wichtigkeit der Umgebung von früh auf — und daß ein einziges Objekt von einem Augenblick aus in dem Beschauer den Gehalt und das Wie einer Ewigkeit bedingen kann, obwohl wir entnehmen, daß auch von Zeit zu Zeit wiederholte Anschauungen obiger Art in der pädagogischen Provinz, und zwar auch solchen, welche sie bereits verlassen hatten, keines-

weges verwehrt waren; wie denn Wilhelm zu einer solchen Anschauung bei der Jahresfeier ebenfalls eingeladen wird.

Wie jene Heiligthümer aus geheimnißvoller Stille als Errungenschaften der höchsten Cultur wirken; wie sie, durch den Genius geschaffen, auch wieder auf Andere schöpferischen Einfluß üben, schon um die größte aller Schöpfungen in dem Menschen hervorzurufen, den letzten Sieg über die Hartnäckigkeit und den Zwiespalt des bloßen Naturseins, die Wiedergeburt des ganzen Menschen; so sind diese Heiligthümer wirklich ebenfalls Mütter großer Umwandelungen und zwar des inneren Lebens, und wir vergleichen sie eben deßhalb jenen, wie an den Anfang einer noch chaotischen oder doch wenigstens mythischen Naturzeit gedrängten, wie am Ende und in den Abgründen der Welt wohnenden, grausigen Müttern im zweiten Faust, während die Heiligthümer der Wanderjahre auf der Höhe der vielseitigsten und reinsten Bildung ihre Stätte haben.

Nun aber müssen wir zu einiger Abrundung dieses Abschnittes noch die letzte der drei Ehrfurchten und der ihr entsprechenden Religion in kurzen Betracht nehmen, um damit die letzte Folge aus den Heiligthümern zu ziehen.

Es ist, wie bereits bemerkt worden, von außerordentlicher Wichtigkeit, daß die Eröffnung der pädagogischen Mysterien mit der Passionsgeschichte Christi beginnt, und mit dem, was sich des Weiteren daran reiht. Die Dreie sagen: „jene letzte Religion, die aus der Ehrfurcht vor dem was unter uns ist entspringt, jene Verehrung des Widerwärtigen, Verhaßten, Fliehenswerthen, geben wir einem jeden nur ausstattungsweise in die Welt mit, damit er wisse, wo er dergleichen zu finden hat, wenn ein solches Bedürfniß sich in ihm regen sollte. Ich lade euch ein, wiederzukehren; alsdann sollt auch ihr in das Heiligthum des Schmerzes eingeweiht werden. — Wir halten es für eine verdammungswürdige Frechheit mit diesen tiefen Geheimnissen, in welchen die göttliche Tiefe des Leidens verborgen liegt, zu spielen, zu tändeln und nicht eher zu ruhen, bis das Würdigste gemein und abgeschmackt erscheint."

Und in der That, wenn es etwas giebt, worin das Christenthum etwas durchaus Neues in die Welt gebracht hat, womit es die Eröffnung eines der inhaltschwersten Lebensgeheimnisse beginnt, und durch den Lauf der Jahrhunderte fortsetzt, so ist es die Art, wie es das Leiden, den Schmerz überwinden lehrt, und diese Ueberwindung in der Person Christi als ewige Wirklichkeit darstellt. Selbst die Ueberwindung des Schmerzes durch tragischen Kampf im Heroismus und in der Kunst bei den Griechen, durch kriegerischen Muth und durch Stoicismus bei den Römern bleibt hier unendlich zurück hinter der eigentlichen Passion des Christenthums, indem diese das Leiden und die That auf ihrer höchsten Höhe so ineinsbildet, daß daraus nicht bloß die Tapferkeit, nicht bloß die Schönheit, viel

weniger die Unempfindlichkeit und die Stumpfheit hervorgehen, sondern die Seligkeit in dem unabgeschwächten und doch nicht überreizten Vollgefühl des Lebens, als Hingebung an Gott und Vollbringung seines Willens, glorreich hervorstrahlt.

Wir sehen also, was jene Stelle in den Wanderjahren betrifft, daß die Dreie weit davon entfernt sind, mit unsern Aufklärern und sonstigen Rationalisten des gewöhnlichen Schlages sich auf den Gemeinplatz zurückzuziehen, um ihre Furcht vor der Tiefe zu verbergen, daß die Moral Jesu das Höchste und Alleinige sei, worauf es ankomme. Es wird hier vielmehr dasjenige, was die letzte und höchste Religion zur letzten und darum zur höchsten macht, das, wodurch sie die Religion der Ehrfurcht ist vor dem, was unter uns ist, an das Leiden und Sterben Christi geknüpft, um das Weitere besonderer Belehrung in dem Allerheiligsten zu überlassen.

Denn so lange Christus auf Erden wandelte, also seine Lehre mit eingeschlossen, gehört auch die Religion, die er lehrte, der zweiten Stufe an, der Religion der Weisen, der Philosophen, der Privaten. Man verstand damals ihn in der Mehrzahl noch nicht. So greift seine Lehre in der Beziehung auf das Gesetz sogar in die erste Religion noch zurück, in das alte Testament, in das Judenthum, und berührt auch die gleichzeitige Welt der Griechen und Römer. Aber nach der Zukunft hin greift sie so sehr in die dritte Religion über, daß sie die dritte eigentlich sogar ist, die Ehrfurcht vor dem was unter uns. Auch so haben wir denn den scheinbaren Widerspruch in diesen Erörterungen der Wanderjahre gehoben.

Erst nämlich da konnte diese Religion Christi sich als die dritte erweisen, als die Ehrfurcht vor dem was unter uns, wo der Erlöser so sehr in die Niedrigkeit einging, daß diese sogar den Tod über ihn verfügte, daß sie ihn der entsetzenvollsten Marter unterwarf. Er aber betete sogar für seine Henker, er entschuldigte sie in der Gesammtheit — denn die Einzelnen wußten es wohl — daß sie nicht wüßten, was sie thäten; er demüthigte seine göttliche Hoheit vor der Niedrigkeit, indem er durchschaute, daß es dennoch ursprünglich die Kraft Gottes sei, welche diese Grausamen, diese Verworfenen einst in die Existenz gerufen habe; daß es ursprünglich also nicht ihre Kraft sei, welche sie jetzt freilich zum Verbrechen herabwürdigten, sondern eben die Kraft Gottes, deren Hoheit auch in der Niedrigkeit Ehrfurcht gebühre, um den vollendeten Sieg auch über alle Verworfenheit davon zu tragen. Ja es enthält die biblische Ueberlieferung sogar eine Stelle, welche, wie uneinig die Theologen auch immerhin über sie sein mögen, doch jedenfalls von der tiefsten Bedeutung ist für das wirkliche Denken und die Thatsache der Erlösung, eine Stelle, welche der stärkste Ausdruck ist für die christliche Religion als Erniedrigung, als die Ehrfurcht vor dem was unter uns ist, nämlich die Höllenfahrt Christi. 1. Petr. 3. 18—20. Denn abgesehen davon, daß diese Stelle

die absolute und nicht bloß die relative Beziehung der Erlösung ausdrückt, wo ihr denn die Himmelfahrt entspricht, als die Beziehung auf das was über uns ist, so wie der Wandel Christi auf Erden, als Beziehung auf das was uns umgiebt, so wird in der Höllenfahrt die Ehrfurcht vor dem was unter uns ist, noch besonders auch den Sinn haben, daß auch das Gesetz der Verdammniß ein Gesetz Gottes ist, und daß auch im Bereiche des Infernalen allein Gott die Ehrfurcht gebühre, da Gott der Herr des Universums ist.

Aber auch in dem, was nach der christlichen Ueberlieferung nun des Weiteren erfolgt, erweist sich die Religion des Christenthums als Ehrfurcht vor dem was unter uns ist, und zwar in doppelter Beziehung. Einmal in Bezug darauf, daß der Geist Christi nach seinem Tode, nachdem er in das Grab gegangen und sich in den Himmel wieder erhoben, nun auch über die Jünger kommt, und sodann mit der Stiftung der Kirche nun erst recht über die Niedrigen, die Verachteten, die Verstoßenen, die Demüthigen, über die selbst von sich gering Denkenden durch die Jahrhunderte in Fülle sich ergießt, freilich um sie eben so wieder zu erheben, wie sich Christus zu seinem himmlischen Vater erhob, so daß in jeder Hinsicht das Ende auch wieder der Anfang ist, indem jenes in diesen triumphirend zurückkehrt. Daher ist, nach den Wanderjahren, die erste Religion, die Religion der ethnischen Völker, auch schon Weltreligion (S. 22), aber gleichsam noch im Keime, in unentwickelter Weise, wie uns denn S. 19, da wo von Abraham und seinen Göttern die Rede ist, man möchte sagen: eine förmliche Theologie der Mythologie im weitesten Sinne des Wortes angedeutet wird. Doch die dritte, die christliche Religion wird erst eigentlich Weltreligion sein, weil eben das Ende auch wieder der Anfang und zwar der zur Entwickelung, zur Reife gekommene Anfang ist. Wer sich erniedriget, der wird erhöhet werden, und die Letzten werden die Ersten sein. Also auch darin die sinnvolle, universelle Geschlossenheit des Wesens aller Religion, ein Cyklus, wie er sich in der tiefsten Weise in dem durchaus consequenten Zusammenhange der drei christlichen Glaubensartikel zu erkennen giebt, und in der eben so tiefen Idee der Dreieinigkeit.

Daher folgen denn auch die Dreie im Gespräche mit Wilhelm ganz und gar dem Gesetze des Denkens und eines logischen Zusammenhanges, indem sie auf das Credo zu sprechen kommen, indem sie ausdrücklich darauf hinweisen, daß in den drei Glaubensartikeln der christlichen Kirche die beseligende, inhaltschwere Lehre von den drei Ehrfurchten schon vor aller Augen niedergelegt sei, und Göthe, wie er auch in allem Vorhergehenden unzweideutig beweist, daß er sich nie eine Verflachung des Christenthums zu Schulden kommen lasse, im Gegentheil in den Tiefen der christlichen Doktrin eine Bestätigung und unendliche Erweiterung des bloß Rationellen finde, Göthe läßt vortrefflich die Drei unter andern sagen:

„Schon wird dieses Bekenntniß von einem großen Theil der Welt ausgesprochen, doch unbewußt. — Wie denn und wo? fragte Wilhelm. — Im Credo! riefen jene laut: denn der erste Artikel ist ethnisch und gehört allen Völkern; der zweite christlich" (nämlich als Anfang, als erstes Auftreten der Lehre, als erst sich entwickelnder Keim des ganzen Christenthums, wie wir ja bereits berichtigt haben) „für die mit Leiden Kämpfenden und in Leiden Verherrlichten, der dritte zuletzt lehrt eine begeisterte Gemeinschaft der Heiligen, welches heißt: der im höchsten Grad Guten und Weisen. Sollten daher die drei göttlichen Personen, unter deren Gleichniß und Namen solche Ueberzeugung und Verheißungen ausgesprochen sind, nicht billigermaßen für die höchste Einheit gelten?" —

Wir sehen hier Göthe mit derselben Ehrfurcht über die tiefsten Mysterien der christlichen Weltanschauung sich äußern, wie auch Lessing eine ähnliche Zartheit und heilige Scheu überall bei solcher Gelegenheit kund giebt, derselbe Lessing, auf den sich die falsche Aufklärung immer beruft, wo sie schnell bei der Hand ist das, was sie selbst in seiner Tiefe nicht ahnt, sogleich für Aberglauben zu erklären. Man durchdenke nur einmal mit aller Sorgfalt Lessing's Erziehung des Menschengeschlechts und so viele seiner anderen Untersuchungen. Es ist rein aufgebracht, daß Lessing die Gültigkeit und den Reichthum des christlichen Dogma's geläugnet habe. Er stellt nur Probleme, stets neue Probleme auf, und ist eben darin der wahre Lessing. Hat es je einen genialen Erfinder und Schöpfer fruchtbarster Probleme gegeben, so ist es Lessing gewesen. Er will vor allem nie abschließen. Er will es schon deßhalb nicht, weil er sich bewußt ist, die gedeihlichsten Probleme für das Fortrücken der theologischen Bildung und der Menschheit überhaupt stellen zu können, und was er selbst nun entwickelt, ist immer würdig, tief, setzt aber immer wieder zu neuen Problemen an. Was bei Lessing Problem ist, das ist bei Göthe Phänomen. Vielleicht giebt sich hierin der Grundunterschied zwischen dem Denker und dem Dichter, zwischen Forschen und Anschauen zu erkennen. Göthe hat von Natur die höchste Begabung, das Phänomen zu beobachten, es zu entdecken, sich seiner zu freuen, ja in einem gewissen Sinne, sogar es hervorzubringen, zuerst in der Natur und Geschichte, dann aber auch als dichterische Erscheinung, als Idealität der Wirklichkeit. Er behandelt jedoch das Phänomen der Natur und Geschichte stets so, daß er es auf ein Bildungsgesetz und auf dessen Consequenz zurückführt, daß er zugleich auf die Wahrheit und die Schönheit des Phänomens Bedacht nimmt, um beide auf's Gewissenhafteste bemüht ist, und den Geist für berufen hält, Werke zu schaffen, in denen das Ideelle eine Form gewinnt, welche dessen verklärter Leib ist. Daher eben verräth Göthe einen so gewaltigen Zug zur Wirklichkeit hin, seine schönsten Dichtungen, wie wir bereits gesehen, haben eben deßhalb die Wahrheit der Natur, kommen aber auch in einer

Form zur Erscheinung, welche alles bloß Stoffartige durchdringt und verklärt, und sie dadurch zu Werken der Kunst macht, welches Vermögen Göthe's wieder auf seine Ueberzeugung hinwirkte, daß nur den Gewalten der Cultur etwas zuzutrauen sei, daß man sie in der Geschichte nicht hoch genug anschlagen könne. Vielfach dem analog, nämlich dem Göthe'schen Phänomen, betrachtet Lessing alles als Problem und stellt es auch ähnlich auf, so als Kritiker, so als Theolog und Philosoph, so als Dichter, denn auch seine schönsten dichterischen Erzeugnisse sind vollendet gelöste Probleme einer beobachtenden Poesie.

Wir sehen also auch hier wieder, der Bedeutendste ist immer auch der Bescheidenste, und der wahrhaft Geistvolle ist auch der Einsichtvolle, dagegen sind Mittelmäßigkeit und Flachheit auch stets am meisten von Dünkel erfüllt und von Mangel an Einsicht geplagt; sie längnen, wo sie ihre Schwachheit eingestehen sollten, sie freveln, wo sie berufen wären anzubeten. Oder wie spricht sich Göthe hier über das christliche Credo aus (vergl. S. 16), und was haben die neuesten Fraktionen der religiösen Aufklärung aus dem christlichen Glaubensbekenntniß gemacht? und was haben sie ohne Ehrfurcht vor dem, was vor ihnen lag, indem sie es austilgten, an dessen Stelle gesetzt?! —

Bemerkenswerth ist noch, was Einzelnheiten betrifft, daß die Gespräche zwischen Wilhelm und den Dreien eine durchaus antike Gestaltung haben, so wie sich in dem Tone der Unterredung etwas Feierliches und langsam Vorschreitendes kund giebt. Auch ist wohl zu beachten, daß, indem die Kunst hier die höchste Anerkennung ihrer Würde erfährt, doch über der Kunst keineswegs das noch Wichtigere vergessen wird. Göthe legt hier einen Maßstab an die heiligen Schriften, wie er ihn an die Welt selbst legt, einen Maßstab der da beweist, daß Göthe allerdings noch einen anderen Werth kannte und liebte als den bloßen Kunstwerth, ungeachtet man ihn doch oft im Verdacht gehabt, und diesen Verdacht auch ausgesprochen hat, daß er sich durch die Kunst verwöhnt habe. — S. 23. Z. 7 von unten soll wohl *aber* statt *oder* gelesen werden.

---

Wir entfernen uns nunmehr einstweilen mit unserem Freunde aus der pädagogischen Provinz, um sie später, jedoch in einer anderen Region, wieder zu besuchen. Indem wir ihn auf der Reise wissen, um an den bestimmten Orten die ihm zu Theil gewordenen Aufträge zu besorgen, macht uns der Dichter mit einer neuen Novelle bekannt, der ausgeführtesten der Wanderjahre. Es ist *der Mann von funfzig Jahren*.

Nun ist wohl nicht zu läugnen, daß sich zwischen jener Entfernung von den Dreien und dieser Novelle wieder eine Lücke findet, die darauf hinweist, daß der Dichter seinem Werke die letzte Ueberarbeitung nicht mehr gegeben habe. Dennoch thut dieses dem Genusse des Ganzen keinen wesentlichen Eintrag, denn nach der Seite des eben Verlassenen hin erhöht diese Plötzlichkeit des Neuen die Wirkung, nach der Seite des Kommenden hin werden wir mit Personen und deren Erlebnissen bekannt, die alle wieder auf den Fortgang des Romans den entschiedensten Einfluß üben, und diese Welt zu einer so reichen erweitern helfen.

Auch in der Novelle der Mann von funfzig Jahren finden wir wahlverwandtschaftliche Beziehungen zum schönsten Ausdrucke gebracht. Daß Göthe in der Novelle und im Roman dieses Walten des Wahlverwandtschaftlichen ganz besonders liebt, hängt bei ihm mit seiner Liebe zur Natur und deren Gesetz zusammen, um die Natur in dem einzelnen Phänomen zu beobachten, und auch dieses wieder auf ein Gesetz in ihr zurückzuführen, so wie die Wechselwirkung der Erscheinungen und ihrer Gesetze zu ergründen. Endlich aber hängt jene Neigung bei Göthe auch zusammen mit der Tiefe seiner sittlichen Einsicht, daß die individuelle Natur des Menschen gebrochen werden müsse, um nach solchem Bruch eines Friedens, dem nie lange zu trauen ist, den höheren Frieden der einzelnen Willensfreiheit mit dem was unbedingt gut und recht ist, zu gewinnen. Auch in dem Manne von funfzig Jahren, obwohl sich diese Novelle auf dem Boden der feinsten Bildung bewegt, blicken wir in die Urgeheimnisse der Natur, ihrer Sympathieen und Antipathieen, und sehen hier Erfolge eintreten, die wider alle Berechnung und alles Erwarten sind. Der Major ist bejahrt, Hilarie, seine Nichte, ist jung; der Lieutenant, sein Sohn, ist jung, die Wittwe ist älter als der Sohn und jünger als der Vater. Hilarie ist entzückt von der Liebenswürdigkeit des Vaters, von der Anmuth auch seines Erscheinens, von dem sie nicht ahnt, daß Kunst ihm nachhilft, ja Hilarie reißt auch den Major in den Taumel einer exaltirten Liebe hinein. Umgekehrt ist die Wittwe gegen den Sohn eher spröde als hingebend; sie zügelt den Ungestüm seiner grenzenlosen Liebe; sie ist kalt, während er seine Gluthen nicht zu bergen weiß, während der Affekt der Bewunderung fast jeden Augenblick mit ihm durchgeht. Und dennoch — alles umsonst. Die Natur ist unerbittlich und behauptet ihre Rechte, und es dauert nicht lange, und wir sehen Hilarien an des Sohnes, die Wittwe an des Vaters Seite. Wir sehen also sehr bald, Hilarie hat Flavio und Flavio Hilarie eigentlich gemeint, und auch der Vater wird sich in dem Verhältniß zur schönen Wittwe überzeugen müssen, daß er früher nicht in der Liebe, nur in der Wahl sich geirrt hat.

Makarien's Walten erstreckt sich auch bis in diese Novelle hinein, und zwar beweist Makarie aus der Ferne her handelnd den hier Auftretenden

innigsten Antheil. Makarie, die selige, will auch Seligkeit verbreiten, daher sie denn so gern Versöhnung stiftet. Man entnimmt aus allen diesen Darstellungen, wie edel und rein Göthe selbst über Versöhnung dachte. Die Macht der Ereignisse, der Adel der unmittelbar auftretenden Personen würde hier doch nicht alles haben heilen können, wenn nicht Makarie die Ereignisse gelenkt hätte. Eine der herrlichsten Situationen ist die, in der in heller Wintermondnacht der Vater, Hilarie und Flavio auf dem Eise, auf Schlittschuhen zusammentreffen. Die Scene, wie das jugendliche Paar, dessen Gluthen der Liebe wohl schwerlich durch die Kälte gedämpft werden konnten, den Vater aus der Ferne der Mondnacht auf blanker Fläche geisterartig herankommen sieht, ist von hinreißender Schönheit. Diese Novelle bildet mit dem Reichthum ihres Lebens, mit der Ausgestaltung all' dieser glühenden Affekten, mit den Rechten und Verirrungen des menschlichen Herzens selbst das Herz des ganzen Novellen-Cyklus der Wanderjahre, es laufen alle Leidenschaften und Kümmernisse der anderen Novellen, der bereits betrachteten und der noch kommenden, hier in diesen einen Herzpunkt, in eine Gruppe von Gestalten zusammen.

Was aber in dieser Hauptnovelle unseres Romans noch ganz besonders hervorgehoben zu werden verdient, und dem Leser neue Ueberraschung bereitet, ist daß da, wo nach unsäglichen Mißfällen und Prüfungen, Hoffnungen und Täuschungen liebender Gemüther endlich zunächst für Zweie, für Hilarien und Flavion, alles sich günstig zu fügen scheint, das Gesetz der zartesten Sittlichkeit mit unwiderstehlicher Strenge dazwischentritt, und ein neues Hinderniß heraufwälzt. Wie Hilarie sich sträubt, Flavio'n die Hand zu reichen, so thut dieses uns wohl, da wir darin die Sensitive des reinsten weiblichen Wesens erblicken, welches vor dem plötzlichen Uebergange zurückbebt von der Liebe zum Vater zu der zum Sohne. Aber wie dieses Bedenken in Hilarien fast die Macht des Fatalismus anzunehmen droht, so erschrecken wir auch schon davor, nachdem wir eben aus so viel unberechenbaren Fügungen des Schicksals herangekommen sind. Wir fürchten hier in Hilarien ein Hinderniß, welches sie und Andere für's Leben unglücklich zu machen droht, weil ihre Natur fast wider Willen einen Skrupel entdeckt, und sich nun mit aller Heftigkeit auf denselben wirft, ohne daß Hilarie bedenkt, daß sie in dem Entstehen ihrer ersten Liebe doch noch keinen Bund eingegangen ist, der sie ein für alle Mal verpflichten könnte. Kurz wir blicken hier (S. 113 u. 14) in einen moralisch-dämonischen Abgrund, der eben deßhalb ein Abgrund ist, weil diese Tiefe nicht bloß moralisch, sondern fatalistisch zu sein oder wenigstens zu werden droht, und auch für Andere verhängnißvoll wird, indem, durch Hilariens Widerwillen veranlaßt, auch der edelste Vater eine Anwandelung von Eifersucht und Schadenfreude bekommt in Betreff eines gleich edeln Sohnes. Ein Unheil weckt immer das andere. Aber der Vorgang selbst stammt aus der

richtigsten Beobachtung menschlicher Natur, und gehört zu den größten Vorzügen dieser Novelle. Auch erfahren wir aus dem Späteren, daß Hilarie zur Beglückung für Alle Herrin jenes Fatalismus wird, indem wir sie im letzten Theile der Wanderjahre an Flavio's, wie die schöne Wittwe an des Vaters Seite erblicken.

Der Styl dieser Novelle unterscheidet sich mehrfach von dem der anderen novellistischen Stücke unseres Romans und dieses selbst. Der Styl in dem Manne von funfzig Jahren nämlich hat die etwas gemessene, hier aber dennoch durchaus künstlerische Anmuth der späteren Zeit des Göthe'schen Lebens, ohne je in das Steife überzugehen. Es ist nicht die Sprache des Werther, nicht die der Lehrjahre, aber auch keineswegs die ebenfalls durch geschmackvolle Gewähltheit des Ausdrucks so vollendete Sprache der Wahlverwandtschaften. Die eigenthümliche Prosa der vorliegenden Novelle dürfte in der behaglichen und doch glänzenden Ausdrucksweise bestehen, den ganzen Reichthum der Bildung unabsichtlich zu concentriren und durchklingen zu lassen, und so mit Luxus und nicht mit Knappheit, mit Befriedigung jeglichen Schönheitssinnes und nicht bloß aus Mittheilungslust und der bloßen Verständigung halber zu erzählen. Kurz, wir finden hier die Sprache mit aller Sicherheit und Akkuratesse gehandhabt, wie ein Instrument, auf dem man nicht bloße Phantasieen erklingen läßt oder zum Tanze aufspielt oder gar nur Signale angiebt, sondern dem man Symphonieen entlockt, welche mit ihrer erschütternden Seelenkunde den Künstler bewundern lassen, der so die Töne zu ordnen weiß, und dabei doch immer das Maß hält, welches die gebildete Gesellschaft vorschreibt.

---

Unterdessen haben wir unsern Freund wieder eingeholt. Wir finden ihn von Bergen umgrenzt und hören zu unserer Freude, daß er ein neues Geschäft auf's Glücklichste beendet, daß er einen seiner wichtigsten Aufträge so eben besorgt, und damit seinem eigenen Herzen genug gethan habe, indem er nunmehr im Stande ist, das Gewissen seines Freundes Lenardo zu beruhigen. Wilhelm hat in einem dieser stillen Alpenthäler, in gleichmäßig ablaufender, zufriedenstellender Beschäftigung Nachodine gefunden. — Zugleich berichtet er einem der Verbündeten und zwar dem Abbé das Einzelne seiner Erlebnisse; wie er, nach bevorstehender Reise zur Heimath eines geliebten Wesens, fernerem Streben mit Freudigkeit entgegensehe; jedoch äußert er den Wunsch, wie schon Montan überbracht hat, von früheren Gelübden losgesprochen zu werden, um sich auf seiner weiteren Wanderschaft um so freier bewegen zu können, und so für's Künftige mehr gefördert zu werden. — — —

Plötzlich befinden wir uns in einer ganz anderen Umgebung. Die Scenenverwandlung geht völlig geräuschlos vor sich; es wird durch keine besondere Einleitung vorbereitet, daß wir ein anderes Land betreten, so daß dieser ganze Uebergang etwas Traumartiges für uns bekommt, nun aber auch, indem wir erwachen, der ganze Duft uns anfliegt, der diesem Zauberlande eigen ist. Wir lesen es an keinem Schlagbaum, an keinem Grenzpfahl, wohin wir gelangt sind; aber wie hier die Lichter und die Schatten fallen, wie hier die Wolken sich bilden, und hinter ihnen der dunkle Tiefgrund des unendlichen Himmels ruht, wie hier Farben, die wir noch nie gesehen, leicht ineinanderfließen, das Blaue in's Violette und wieder in's Grüne spielt; an Schloß und an Bauernhütte, an Thurm und an Ruine, an dem Zweispänner der von Eltern, Kind und Kindskindern, bis zur Deichsel umhockt, lustig mit halb nackten Gestalten an uns vorüberfliegt, an der Barke, die dort mit fröhlichen Gesellen eben vom Ufer abstößt; aus allem dem ersehen wir, daß wir in Italien sind.

In den folgenden Darstellungen des Romans kommt es Göthe'n zu statten, daß er sich früher gern und anhaltend mit Zeichnen und Malen beschäftigt hat. Wie hier Wilhelm auf Italiens Fluren mit einem Maler zusammentrifft und gemeinsame Partieen unternimmt, so glauben wir den jungen Göthe vor uns zu sehen, wie er, mit Maler-, wenigstens Zeichnen-Apparate versehen, mit Oesern oder jenem andern, in Dichtung und Wahrheit nicht namhaft gemachten, Führer auf einer der vaterländischen Auen glücklich umherwandelt, um der Natur ein Bildchen abzulauschen; oder wir sehen ihn auch wohl, in Italien selbst, mit Tischbein den gleichen Studien obliegen.

Und wie mußte es jetzt Wilhelmen beschäftigen und ergreifen, in Mignon's, des unvergeßlich geliebten Wesens, Heimath zu sein! bald nun dazustehen, wo sie einst gegangen war, wo sie im Wasser einst geplätschert, mit Steinen und mit Sand einst gespielt hatte, wo sie träumerisch an Weingeländen und Säulen hinaufgeklettert war, als hätte sie wirklich schon damals eine dunkle Ahnung ihrer späteren Seiltänzer-Umgebung gehabt, ohne doch je eine solche Zukunft, ein so frühes Ende zu träumen, und noch dazu ein Ende unter den Schauern des Nordens.

Giebt es etwas, was den Menschen tief erfassen, ihn durch Wehmuth und Sehnsucht, durch Schmerz und Süßigkeit zugleich erschüttern kann, um ihn in seiner ganzen bisherigen Daseinsweise, bis zurück in die ersten Spuren seines Bewußtseins, der Vergänglichkeit gegenüberzustellen, und doch in seiner Unvergänglichkeit ahnen zu lassen, so ist es der Besuch der Jugendheimath, oder der Besuch einer Stätte, wo ein theures, nun hingeschiedenes Wesen seine ersten Tage verlebte. Alles hat sich verändert und

doch auch wieder nicht alles. Die Geliebten sind fort, oder doch wenigstens das eine geliebte Wesen; die Gegenstände der Außenwelt, diese Berge, diese Thäler, diese Bäume und Häuser und — was das Schauerlichste ist —der Besuchende selbst sind noch vorhanden. Dieß Letzte zusammen erfuhr jetzt Wilhelm. Hier weilte er nun an Mignon's Spielplätzen, unten am Wasser, wo Sperata im Irrsinn Kiesel aus der Fluth und Knochen aus der Erde zusammengelesen und gemeint hatte, es seien die Gebeine ihres hier ertrunkenen Kindes; hier konnte er in allem was er hörte, sah, schmeckte, im Arom das er einsog, in dem Lufthauch der durch seine Nerven kühlend hindurchzitterte, sich's vorstellen, wie Mignon in einer solchen Umgebung geathmet, wie sie so hatte werden müssen, wie sie geworden war. In diesem Schmelz der Landschaft, in diesen blauen Tinten der Ferne verstand er Mignon's Sehnsucht und frühen Tod, verstand er des edleren Menschen Sehnsucht überhaupt, die zuletzt doch siegt, von hinnen zu gehen, wie das zuletzt sein erhabenster Beruf ist.

Mignon ist das gebrochene Herz der Lehrjahre, und sie starb auch an diesem gebrochenen Herzen. Nicht daß sie es sich zugezogen hatte buchstäblich bei einem der Tänze und verwegenen Sprünge, zu denen ihre Führer grausam sie herangezüchtigt hatten, Sprünge, welche ihr jetzt Beruf und Pflicht waren, und welche freilich zu ihrem sonstigen Wesen paßten wie die Natur eines Engels zu dem Erfahren und Hantiren eines Buffo. Nein, Mignon kam zu diesem gebrochenen Herzen durch den Gram über ihr Schicksal, durch die bloße Vorstellung jener Sprünge; diese Vorstellung gab zuerst einen Riß einer der Saiten ihres Herzens, der naßkalte Norden machte die übrigen springen, und siehe da, bald war das ganze Herz gebrochen. Wie ihr geliebtes, rührendes Bild aus den Lehrjahren sich uns herüberwirft, wie es uns an der Seite Wilhelms in alle diese Thäler und Schluchten und auf die Hügel und Berge und in die Grotten und an die Ufer begleitet, so ist sie uns ein für alle Mal Symbol für alle Herzen, die geknickt werden, bevor sie zur Reife kommen, für alle Blüthen, die ein rauher Windstoß mit sammt dem Zweige niederreißt, kurz für das Unvollendete alles Erdenlebens, welches aber einer anderen Vollendung entgegeneilt. Mag man noch so sehr schwatzen, gelehrt und ungelehrt, von dem Himmel schon auf Erden, und nun gar bloß auf Erden, die Seligkeit ist allerdings unser Erbtheil schon jetzt, und Jetzt ist Ewigkeit, wenn wir in Gott sind und Gott in uns; aber der Himmel ist nicht die Erde, und die Erde ist noch nicht der Himmel, und der schönste Ausdruck den Göthe dafür geschaffen, die verklärteste Gestalt die er dafür gedichtet, und deren heiligen Schatten er uns in diesen Gegenden noch einmal heraufbeschwört, ist Mignon. Allerdings ist sie außerdem auch noch, wenn wir an ihre Herkunft denken, der tragische Ausdruck dafür, daß das Herrlichste auf Erden hervorgehen könne aus dem Abgrund des Dämonischen, daß es wi-

der seinen Willen gezeugt werden könne in der Vermählung zweier Begierden, welche die heilige Schen der Sittlichkeit einander fliehen heißt. —

Je mehr sich Wilhelm und der Maler in diese Heimath Mignons vertiefen, desto eigenthümlicher und malerischer wird auch der Styl. Wie glücklich und mit der ganzen zutreffenden Schöpferkraft deutscher Sprache ist z. B. das Wort: „grauerlich“ S. 126 gebraucht, indem es aus dem Grau für's Auge in den Schauer für die Seele hinüberschillert. Inzwischen eilt der Künstler, an Wilhelms Seite, alles an Mignon Erinnernde mit Strich und Farbe auf dem Papier zu fesseln. Es wetteifert hier im Roman das Malerische der Sprache mit der Malerei des Pinsels so sehr, daß daraus für uns die Wirkung einer dritten Kunst, nämlich der Musik, entsteht — wie beide Freunde ja auch oft die Saiten anschlagen — indem das Wort der Poesie, ohnehin musikalischer Natur, auf das Ohr wirkt, und sich daraus ein lieblich Phantastisches hervorbildet, wodurch uns nun alles, worauf es hier ankommt, noch lebhafter vergegenwärtigt wird. So sehen wir das anmuthige Kind Mignon in Mitte jener Seiltänzerbande vor uns, wir vernehmen den Peitschenknall, das Schellengeläute der Rosse, der lustigen Tambourins im Zuge durch wilde Gebirgslandschaft, durch Schlucht und Hügel, über Klippe und Berg. Man vergleiche S. 126: „Ein Bild aber that sich vor allen hervor.“

Nach so schwermuthsvollen Erinnerungen, nach der Aufregung so herber, schon gedämpft gewesener Schmerzen ist es unserem Freunde zu gönnen, daß er mit seinem Begleiter nun auch diese sonnigen Landschaften und lauen Nächte Italiens in aller Sorglosigkeit genieße. Finden sich doch auch Hilarie und die schöne Wittwe ein, durch einen günstigen Zufall oder vielmehr durch denselben Zug des Südens herbeigeführt. So daß nun ein Vereinleben der Viere beginnt, welches alles bietet, was Natur und Kunst, was Gemüth und Geist auf Erden nur zu bieten vermögen.

Daß Göthe, unbeschadet der eigentlichen Tendenz der Wanderjahre, auch die Romantik der Lebensweise so heiter und rein ausklingen läßt, wie es in dieser ganzen Partie des Romans der Fall ist, beweist, wie gesund und lebensfrisch in seinen Ansichten er war. Göthe hält es für keinen Abbruch, den es seinem Helden oder der Zeit brächte, daß er, mitten im Streben auf das Nützliche, Reelle, auf die pädagogische Wiedergeburt und den Socialismus der Zukunft hin, auch hier wieder dem Romantischen sein Recht widerfahren läßt, indem dieses Recht eines der Poesie und des Lebens ist; so daß er hier auch seinen Helden, ungeachtet der reifsten Mannesjahre desselben, alle Lustfahrten dieser romantischen Tage unter dem Himmel Italiens mitmachen läßt. Die Freunde erschöpfen sich in Erfindungen und erschöpfen sich doch nicht. Je weiter wir in diesem Theile des Romans vorrücken, desto lieblicher

wird der Hauch und der Duft italienischer Natur, desto stärker bekommen alle Gegenstände die warmen Tinten des Südens. In diesen Darstellungen der Wanderjahre, etwa von S. 124—146, sind die ergiebigsten Studien für Maler zu machen.

Die Worte S. 127: „sie“ (nämlich Wilhelm und der Maler) „wurden aber auch in diesem Bezirk, weil sie sich mit geistlichen und weltlichen Behörden wohl zu benehmen wußten, freundlich empfangen und behandelt,“ erinnern uns an die italienische Reise Göthe's, wie er selbst sie uns beschrieben hat, und zwar an den, mit wahrhaft antikem, Odysseischem Behagen geschilderten Aufenthalt Göthe's in dem Schloß von Malsesine (ital. Reise Göth. W. B. 27. S. 44), wo uns Göthe ein Erlebniß vorführt, welches sich nicht ohne Gefahr ankündigte, und doch mit lauter Vortheil und Annehmlichkeit für ihn endete, indem er, eben wie weiland Odysseus, alles mit Klugheit und Geschick zu benutzen und zu wenden verstand, und sich aus Feinden, wenigstens aus Mißtrauischen, gar noch Freunde und Gönner erwarb, nur mit dem Unterschiede, daß Göthe hier nicht zu Zweien war sondern allein, und daß Göthe wirkliche Unbilden abzulenken hatte, wo jenen (Wilhelmen und dem Maler) heiterer Himmel lachte, den sie nur nicht verscherzen durften. — Auch können wir in den Worten der Wanderjahre, wo von den beiden Freunden die Rede ist, wie sie mit Citherspiel und Gesang von Ort zu Ort ziehen: „Die Scheidenden segnete jedermann, zufrieden doch sehnsuchtsvoll“ den süß-wehmüthigen oder vielmehr schwermüthigen Rückklang des Harfners aus den Lehrjahren vernehmen:

„Eine Thräne wird er weinen,
Und ich weiß nicht was er weint.“

Wie ja Aehnliches auch die Rhapsoden des Alterthums schon erfahren haben, wenn sie die Zuhörer gerührt hatten und nicht wußten, was in diesen angeklungen war. Und in der That könnten wir meinen, indem wir die italienischen Erlebnisse beider Freunde in unserm Romane lesen, zu den Zeiten Virgils oder auch Tasso's hier zu sein. Denn in diesen glücklichen Landen ist die Poesie etwas Unabänderliches; sie liegt schon in der Luft, in der ganzen Oertlichkeit, wie sie wohl, wo und wann sie überhaupt vorkommt, immer schon in Luft und Oertlichkeit ihre Elementargeister hat. Hier aber besonders in diesen südlichen Gegenden werden unausgesetzt diese Klänge in der Luft und sonstigen Lokalität wie in den Organen der Menschen schon schlummern, so daß sie leicht aufwachen, indem hier Dichtkunst und Musik, auch ohne besondere Pflege durch Cultur, schon nothwendige Folgen der Existenz sind. Daher ereignet sich in diesem Lande unter ähnlichen Umständen auch immer wieder Aehnliches.

Aber auch die vier Glücklichen unseres Romans werden daran gemahnt, daß alles irdische Glück vergänglich ist. Die Freunde und Freundinnen hängen nicht bloß von sich, sie hängen auch von andern ab; diese Verhältnisse werden entscheidend. Auch hier, um das Gleichmaß der Seele nicht zu stören, muß Entsagung eintreten. Von allen Freuden der Erde, und wenn sie noch so sehr die reinste Weihe des Geistes an sich tragen, wird der edlere Mensch den wehmuthsvollen Anblick heruntergebrannter Festlichter empfangen, denen nur die Sterne droben, jene an Glanz überbietend, auch den Rang der Dauer streitig machen.

---

Wir stehen nunmehr an einem der Hauptwendepunkte der Wanderjahre, S. 146, ohne daß in dem Werke selbst äußerlich schon hier ein Hauptabschnitt bezeichnet wäre. Dieses hat einen tieferen Grund, als es scheint, und zwar einen eben so naturgemäßen als psychologisch richtigen, und beweist, wie gesetzmäßig, ungeachtet alles Fragmentarischen, die Wanderjahre angelegt sind. Denn wo in dem gesetzmäßigen Lebensproceß eine neue Periode beginnt, da ist der Uebergang nicht immer auch äußerlich schon zu bemerken, und selbst das, was sich auch äußerlich des Neuen bereits ankündigt, verschwindet bald wieder, es erscheint der Charakter der früheren Periode sogar noch einmal in seinem vollständigen Siege, oft sogar in seinem schönsten Lichte, um endlich nun wirklich dem Leben eines ganz neuen Zeitalters Platz zu machen, und nur noch in demjenigen fortzudauern, was das ewige Fortleben der Vorwelt in der Nachwelt ist.

Hatten wir in dem bisherigen Verlauf unseres Romans das Pädagogische als Hauptcharakter kennen gelernt, so war dieses doch in so fern schon neu, als es, wie wir gesehen, schon weit über das Erziehungswesen des 18ten Jahrhunderts hinausging, und auch die herrschenden Systeme der Gegenwart prophetisch überflügelte, indem uns die Wanderjahre in ein völlig neues Institut der Erziehung einführten. Ja wir werden bald erfahren, daß sich der schönste Flor dieses Instituts in demselben Abschnitte des Romans vor uns entfaltet, in welchem wir uns jetzt noch befinden. — Es kündigte sich in dem Bisherigen aber auch noch ein anderes Grundelement der Wanderjahre und zwar ganz besonders als das Neue an, nämlich das Sociale, so jedoch daß dieses bis dahin in dem äußeren Verlauf immer erst eine untergeordnete Rolle gespielt hatte, indem die Interessen für die Erziehung

sogar dem Romantischen noch ein sehr beträchtliches Gebiet überlassen konnten, theils in den Novellen, theils in den zuletzt betrachteten Vorgängen in Italien.

Dieß eben ändert sich jetzt. Die beiden unscheinbaren Briefe S. 146 u. 47 Lenardo's an Wilhelm und des Abbé's an denselben bezeichnen jenen inneren, höchst wichtigen Wendepunkt des Romans, einen Wendepunkt der äußerlich erst mit dem Beginne des dritten Buches zur Erscheinung kommt. Jedoch entwickelt sich im Ferneren alles das so, wie es einem so universellen Geiste wie dem Göthe'schen zuzutrauen war, so daß hier also nichts von dem früheren Erwerb ächter Bildung aufgegeben wird. Göthe ist keineswegs bloß darin Meister, ein bereits vorgefundenes Zeitalter abzubilden, vielmehr ist er es auch darin, das sociale Zeitalter schon vorauszusehen und vorzubilden, und vieles von dem, was er in den Wanderjahren so vorgebildet hat, ist bereits in Erfüllung gegangen. Aber Göthe ist auch weit davon entfernt, in so einseitige Interessen sich zu verlieren, wie die sind, durch welche sich die socialistischen Bestrebungen von heute so verrufen gemacht haben. Göthe zeichnet uns ein sociales Zeitalter und bildet uns eine Societät vor, wie sie alle Richtungen der Cultur in sich vereinigen, alle Errungenschaften der Bildung treu bewahren, aber auch, indem sie Jeden nach seiner Eigenthümlichkeit beschäftigen, fordern, daß er sich für einen bestimmten Beruf brauchbar mache, zugleich das Schöne mit dem Nützlichen, das Gute mit dem Frommen in eine großartige Ausgleichung und weltweite Fortströmung bringen helfe.

Traten daher, nachdem wir die pädagogische Provinz mit Wilhelm verlassen hatten, nachdem wir uns dort vertieft noch nicht sowohl in die Arbeiten der Zöglinge, als vielmehr erst in die erhabenen Lehren der Erzieher, auch für uns jene romantischen Ferien ein, die wir unter den Cypressen Italiens, eingedenk Mignon's, aber auch beim Klange der Saiten unter der Fröhlichkeit der Lebendigen verlebt haben; so wird diese Romantik auch ferner zur Erholung uns werden, ungeachtet wir dem Mannesalter der Menschheit entgegengehen, und es wird nun auch das Pädagogische (da die Menschheit fortwährend in der Erziehung begriffen ist, und auch das Sociale einer ganz besonderen Erziehung bedarf) so sehr in immer weiterem Umfange gedeihen, und die Jünglinge, reif für den Socialismus der Zukunft, diesem entgegenführen, daß es noch vor dem Ende des dritten Buches seine schönsten Blüthen und Früchte vor uns ausschüttet. Zu dem allen finden sich nun in den erwähnten Briefen die merkwürdigsten Andeutungen.

Lenardo knüpft an das Schreiben an, welches er mit beruhigender Nachricht in Betreff Nachodinens von Wilhelm erhalten. Wir steuern mit dem Beginne des socialen Zeitalters vorzugsweise auf das Reelle,

Nützliche, Praktische zu, worauf denn auch Lenardo sogleich am Anfange des Briefes anspielt, eine Thätigkeit, von deren bedeutendem Erfolg er ganz und gar überzeugt ist. Das Sociale kündigt sich hier alsbald darin an, daß sich durch Wilhelms Vermittelung zwei große Familienkreise (deren jeder schon an sich eine weitreichende Ausdehnung hat, indem der eine sogar in Amerika bereits Besitzungen die seinigen nennt) zwei große Gesellschaftskörper verbunden haben, um nun in solcher Vereinigung ein Beträchtliches mehr noch zu wirken, als früher in der Vereinzelung; diese Gesellungen sind: Wilhelms Mitverbündete und Lenardo mit seinen weitverzweigten Angehörigen, einem Kreise dem, wie wir wissen, auch Makarie gehört.

Das Folgenreiche dieser Vereinigung weiß Lenardo höchlich zu schätzen. Auch spornt er zur That. „Thun ohne Reden," schreibt er, „muß jetzt unsre Losung sein." Daß das gesunde sociale Zeitalter immer wieder seine Romantik herbeiführt, und schon jetzt in Aussicht stellt, ohne daß Lenardo, der ganz in Nützlichkeit und Socialismus aufzugehen scheint, es ahnen mag, verräth uns wider Willen Lenardo's kurzgefaßter Geschäftsbrief. Er freut sich zu hören, daß es Nachodinen wohl gehe, aber „der Leitstern," von dem er spricht, dürfte leicht, indem Lenardo eine Geschäftsreise unternimmt, über jener Schweizerhütte, romantisch genug, stehen bleiben, in der Nachodine wohnt, und sich in einem „so einfach glücklichen Zustande" befindet; und nun gar der „Wirbel von Verschlingungen" ist ebenfalls schon wieder die neue Romantik, welche dem Geschäftsmanne, dem Repräsentanten des Socialen und Auswanderer nach Amerika, passirt, wenn wir uns dessen späterhin bei Lenardo's Tagebuche erinnern wollen. Daß aber, wie Lenardo bemerkt, „die Sehnsucht im Thun und Wirken verschwindet", wird auch für Wilhelm die beste Cur sein nach seiner Rückkehr aus Italien, um den Schmerz um Mignon würdig zu überwinden.

Nun aber vollends der Brief des Abbé! Dieser glaubt erst recht alles aus dem Auge rücken zu müssen sich und andern, was außerhalb der großen Thätigkeit liegt, die im Gesichtskreise der Verbündeten als Aufgabe gestellt wird. Der Abbé erscheint uns vor allem mit Leib und Leben Socialist, wie denn eine ganz eigenthümliche Art socialer Bestrebungen und ein besonderes Geschick dazu sich immer schon in der katholischen Kirche zu erkennen gegeben hat, in der Propaganda der heiligen Väter, in den Congregationen in und außerhalb Roms, mit höchster Klugheit betrieben; so daß man wohl manches ihrer Collegien und Klöster schon als eine Art Phalanstère, trotz Fourier, ansprechen darf. Freilich dürfen wir es kaum in Erinnerung bringen, daß der Abbé der Wanderjahre schon weit über den gewöhnlichen Katholicismus hinausgerückt ist. Dennoch beweist auch er seinerseits es sattsam, daß

auch die geübteste Klugheit und Vorsicht des Weltpriesterthums und vielbewegter Weltlichkeit die Lebensfäden nicht so zu lenken im Stande sind, wie sie wohl die Absicht hätten. So glaubt unser Abbé wunder wie klug das Unglück abgelenkt zu haben, daß Lenardo auf Reisen gehe, um in aller Abenteuerlichkeit Nachodinen aufzusuchen. Indem er Lenardo'n für seinen und der Anderen großen Geschäftsplan allerdings ganz und gar gewonnen hat, ahnt er nicht, daß er zwar dem Socialen in die Hand arbeitet, aber auf demselben Wege seinen Freund der Romantik in die Arme führt. Dieß alles ist denn in dieser Entwickelung der Wanderjahre die heiterste Ironie, die man sich nur denken kann, und welche auch die jetzige Zeit vielfach erfährt trotz des socialen Ernstes und der Prosa des bloßen Erwerbenwollens, welche sich so Vieler bemächtigt hat. Der Abbé weist mit Recht auf die unberechenbar wichtigen Erfolge hin, welche die Verbindung der beiden Familien zu einem großen socialen Körper haben müsse. Schon durch die nächsten Bemühungen des Oheims (S. 148) sind in der Nähe selbst Gebiete zur weiteren Cultur überwiesen. Sie werden sich aber, wie wir immer mehr erfahren, bis nach Amerika fortsetzen. Auch in diesen Bestrebungen will man sich associiren. Die Aufgaben, welche der Abbé Lenardo'n im Briefe zutheilt, klingen schon durchaus amerikanisch. —

Weiter wird uns in dem Schreiben des geistlichen Herrn ganz modern zu Muthe, wenn es unter andern heißt: „Aus den Gebirgen vernimmt man Klagen über Klagen, wie dort Nahrungslosigkeit überhand nehme; auch sollen jene Strecken im Uebermaß bevölkert sein.“ Wir gedenken hier sogleich der in unsern Zeiten aus den öffentlichen Blättern so oft in Erfahrung gebrachten Nöthen und äußersten Nahrungssorgen der Weber in den schlesischen Gebirgen, all' der Unruhen, die in Folge von Uebervölkerung, von Arbeitslosigkeit und Pauperismus entstanden sind, wenn hier beim Abbé ebenfalls von Spinnereien und Webereien die Rede ist. — In dem „Zuge,“ S. 148 u. 49, wo wir lesen: „Dort wird er (Lenardo) sich umsehen, Menschen und Zustände beurtheilen und die wahrhaft thätigen sich selbst und andern nützlichen in unsern Zug mit aufnehmen,“ formirt sich vor unsern Augen schon die Auswanderung nach Amerika, welche in dem Verlauf des Romans denn auch zu Stande kommt, und in unsern Tagen immer zahlreicher erfolgt.

Wir erfahren ferner aus des Abbé's Briefe, wie auch die Pädagogik der Wanderjahre diesen Auswanderungs- und Ansiedelungs-Plänen der Herren trefflich zu statten kommt. Wir sehen, wie die pädagogische Provinz von ihnen schon in Anspruch genommen wird, ihnen tüchtige Künstler zu liefern. Wir bemerken mit Freude, daß in unserer neuen socialen Welt auch die Künste willkommen geheißen

werden. Wie aber von dem Abbé der Künstler hier erwähnt wird, so erscheint dieses noch besonders bedeutsam für unsere Gegenwart, daß er auch sogleich der Handwerker gedenkt, welche in dem Zeitalter socialer Unternehmungen, wenn wir uns Frankreich, England, Deutschland und Amerika vergegenwärtigen, eine so wichtige Rolle spielen. Auch sollen, worin sich allerdings schon eine Zukunft auch des Handwerks zu erkennen giebt, die Künstler dazu beitragen, „daß das Handwerk nicht abgeschmackt werde.“ Wir werden in dem nächsten Hauptabschnitte dieses Buches erfahren, daß diese Bemerkung des wackern Abbé eine zusammentreffende Ausführung in einem Werke der französischen Literatur findet. Und wenn der Abbé in seinem Schreiben sich des vielsagenden Wortes bedient, daß „die Künste das Salz der Erde“ seien; so sollte namentlich unsere, in der Politik und im Socialismus übergeschäftige Zeit sich das warnend gesagt sein lassen, in der es noch immer nicht unwahr geworden ist, daß die Kunstlosigkeit das Brod hat, aber siehe da, das Brod ist ungesalzen, während die Kunst nach Brod geht, aber keines findet; so daß diesem Kunst-Jüngerthum immer noch ein hartes Loos auf Erden bereitet wird, obwohl es von den Jüngern im Evangelium heißt: „ihr seid das Salz der Erde.“ Auch das dürfen wir uns hier freilich nicht entgehen lassen, was man beim Abbé zwischen den Zeilen wittert, indem er in der pädagogischen Provinz Künstler zu werben gedenkt, daß Amerika für die höheren Interessen des Geistes das Meiste zu wünschen noch übrig läßt, wenn es nicht eben den Deutschen gelingen wird — und es soll ihnen bereits gelingen — diesen höheren Geist auch nach der neuen Welt zu verpflanzen. Ja wir bekommen den Abbé selbst in Verdacht, daß er mehr ein fleißiger Betriebsmann, ein rüstiger Industrieller, als ein wahrhafter Liebhaber der Künste und demnach schon stark amerikanisirt sei, indem es bei ihm sehr bedenklich lautet: „wir nehmen von der Kunst nicht mehr auf als nur daß das Handwerk nicht abgeschmackt werde;“ worin sich denn allerliebst das vorherrschende Nützlichkeitsbestreben unserer heutigen Socialisten abschattet; auch heißt es noch ausdrücklich, um der Praxis für's bloß Nützliche die Krone aufzusetzen: „wir müssen thun und dürfen an's Bilden nicht denken.“

Wie umfassend aber dennoch der Blick des Abbé ist, und wie ihm nichts minderes vorschwebt, als den Socialismus auch auf die Religion zu übertragen, geht daraus hervor, daß er sich gegen die bloße Hausfrömmigkeit durchaus sträubt, und vielmehr den Uebergang gemacht wissen will zur Weltfrömmigkeit; so daß hier auch in der Religion der Wanderjahre der Socialismus schon durchbricht, womit doch also die Erweiterung des kirchlichen Lebens, die Constituirung einer Kirche gemeint wird, welche die Menschheit und nicht bloß eine Fraktion der-

selben umfaßt, ganz in Uebereinstimmung mit dem, was über Religion und Frömmigkeit mit Anerkennung des Credo bereits in der pädagogischen Proinz erörtert worden, wie ja denn auch durch's Christenthum solche Mission im größten Styl geboten ist.

Endlich hören wir vom Abbé, daß Wilhelm seinem Wunsche gemäß von der Beobachtung jener bekannten, ihn vielfach hemmenden Gelübde losgesprochen sei. Die Verbündeten vermuthen, wie sie dringend es wünschen, Wilhelm werde außer seiner Beflissenheit um allgemeine Cultur sich nun auch einem bestimmten Fache zuwenden, um auch im Realen etwas zu leisten, und sich so für das sociale Zeitalter überhaupt, für den speciellen Plan der Verbundenen im besondern brauchbar zu machen. Amerika ohnehin fordert dergleichen.

---

Hier stehen wir nun wieder an einer Stelle unseres Romans, S. 150—52, welche uns eine Lücke sehr fühlbar macht, die nicht durch die „Zwischenrede" des Dichters ausgefüllt wird, der darauf hinweist, daß hier einige Jahre dazwischen liegen. Auch ist es kaum zu bezweifeln, daß der Verfasser noch in irgend einer anderen Weise den Uebergang zu dem Folgenden gemacht haben würde, wenn er zu nochmaliger Ueberarbeitung seines Werkes gelangt wäre. Aber auch so wie wir es jetzt vorfinden, bemerken wir nirgend, daß das Verständniß darunter leidet. — Was uns im Nächsten bevorsteht, es ist das Gediegenste, was ein Schriftsteller dem Leser zu bieten vermag. Wir fühlen einen altbekannten Reiz über uns kommen, wie Jemand der einen ihm werth gewordenen, früher schon gesehenen Ort noch einmal besucht. Dennoch will uns alles, was wir vor uns erblicken, auch wieder ein ganz anderes bedünken, als daß wir es schon einmal gesehen haben sollten.

---

## 6. Rückkehr in die pädagogische Provinz.

Wie es schon von Weitem unserm Auge sich darstellte, ganz so verhält es sich auch. Wir befinden uns wirklich in derselben Provinz, welche wir vor längerer Zeit schon einmal besucht haben, aber wir gelangen dieses Mal mit unserm Freunde von einer ganz anderen Seite hinein als früher. Wir bemerken kein bestelltes Ackerland, es erheben

sich weder Wälder noch bedeutende Hügel vor unserm Blicke, wohl aber finden wir, nachdem wir uns landeinwärts bewegt haben, lang sich hinstreckende Triften, die mit frischem Wieswachs üppig geschmückt sind; wir finden die herrlichsten Tummel- und Weideplätze für Herden; wir finden in klaren Seen, die sich malerisch bald in Buchten vertiefen, bald wieder vor dem Lande zurückspringen, einladende Trinkbehälter für Menschen und Thiere. Wir glauben auf einer der grasreichsten Steppen des höheren Asiens zu sein; uns wird ganz nomadisch zu Sinne. Auch ist das Pferd nicht mehr weit und zwar das Pferd in Masse. Aus einem ungeheuern Sandwirbel enthüllt sich unter donnerndem Hufschlag eine ganze Herde von Pferden, zwar von Männern begleitet, aber dennoch in naturgemäßer Freizügigkeit.

Wie bekommen wir es wohl in der pädagogischen Provinz auf einmal mit Pferden zu thun? Dieß ist unendlich sinnreich vom Dichter erfunden. Versuchen wir, ob wir uns über die Sache genügend Licht verschaffen können.

Das Pferd ist eines der eigenthümlichsten, edelsten und begabtesten Geschöpfe, welche unser Planet aufzuweisen hat. Das Eigenthümliche, Edle und Begabte ist aber vor allem Gegenstand der Erziehung. Wir sprechen von Racen-Unterschieden bei Menschen, aber der Ausdruck Race und zwar edle Race gilt besonders vom Pferde, und ist unter Pferdekennern ganz und gar hergebracht. Das Pferd eignet sich viel mehr für die Erziehung als etwa der Hund oder ein anderes Thier, schon weil das Pferd ein schönes Thier ist, und die Griechen, diese feinsten Kenner der Schönheit und Virtuosen in der Erziehung, folgten einem sehr weisen Takte, wenn sie die Schönheit, selbst des Körpers, bei der Erziehung so außerordentlich beachteten, indem sie das παιδευειν besonders auf Menschen anwendbar hielten, die sich durch Schönheit auszeichneten, da der schöne Körper der Widerschein einer schönen Seele sei. Auch brachten die Griechen aus der tiefsten Einsicht in das Wesen der Begeisterung, in den Flug des Genius bekanntlich das Roß mit den Musen in Verbindung, im Pegasus. Nun wollen wir uns hier keineswegs bis in das Seelenleben des Pferdes hinein versteigen. Wir kommen völlig mit dem aus, was der Körper des Pferdes uns darstellt, und was sich in der Kraft und Geschmeidigkeit seiner Glieder von Leben offenbart. Die Schönheit des Pferdes in der Vereinigung von Anmuth der Bewegung mit Stattlichkeit, Stolz und Kraft ist eine anerkannte Wahrheit in Betreff der Beschaffenheit jenes Geschöpfs.

Betrachten wir aber noch weiter dieses merkwürdige Thier in seinem Verhältniß zum Menschen und in seiner sonstigen Natur. Das Pferd ist so erziehbar, daß es sich dem menschlichen Willen ganz und gar unterwirft, obwohl, gerade wenn es edel ist, immer wieder mit dem

Ansatz, in die Wildniß zu entlaufen. Dieses stete Drohen sich zu emancipiren und in die alte Naturfreiheit wieder auszubrechen, zurückzukehren in seinen Ursprung, giebt dem Pferde unter der Hand seines Bändigers den Ausdruck einer neuen Schönheit und Würde, und hat für den behenden Reiter und den wirklichen Pferdekenner einen unsäglichen Reiz, schon weil es der Widerstand der Kraft ist, und Gegenkraft herausfordert. Die Ueberwindung des Widerstandes, die Bändigung der Naturkraft, nicht zur Abtödtung derselben, sondern um sie zu nöthigen, eine bestimmte Linie in der Bewegung einzuhalten, ist die Erziehung zur Schönheit. Die Trense ist für den kundigen Reiter eine Sonde, ob das Thier schon im Stande sei, die Wellenlinie der Schönheit einzuhalten. Der bestimmteste Ausdruck aber für die Aufkündigung des Dienstes von Seiten des Pferdes an den Menschen ist das Durchgehen desselben und zwar wo möglich mit dem Reiter.

In dem zuletzt Geäußerten haben wir nun so zu sagen die Geschichte des Pferdes zusammengefaßt in doppelter Beziehung, einmal in Bezug auf seinen Urzustand, wie wir es noch jetzt in einigen Gegenden der Erde finden, dann aber auch in Bezug auf sein Zusammenleben mit den Menschen in Mitte der Cultur. Beide Zustände stellen sich in dem edleren Pferde der civilisirten Welt immer als ein Zugleich dar. Den Uebergang aus der Natur in die Cultur oder auch das Zusammen beider Zustände finden wir in jenen seltsamen Gebilden alter Mythe und Skulptur von Gestalten, die hinten noch Pferd und vorne schon Mensch sind, aber auch in jedem Reiter, den wir sehen mögen. Die Wilden halten, wenn sie einen solchen zu Gesicht bekommen, noch jetzt Pferd und Mensch für ein Wesen.

Was die Bildung über die Natur, was die Intelligenz über die physische Kraft vermag, doch auch wie die Kunst nie die Natur tilgen darf, sondern ihrer als Unterlage, als Sprudels frischer Kräfte bedarf, da aus der Kraft die Schönheit sich abklärt, das alles ist in dem Verhältniß des Menschen zum Pferde und in den verschiedenartigsten Gestaltungen dieses Verhältnisses auf's Glücklichste oft schon ausgedrückt worden. Die Malerei, die Skulptur und die Poesie haben daher ihre Vorwürfe und viele ihrer ergreifendsten Situationen genommen. Ein schäumendes Pferd unter der Lust des Wieherns mit fliegender Mähne ist ein unwiderstehlicher Gegenstand für den poetischen Menschen und den Heroen. Die Genialität schöpft immer aus dem Naturquell, aus dessen Schaum die Schönheit emporkommt. Aus der Bändigung des Pferdes entspringt ein solcher Reichthum von Hochgefühl und Mannesstolz, daß man sich Karl den Zwölften und Peter den Großen immer nur zu Pferde würdig denkt, wie denn die Reiterstatue der höchste Ausdruck der heroischen Kunst ist. Aber auch die Grazie und die Eleganz

der Parade finden hier ihre Befriedigung, der Cavalier, der Fashionable und Gentleman folgen ganz richtig diesem Zuge, wie denn selbst das schöne Geschlecht das Gleiche in der zarten Aufmerksamkeit verräth, mit der es ein schönes Pferd auszuzeichnen pflegt. — In welchem Grade dieses Thier erziehbar ist, ersieht man aus dem Vergleich bloßer Pferde der Wildniß mit denen der Cultur. Das cultivirte Pferd hat ohne Zweifel einen geistigeren Ausdruck seiner ganzen Bauart und Haltung, eine größere Anmuth der Bewegung als das der Steppe, wie es denn auch eine der wunderbarsten Eigenschaften des Pferdes ist, daß es durch Musik nicht allein angezogen wird, sondern unter ihren Tönen eine pathetischere Stellung annimmt, und mit Wohlgefallen an sich selbst einherschreitet.

Alles das ist in Erwägung zu bringen, um einzusehen, warum wir in der hervorgehobenen Partie unseres Romans dem Pferde begegnen, wie wir das Pferd uns zu deuten haben. Wenn man im Stande wäre, das Analoge aller Dinge, Thiere und Menschen zu begreifen, so würde man die Welt in der Gesammtheit ihres innersten Wesens begreifen. Das Pferd und seine Zucht ist schon deßhalb ein so wichtiger Gegenstand für die pädagogische Provinz der Wanderjahre, weil hier alle Bildung auf Natur gegründet wird, weil die Natur hier nie vernichtet, sondern nur in ihrer Selbstsucht gebrochen und durch positive Mittel, durch Bildung veredelt, gesteigert werden soll. Die Pädagogik ist nicht bloß Wissenschaft, sie ist auch Kunst, und auch als solche wird sie hier in der großartigsten Weise geübt. Wie das Pferd in der Masse, auf die wir so eben stoßen, ungeachtet der Lenker, in einem gewissen Sinne naturfrei gelassen ist, so werden auch die Knaben, die Jünglinge hier behandelt. Ihre eigene Natur soll in der Behandlung des Pferdes noch erstarken. Ihr Naturalismus soll keineswegs abgeschwächt werden, er soll sich sogar in aller Frische und Behaglichkeit ausarbeiten, und er wird nun in seinem gesunden, aufgelockerten Boden um so gedeihlicher den Samen der Bildung aufnehmen. Die Culturgeschichte schreitet hier so gesetzmäßig und allmählich fort, daß die Erzieher in diesem nomadenhaften Zustande der Knaben, mit dem sie fast beginnt, die sicherste Gelegenheit erhalten den Einzelnen zu beobachten, wohin sich weiter bei ihm die Neigung wohl wende, um in eine specielle Weltrichtung der höheren Cultur einzuschlagen. Und schon jetzt wird der Knabe allmählich für höhere Thätigkeit gewonnen. Aber auch das Thier wird in dieser Naturfreiheit langsam schon dressirt und an den Menschen gefesselt, um dessen Willen Gehorsam zu leisten. Wie uns jener Troß von Pferden begegnet, so haben wir in ihm nicht mehr die wilde Herde der Steppe; wir haben hier schon eine Pferde schule unter der Hand des einsichtigen Lenkers (der, selbst noch Schüler, am

Pferde schon Schule, Methode des Unterrichts übt) in demselben Sinne, in welchem es Baumschulen unter der Hand des Försters oder Gärtners giebt. Wir haben hier Natur und doch nicht mehr bloß Natur. Und obwohl auch das Pferd ursprünglich in der Wildniß zu Hause ist, welche Unzahl von Weltrichtungen knüpft sich an seine Existenz! das Pferd vermittelt alle Fernen des Festlandes. Es ist überall gesucht, es ist Welt-Handels-Artikel in jeder Zeit, es ist einer der nützlichsten Gegenstände auch der civilisirten Völker, der Träger des Geschäfts und der Communikation. Wie man das Kameel das Schiff der Wüste genannt hat, so ist das Pferd das Schiff der Culturländer, wiefern es noch immer die Bewegung vermittelt, obwohl durch Eisenbahn überflügelt, doch gewiß nie verdrängt. Es dürfte das Pferd sogar unbedingt nutzbar befunden werden; denn wenn wir daran denken, daß in unserm socialen Zeitalter sich sogar Gesellschaften der Hippophagen gebildet haben, so könnte es wohl kommen, daß die Stutenmilch binnen Kurzem nicht bloß als gesund, sondern auch als wohlschmeckend von anderen Vereinen befunden und gepriesen würde.

Nun ist es sehr charakteristisch, daß Felix sich dem Ackerbau abgewendet, und jener nomadenhaften Weise mit dem Pferde zugekehrt hat. Dieß stimmt ganz mit dem überein, was wir früher über Felix erörtert haben. Allerdings ist hier nirgend das Nomadenleben in der strengsten Bedeutung zu nehmen, vielmehr in Verbindung mit den schönsten Culturständen zu denken. Aber Felix als brausendes Naturkind, in dem dieß Feuer wilder Kraft nie gebändigt wird, und auch schwerlich nach der weisen Einsicht der Erzieher ganz gebändigt werden soll, da er wohl kaum Beruf zum Landbebauer oder Kaufmann oder Künstler oder Gelehrten hat, Felix kann sich nirgend so in seinem Element fühlen als auf fliegendem Pferde. Wie er hier Wilhelmen auf einem der Rosse gleich am Anfange begegnet, in Mitte des ganzen, jetzt haltenden Pferdetrupps, schon den Jüngling verrathend und den kundigen Pferdebändiger, in bestimmterem Zug des Gesichts, in festem, fast keckem Anschluß des Körpers an das edle Thier, so würde dieses Wiedersehen zwischen Vater und Sohn in unserm Romane, der für Gegenwart und Zukunft von so großer Bedeutung ist, ein allerliebstes Genrebild abgeben, welches wir hiemit unsern Malern bestens empfehlen. — Auch wiefern nach dem Früheren Felix in einer tiefliegenden Verwandtschaft mit Euphorion im zweiten Faust sich befindet, und also auch Byron, den edlen Dichterlord, mittelbar reflektirt, auch in so fern ist Felix als Rossetummler ganz auf seinem Platze. Daß aber Byron Pferde liebte, und die wildesten am liebsten ritt, ist eben so wohl aus dem zu erklären, was wir über Felix bereits vorausgeschickt haben, als es auch an sich schon der Ausdruck ist für das Jähe, das Tollkühne,

wie Schöne und Erhabene der Byronschen Dichter-Existenz. Wiefern daher Byron Züge des Homerischen Achilleus hat, so könnte man mit Anspielung auf den Lehrer des Achilleus, Chiron, den die Mythe halb Mensch, halb Pferd abbildet, und Byron, der als Rossetummler mit dem Pferde eins wird, in dem Reime Chiron und Byron (wenn man den Namen deutsch spricht) einen tiefsinnigen Sprach-Scherz entdecken. Und was Byron's Aehnlichkeit mit dem antiken Achilleus betrifft, so wären auch auf Byron, wie er in Griechenland seinen Untergang findet, jene elegischen Worte des Dichters mit einiger Abänderung anzuwenden, welche dieser von Chiron dem Achilleus zurufen läßt: „O Sohn der Thetis, dich erwartet das Land des Assarakus, das der kalte Skamander und der schlammige Simois durchschneidet. — Von da haben dir die Parzen die Rückkehr abgeschnitten, und auf dem blauen Rücken des Meeres führt deine Mutter dich nicht zurück! — Darum vergiß der Sorgen beim Wein und Saitenspiel, und verscheuche den Kummer durch süße Gespräche!“

Indem Felix, nachdem der Vater sich vielfach von seinem Fortschritt überzeugt, in der Flüchtigkeit seines Wesens verschwindet, und von dem Aufseher durch einen schrillen Pfeifenton, in welchen viele andere einfallen, eingeholt werden soll, so kommt etwas in unser Gefühl, was uns diese ganze Umgebung nicht recht geheuerlich erscheinen läßt. Auch haben wir richtig gespürt, denn wir sehen uns, indem wir weiter rücken, in dem endlosen Gewühl eines allgemeinen Handels, den wir nur geradeswegs als Pferdehandel ansprechen dürfen, aber ein Pferdehandel im größten Styl, wie ihn die Wallachei, einzelne Punkte des russischen Reichs, besonders Orenburg und Astrachan außerdem Arabien aufzuweisen haben. Wir sehen und hören hier Menschen von den verschiedensten Nationen und vernehmen Sprachen, die wir noch nie vernommen haben, und wie das alles uns zwar die Weite dieser pädagogischen Provinz vergegenwärtigt, so finden wir doch auch eine Bestärkung unserer Beklommenheit, denn nichts beengt den Menschen mehr, als sich von Sprachen umtönt zu hören, die er nicht versteht. Dieses ist ein Mangel, den die Weltbildung fortschaffen soll, und die großangelegte Erziehung unserer Provinz schafft ihn auch fort. Wir hören zu unserem Erstaunen, daß im Laufe des Jahres bei der langen Muße des Pferdehütens Sprachen der verschiedensten Art hier betrieben und geübt werden, und daß man sie später beim Zusammentreffen mit Leuten aus den verschiedensten Ländern in lebendigen Verkehr umzusetzen weiß. Alle Dolmetscherei ist nun unnöthig geworden, mit ihr alles das unmöglich, was sich des Unholden daran knüpfen mag, alles Gaunerwesen, aller Betrug, wie beide auf dem Wege der Sprachtäuscherei zur Roßtäuscherei im buchstäblichsten Sinne werden, und

daraus in die abscheulichsten Frevel übergehen können. Uebrigens ist auch hier das Princip: vor allem in Einem Fache tüchtig! festgehalten, und die Entscheidung für Eine Sprache Jedem anheimgestellt.

Wie nun das Pferd, als allgemein beliebter Handelsartikel, als Gegenstand des Welthandelverkehrs, alle Fernen und Völker vermittelt und in Verbindung erhält, so vermittelt auch eine allseitige Sprachkenntniß alle Fernen und Völker, und so knüpft sich an das Pferd ganz natürlich die lebendige Polyglotte aller Sprachen — zunächst als bloßes Vehikel der Verständigung im Interesse der Nützlichkeit und Sicherheit — wo denn also das Hirtenleben gleich in die ganze Weltweite der äußeren Cultur ausmündet, später aber auch der Weg sich bahnt zu immer höheren Culturstufen des Innern der Provinz und ihrer Heiligthümer für den, der dazu Beruf und Weihe hat. Dem gemäß sehen wir, nach der vom Dichter mehr angedeuteten als ausgeführten Darstellung, indem die verschiedenen Culturhöhen nach einander, gleichsam nach dem lebenden Colorit der Natur, sich abstufen, nach Farben und Formen sich abschattiren, die Landschaft einen immer anderen Charakter annehmen, je weiter wir in das Innere der Provinz gelangen. Wir dünken uns wieder, wie all' das an uns vorübergeht und wir an ihm, auf einem anderen Weltkörper zu sein, welches denn auch in Wahrheit den tieferen Sinn hat, daß unser Planet durch Umschwung der Cultur allmählich wirklich ein anderer wird.

Haben wir früher schon auf die Empfänglichkeit des Pferdes für Musik hingewiesen, so finden wir nun auch in dem Roman selbst in Erwähnung gebracht, daß auf dem großen Markte, im Gewirre aller Sprachen der Welt, zwischendurch Musik zu hören gewesen sei. Es heißt ausdrücklich: „dazwischen tönt auch der lebhafte Schall wirksamster Blasinstrumente und alles deutet auf Bewegung, Kraft und Leben."

Indessen scheint diese Musik fast mehr in Signalen und Fanfaren zu erklingen, wenigstens mehr rauschend und lärmend zu sein, als in Ausführungen musikalischer Kunstwerke zu bestehen; sie scheint gar sinnreich auf die Art der hier herrschenden Hantirungen berechnet zu sein; sie gewährt ein Accompagnement der hier sich offenbarenden Kraft, der Lust und des ganzen Handelverkehrs; sie ist eine wilde, durch harmonisches Durcheinander von schmetternden Krafttönen imponirende kriegerische Musik — sonst in der Provinz wie alles Militärische nur als künstlerische Darstellung neben anderen Tonstücken vorkommend, wie wir gleich sehen werden — so daß sie den Sinn vieler hier verkehrenden Ausländer trifft, und auch einer Natur wie der unseres Felix ganz und gar aus der Seele genommen sein mußte, so wie sie nebenbei noch den musikalischen Rhythmus des Pferdes erweckt. Auch wird durch die hier

lärmende Gegenkraft wilder Fanfaren das überhand nehmende Sprech- und Schrei-Tosen des Weltmarkts um etwas gedämpft, schon indem einige Zuhörer aus der dichtgedrängten Menge gewonnen werden, die nun hören statt zu lärmen. Kurz, dieser ganze Verkehr hier ist ein Volksfest, und ist das für die sonst hier herrschende Stille im Laufe des Jahres, was für eine nordische Seestadt die Zeit des sommerlichen Handels ist, wo der Hafen mit allen Häfen der Welt die Einwohner in Verbindung bringt. Wie bildet und erfrischt das alles hier alt und jung! Die bedeutendsten Trachten aller Zonen, die buntesten Sitten, die seltsamsten Erzählungen und Schwänke aller Orten. Sogar Militärs sieht man in den eigenthümlichsten Uniformen; sie kommen zur Remonte. Eine Mannichfaltigkeit der Gestalten, der Physiognomieen, die den Künstlern der Provinz Anschauungen und Aufgaben für ein Jahr, ja für ein ganzes Leben zuführen.

Wir entfernen uns von diesem Gewühl und schreiten dem Innern des Landes zu. Hier wartet unser nun auch die Unendlichkeit einer ideelleren Welt, die am wenigsten der Gestaltung ermangeln wird. Wie reich überhaupt die Uebergänge in dem Leben dieser pädagogischen Ansiedelung! Welch' ein Umfang des Daseins und seiner Bildung vom Pferde bis zum Menschen, von der Frömmigkeit zu der das Pferd aus der Wildheit erzogen wird — wie man ja sagt: ein frommes Pferd — bis zu jener Frömmigkeit der drei Ehrfurchten, zu denen die Jünglinge hier heranreifen! Ein Umfang der Wesensreihe und ihrer Metamorphosen, durch die Kluft zwischen dem Thierischen und Menschlichen getrennt, von der Pferdekraft bis zu den Heiligthümern und also der Gotteskraft.

Indem wir in unserer Provinz in den Kreis der höheren Cultur treten, knüpft diese doch an, so weit es möglich ist, an die eben verlassene Region. Auch, wo wir jetzt sind, finden wir ein Fest, aber ganz anders wird es begangen. Auch hier finden wir Musik und zwar eine Instrumentalmusik im größten Styl mit zwei Orchestern, einem größeren und einem kleineren; jenes für die Geübteren, die Muthigeren; dieses für die Schwächeren, die Befangneren. Jene verhalten sich ausübend, diese sind ganz Spannung, ganz Hingebung, werden jedoch oft plötzlich von Vertrauen und Begeisterung erfaßt, um nun auch das Weite zu suchen, wie junge Vögel etwa, die, noch nicht flügge geworden, nun sie die älteren fliegen sehen, ebenfalls die Flügel schon heben und immer stärker heben, bis sie im Moment sie lustig entfalten, und nun im Blau des Himmels verschwinden. Vergl. S. 157.

Die Instrumentalmusik schließt sich aber in so fern, obwohl mit ihr die Sphäre der hier waltenden höheren Bildung beginnt, an die frühere noch an, als auch sie an die Kraft sich anlehnt, aber die Kraft

der Töne nun schon künstlerisch und zwar zu Symphonieen vollendet. Auch hier also ist die Musik — was wohl beachtet werden muß — Instrumentalmusik. Beginnt nun mit dieser Region die Schöpfung einer höheren Cultur, also die Bändigung der Kraft, der Wildheit der Natur durch den Geist zu einem Kunstwerk von Tönen, so kann dieses Schaffen aus chaotischer Wildheit, aus bloßen Elementen sinnlicher Naturkraft durch nichts mehr vergegenwärtigt werden als eben durch Instrumentalmusik, wie sie auch dort auf dem Weltmarkt unter Menschen und Thieren schon vorkam, aber dort als lärmende, hier als sanftere, gesetzmäßig organisirte Ton=Gewalt; dort als Signal und ausgelassene Fanfare, hier als Symphonie und musikalisches Kunstwerk überhaupt. Und in der That kann die Instrumentalmusik, künstlerisch ausgeführt, uns ganz besonders die Schöpfung, das Werden einer geordneten Welt zu Gehör bringen. Daher sieht man auch auf Bildern Engel mit Pausbacken, die man sich als Gott repräsentirende Elohim vorzustellen hat, aus den Wolken mit Blasinstrumenten auf die Erde herniederschauen. Die Haydn'sche Schöpfung würde schwerlich bloß gesungen werden können. Die Instrumentalmusik bedient sich der Körper (also der Sinnlichkeit) welche ihr zunächst noch Masse, gleichsam noch Chaos sind, des Metalles, des Holzes, der Saite, um die irdische Körperwelt zum Ausdrucke der Gefühlswelt, des Ideenhimmels durch Töne zu machen. Der Instrumentalmusiker bläst den Körpern seiner Instrumente einen lebendigen Odem ein, und siehe da sie werden durch die Seele des Tons gleichsam zu seines Gleichen, sie werden seine Ebenbilder, denn sie sprechen seine Affekten, seine Begeisterung aus, und aus den Körpern, aus dieser Hoboe, diesem Waldhorn, dieser Flöte ersteht ein Geisterreich. Die Möglichkeit des Tons ist die dem einzelnen Instrument zu Grunde liegende Seele. Die Möglichkeit ist zwar etwas Abstraktes, aber die Seele ohne den Körper ist auch etwas Abstraktes, und erst wenn der Musiker als Schöpfer in das Instrument seinen lebendigen Odem hineinbläst, erhebt er jene Möglichkeit zur Wirklichkeit, und die Seele wird nun in Verbindung mit dem Instrument Geist und zwar hörbarer Geist der Musik. Der Ton wird gleichsam Mensch, während er früher nur jenseitiger Gott war. Oder der Instrumentalmusiker vollzieht solchen schöpferischen Proceß durch Streichen bei der Violine, durch Anschlagen bei der Harfe, durch Manipulation, indem er die Schwingung seiner Nerven, welche durch die musikalische Begeisterung erregt worden sind, den Nerven, das heißt den Saiten der Instrumente, mittheilt, wie ja auch wirklich nervus die Bedeutung von Sehne, von Saite hat. Kurz die Instrumentalmusik vergegenwärtigt uns besonders dadurch das Schöpferische, die

Schöpfung, daß sie die Körper selbst als Mittel, nämlich als Instrumente behandelt, um den Geist hörbar erscheinen zu lassen.

Doch auch innerhalb dieser ersten Region höherer Cultur ist schon wieder der Fortschritt wahrzunehmen zu dem Triumphe sanfterer, stillerer, um so nachhaltiger Gewalten. Denn wenn die Instrumentalmusik als Kunstwerk zwar schon alles Wilde gebändigt hat, und in keiner Weise mehr der bloßen Nützlichkeit oder Bravour dient, um durch Kraft zu imponiren, dennoch aber immer noch so sehr an die frühere Sphäre der Kraft und des Kriegerischen anstreift, daß sie auch dieses als Kunstwerk darzustellen vermag, z. B. in dem süß erschütternden Rausch einer Janitscharenmusik, wo wir in dem Beckenschlag immer noch den Ansatz zur Wildheit hören, wie wir an der Muhamedsfahne ordentlich noch das Symbol der früheren Sphäre, die beiden Roßschweife, erblicken, als Erinnerung an das Pferd, an das Thierisch-Menschliche jener Region; so wird der Fortschritt innerhalb der Sphäre, in der wir uns jetzt befinden, dadurch bemerkbar, daß sich die Menschenstimme in die Instrumentalmusik mit einlegt, gleichsam der Mittel- und Höhe-Punkt der ganzen Instrumentalschöpfung, indem der Künstler nun noch mehr als früher in dem Instrumente sich selbst erreicht, da er seinen Odem aus- aber auch wieder einathmet, und zwischendurch den gesungenen Ton hörbar macht, den reinsten Ton der in aller Musik möglich ist; so daß in diesem musikalischen Aus- und Einathmen des singenden Künstlers der Mensch als Geist (πνευμα) sich mit sich selbst zusammenschließt, seine Affekten, seine Begeisterung zwar gegenständlich macht, aber nun auch beruhigt zu sich selbst wieder zurückkehrt. Die Menschenstimme — ihr Instrument ist der eigene Körper, die Kehle des singenden Individuums — ist daher hier der am Ende der Schöpfung, als ihr Letztes und Höchstes, hervorgehende Mensch.

Wenn demnach die Instrumentalmusik die Schöpfung beginnt und fortführt, so wird sie durch die Menschenstimme erst vollendet und zugleich überwunden. Wenn die Instrumentalmusik dadurch hervorgebracht wird, daß der Mensch dem was in der Sinnenwelt außer seinem eigenen Körper beweglich ist, dem Metall, dem Holz, der Saite, dem Glase in der Harmonika, dem Stroh (und woraus wäre nicht die Süßigkeit des Tones zu gewinnen, wie man aus den verschiedenartigsten Dingen Zucker gewinnt) den Ton entlockt; so leistet sie doch erst dann das Höchste, wenn der Mensch das was unmittelbar an ihm, auf seinen Willensakt beweglich ist, wenn er das Organ seiner Stimme, seinen eigenen Körper zum Ton erregt, und so seinen Odem unmittelbar als Geist erscheinen läßt, womit freilich die Instrumentalmusik als solche bereits abbricht.

Es ist daher in den Wanderjahren sehr sinnvoll von Göthe bedacht worden, daß der Gesang der Instrumentalmusik nicht fehlt, daß er nicht,

getrennt von ihr, bloß in einer anderen Region vorkommt. Daß aber der gesungene Ton die Musik der Instrumente hier nicht im eigentlichsten Sinne beschließt, so daß nach seinem Aufhören die Instrumente auch schweigen, kann in keiner Weise unnatürlich befunden werden, da es einmal die durchgeführte Symphonie gerade so mit sich bringt, dann jedoch deutet diese Anordnung auch noch darauf hin, daß der Mensch in der Schöpfung, also in Mitte der anderen Wesen existirt, daher die Ehrfurcht vor dem was ihn umgiebt.

Nun darf aber der Fortschritt der Cultur, nämlich der Erziehung zur Cultur, in der pädagogischen Provinz nur so genommen werden, daß man von den Kräften der bloß vegetativen und animalischen Natur zur Geistigkeit und ihres Ausdrucks aufsteigt, von der grasbewachsenen Pferdetrift bis zu den Heiligthümern, diesen letzten und höchsten Enthüllungen des Geheimnisses der Menschenexistenz; nicht aber darf der Fortschritt so genommen werden, als wenn etwa in der Aufeinanderfolge der künstlerischen Darstellungen in unserer Region irgendwie eine Rangordnung der Künste angedeutet werden sollte. Denn die Künste sind alle gleich in ihrer Würde.

Wenn wir daher in unserm Revier an die Musik die lyrische Dichtkunst sich anschließen sehen, so geht dieses offenbar aus der Natur beider Künste und noch besonders aus der Art der lyrischen hervor; so wie es eben so natürlich ist, daß des Tanzes hierauf Erwähnung geschieht, da dem Menschen, wie etwa in der Oper, fast unwillkürlich der schöne Rhythmus der Töne und der Worte in die Glieder fährt, und er eben zu tanzen beginnt. Ja es wird eine Andeutung gegeben, die uns diese heilige Uebung und Ausübung der Cultur, dieses heilige Geschäft der Erziehung zu den verschiedenartigsten Thätigkeiten wie ein fortgesetztes Fest der menschlichen Existenz, wie einen Festzug, über die ganze Provinz fortgeführt, erscheinen läßt, außer dem heutigen besonderen Feste, indem es heißt: „Die Sänger die man hier findet sind meist selbst Poeten. Auch der Tanz wird in seinen Grundzügen gelehrt, damit sich alle diese Fertigkeiten über sämmtliche Regionen regelmäßig verbreiten können."

Wieder kommen wir in ein ganz und gar anderes Gebiet, welches die Architektonik durch die schönsten, eben so bequemen wie großartigen Gebäude geziert hat. Wir treten in die Sphäre der bildenden Künstler. Jedes unserer heute bestehenden Ateliers ist gegen diese Wohn- und Arbeitsstätte der Skulptur, gegen diese Stadt schaffender und im Schaffen still andächtiger Genien eine unansehnliche Lokalität, ein vereinzelt dastehendes Haus, ja nur eine einsame Kammer, in der die göttliche Kunst nur wie zufällig, nur wie dem Nützlichkeitstreiben des Tages für kurze Zeit abgerungen wird. Hier dagegen in dieser Stadt der Künstler waltet Tag aus Tag ein, Jahr aus Jahr ein wie ein leiser, gleichmäßiger Pendelschlag

die bildende Kunst, dieses feinste aller Handwerke, wenn wir sie einen Augenblick so nennen dürfen, da der Künstler zwar auch mit der Hand arbeitet, aber von innen heraus, aus dem Heiligthume der Unsichtbarkeit des Geistes heraus; so daß er nicht Schläge, Stöße seinem Stoffe giebt, bei denen es auf das Quantum der Kraft wie etwa beim Zimmerer, beim Grobschmied ankommt, sondern auf jenes stille Mysterium, auf jenes tiefsinnige Sinnen, auf jene unendlich nüancirte Mäßigung, in deren Besitz eben nur der Genius ist, um schon vorher die Hand selbst, und dann durch den Stoß auch den Marmor, zu durchgeisten, ein Fluidum durch Hand und Marmor hindurchzuströmen, durch welches sofort das harte Material ohne irdisches Feuer erweicht, die rauhe Form geglättet wird, und der Hauch der Anmuth, die Majestät der Gottheit, über die starre Masse zuckt und sich zuckend erhält. Sehet nur einmal dem in den Stein wie versunkenen und doch rüstig fort arbeitenden, seligen Bildner zu, wie er den Meißel führt, wie er ihn tausendfältig senkt, einbohrt, dreht, schiebt, zieht, schwingt, und doch — wer sagt, wie er es macht, daß, indem Stück auf Stück fällt, ohne daß je zu viel fortgeht, indem er aber auch Schläge anbringt, die nichts zu verändern scheinen, indem er über die Fläche mit dem Meißel gleitet, weich wie mit dem Flaum einer Feder, dennoch unter der Hand aus dem Block, dem Stumpf ein Gesicht, eine Gestalt sich erhebt, welche dem Jenseits der Sinnenwelt in dieser Verklärtheit gehört, und eine Wahrheit und Wärme des Lebens offenbart, eine Schönheit der Formen uns entgegenträgt, daß wir nicht wissen, ob wir im Himmel oder auf Erden sind!

So stellt sich uns hier im Roman der reizende Contrast dar zwischen dem kaum vernehmbaren Stillleben des bildenden Künstlers und dem derberen Verfahren der ersten Steinarbeiter und der Zimmerleute, deren Hämmer wir von draußen hereinschallen hören, ein Contrast dessen große Momente sich zu einander verhalten wie die stillen, fast nur ideellen Mächte des Geistes zu den lauten und oft tobenden der physischen Existenz.

Für die Kunst der Erziehung von Wichtigkeit ist unter andern auch dieß, wie hier in der Stadt der bildenden Künstler völlig gleichzeitig Erziehung geübt, Unterricht in der Kunst ertheilt, und doch das Kunstwerk dabei hervorgebracht wird. Dieß ist eine Seite, welche schon am Handwerk in seiner Art beachtenswerth ist, Bewunderung verdient, und wieder darauf hindeutet, daß das Handwerk in einem tief liegenden Zusammenhange mit der Kunst steht. Es hat nämlich etwas Geheimnißvolles für den Laien, zu sehen, wie der tüchtige Meister eines Handwerks es möglich zu machen weiß, daß nichts verpfuscht, daß etwas Ausgezeichnetes geleistet, und doch dabei der Lehrling auch unterrichtet werde; zumal da, wo keine Zeit zu verlieren ist, wo das Material einen zu bedeutenden Werth hat, als daß die Arbeit Preis gegeben werden könnte, um statt ihrer eine neue zu unternehmen. Und

doch weiß es der tüchtige Meister zu bewerkstelligen, nämlich daß er zugleich unterweist und doch auch hervorbringt. Und der Lehrling wird wieder ein solcher Meister, der wieder seinen Meister bildet, und so in's Unendliche fort. Aehnlich, nur in einer freieren, unendlich schwierigeren Weise, ist es in der Kunst. Auch in unserer Stadt der Künstler wird beides zugleich geleistet, weil der anleitende und selbst arbeitende Künstler für beides Genie hat, und also in seinem Fache im wahren Sinne des Wortes ein Meister ist.

Wie sich der wahrhaft religiöse Mensch, der nicht bloß so einen leichten Anflug von gutem Herzen hat und einige Scheu vor dem Unsichtbaren, sondern der in jener steten Ehrfurcht und Bewunderung des Weltalls und seines Schöpfers lebt, die früher sind geschildert worden, wie der sich nie verachtend gegen die wahre Kirche verhält, da er sie vielmehr durch seine eigene Religiosität mit constituiren hilft, und wie dasselbe vom Denker im Verhältniß zum wissenschaftlichen System, vom Patrioten im Verhältniß zum Staate gilt; ganz so verhält sich der wahre Künstler zu dem, was man Schule nennt. Er am wenigsten verachtet die Schule, weil er selbst ursprünglich der Stifter dessen ist, was Schule in der Kunst heißt, nur daß jeder kommende Genius die Schule um ein Bedeutendes vorwärts bringt, und dadurch selbst wieder Schule stiftet, während gerade der Dilettant, oder nun gar der Pfuscher jede Schule verachten, und nun in's Wilde bloßer Natur und vermeinter Sicherheit der Anlage hinein arbeiten.

Aus der Art dagegen wie vom Künstler die Schule anerkannt, wie von ihm Unterricht ertheilt wird — und es ist dieses auch auf Erziehung überhaupt anzuwenden — entsteht jene merkwürdige Sicherheit in der präcisesten Beobachtung der Regel, des Gesetzes und doch auch der Anerkennung der Natur, des Gewährenlassens der Freiheit; so daß der Meister dem Schüler zwar nicht ein Haar breit erläßt, die vorgeschriebene Richtschnur einzuhalten, bis auf das Was des Hervorbringens und das Wie der Hantirung, um das Stoffliche, Mechanische mit Dynamischem zu verbinden und zu durchdringen, aber sich auch höchlich daran erfreut, wie die Eigenthümlichkeit der Natur in dem Lehrlinge mitwirkt, und sich schon jene Freiheit regt, welche die Regel als ihr eigenes Gesetz erkennt, jedoch auch den Bereich der vorhandenen Ueberlieferung einst weiter führen, und Schule in umfassenderem Sinne bilden wird. Die Sicherheit des also waltenden Meisters entspringt daher aus dem präcisen und zugleich heitern Verfahren, welches das Bewußtsein eines unerschöpflichen Quelles der Erfindung mit der größten Behutsamkeit in der Wahl der Mittel, mit gründlicher Kenntniß und gewandter Ausübung verbindet. In aller wahren Kunst, auch in der Kunst des Unterrichts, müssen somit Luxus und Oekonomie

zugleich und fortwährend ausgeübt werden, wie auch die Natur stets beide ausübt. Die Hauptbedingung ist die, es muß einer da sein, der um jenen Reichthum etwas weiß, ihn selbst hat, der also Genialität oder doch wenigstens Geschmack und Kenntniß besitzt, um auf den Lehrling also zu wirken, daß dieser das Wie des Verfahrens kennen lernt. Jener Reichthum ist das, was wir Luxus nannten, dieses Wie des Verfahrens ist eben Oekonomie.

Man kann das alles an der Sprache nachweisen, um das Nachgewiesene wieder auf dasjenige anzuwenden, was in der betreffenden Stelle unseres Romans über das Verfahren der bildenden Künstler gesagt wird. Es ist traurig anzusehen, wenn Jemand die Sprache so behandelt, und auf die Weise gar auch noch ein Gedicht hervorzubringen wähnt, daß er die Blüthe der Schönheit von ihrem lebendigen Keime abtrennt; daß er mit allen bereits vorhandenen Pracht-Wörtern Parade macht, um, wie er meint, nun auch die Schönheit selbst zu Tage zu fördern, und auch die Herrlichkeit der Gedankenwelt aufzuschließen. Er merkt nicht, daß er dabei gerade umgekehrt zu Werke geht, wie er eigentlich zu Werke gehen sollte. Statt von dem Gedanken auf die Sprache zu kommen, kommt er von Worten eigentlich zu gar keinen Gedanken, sondern wiederum nur zu Worten und Wörtern, denn was er von Gedanken herbeibringt, das haftet den Wörtern und ihrer Zusammenstellung herkömmlich schon an. So ist denn auch jene Pracht nur Wortschwall, und was bei dem wahren Sprach-Genie unerschöpflicher Reichthum, Ueberfülle des Lebens, Luxus von vorn herein ist, das ist dort wieder nur Wortgemengsel, welches einen Sprachschatz vortäuschen will, in dessen Besitz der Täuschende selbst gar nicht ist, weil er nicht im Besitze von Gedanken sich befindet.

Dagegen nun tritt in dem wahren Sprachkünstler beim Beginne der Produktion im Processe des Gedankens ein Verfahren ein, welches sich in die Herrlichkeit des Inhalts dermaßen vertieft, daß die Form darüber einstweilen vergessen wird. Aber mit der Anschauung der Wahrheit oder der Schönheit mittelst jener Vertiefung ergiebt sich nun auch die eigentliche Natur des Gehalts in einer so speciellen Weise, daß sich dem Anschauenden auch das Wie der Offenbarung für Andere oder die Form völlig klar enthüllt. Jetzt erfolgt auf die Seligkeit der ersten Anschauung das schmerzvolle Ringen mit der Form, um sie auch äußerlich zu verwirklichen; das Gesetz, nach welchem in dem gegenwärtigen Falle verfahren werden muß, beginnt in Erfüllung zu gehen, der Organismus mit allen seinen Maßen der Gediegenheit und Leichtigkeit, der Schönheit und Anmuth setzt an, Gestalt zu gewinnen, aber die Schwere der Geburt selbst macht sich noch in ihrer ganzen Stärke geltend, ja das bereits Gestaltete geht noch einmal in das

Innere zurück. So wechseln Seligkeit und Schmerz beim Hervorbringen, bis Inhalt und Form sich innerlich gänzlich durchdrungen haben. Nun endlich tritt die eigentliche Seligkeit des Schaffens ein, jener stille, vorsichtige und doch durchaus sichere Proceß des äußeren Hervorbringens, der sich nicht mehr zurücknimmt, da der Künstler nun Herr seines Gegenstandes geworden ist. Auf diesem Wege, den man nur nicht nach der Reihe fester Stationen sich vorstellen muß, und dessen Ausgangspunkt die Genialität oder doch die Ursprünglichkeit des Künstlers ist, wird es möglich, daß das Hervorbringen eines Werkes nicht mehr dem Mißlingen, aber auch nicht dem Zufalle unterliegt. Was hier von uns zunächst dem Sprachkünstler zugetraut wird, ist auch die Weise, in welcher der bildende Künstler producirt, nach welcher er auch andere unterrichtet, und in welcher auch der pädagogische Künstler verfahren sollte. In dieser Methode reift die Form aus dem Gedanken, der Geist belebt von innen heraus die Masse, prägt ihr sein eigenes Gesetz auf, und Reichthum und Oekonomie verstehen sich nun eben so von selbst wie in der Natur.

In dieser Weise, modificirt durch die jedesmalige Aufgabe, wird auch in der pädagogischen Provinz von den bildenden Künstlern bei eigenem Hervorbringen wie beim Unterrichte verfahren. Daß ein so gewissenhaftes Vorwalten der höchsten Begabung und zwar im Sinne der Gemeinsamkeit und Nothwendigkeit erforderlich sei, giebt unser Roman zu verstehen, indem es S. 159 von Wilhelm heißt: „Unserm Wanderer fiel der Ernst auf, die wunderbare Strenge, mit welcher sowohl Anfänger als Fortschreitende behandelt wurden; es schien als wenn keiner aus eigener Macht und Gewalt etwas leistete, sondern als wenn ein geheimer Geist sie alle durch und durch belebte" (wie es auch bei der Ausführung etwa eines großen musikalischen Werkes von einem Orchester der Fall ist) „nach einem einzigen großen Ziele hinleitend. Nirgends erblickte man Entwurf und Skizze, jeder Strich war mit Bedacht gezogen, und als sich der Wanderer von dem Führer eine Erklärung des ganzen Verfahrens erbat, äußerte dieser: die Einbildungskraft sei ohnehin ein vages, unstätes Vermögen, während das ganze Verdienst des bildenden Künstlers darin bestehe, daß er sie immer mehr bestimmen, festhalten, ja endlich bis zur Gegenwart erhöhen lerne."

Für jeden anderen Künstler als den bildenden ist ein solches Verfahren, stets das Richtige zu treffen, allerdings noch schwieriger, zum Beispiel für den Musiker, am schwierigsten für den Sprachkünstler, wie denn jeder Mensch mit Tönen und Worten umzugehen von Natur schon berufen zu sein meint, da er ja singt, um seine Fröhlichkeit auszudrücken, und spricht, um sich zu verständigen. Dennoch sollte diese größere

Schwierigkeit auch hier überwunden werden, um der fürchterlichen Willkür zu steuern, die im Musikalischen und Sprachlichen beim Hervorbringen und Beurtheilen wahrzunehmen ist. Die bildenden Künstler sind uns hier Vorbild, wie ja auch die Natur oder vielmehr Gott in der Natur so bildet, im Grundgesetz ökonomisch, in der Ausbreitung scheinbar verschwenderisch, nie doch den Mittelpunkt verlierend, sondern in den ewigen Kreislauf des Lebens alles wieder zurückschlingend. Diese Macht des schaffenden, den Lebensstrom in seine Grenzen zurückdämmenden Gottes nehmen wir schon in der äußeren Beschaffenheit, in der Bewegung der Weltsphären wahr, welche die Geschöpfe bewohnen, wie ja auch in der pädagogischen Provinz die bildenden Künstler Gebäude inne haben, die selbst wieder Kunstwerke sind, und auch das Leben, die Arbeit und die Feier dieser Künstler, einen geordneten Kreislauf darstellt.

Fassen wir unsere bisherigen Erörterungen über die vorliegende Partie der Wanderjahre zusammen, um uns die eben so schöne wie reiche Didaktik des Dichters vollends deutlich zu machen — denn wir stehen hier an einer der tiefsten Quellen der Künstler-Weisheit — so gewinnen wir die Erkenntniß, daß beim bildenden Künstler alles auf die Anschauung der Natur ankomme, und zwar der Natur im Allgemeinen wie der Natur seines Gegenstandes, um mit der objektiven Gewißheit von der Anschauung zur Darstellung über- und Schritt vor Schritt weiter zu gehen, in der Abbildung der Natur keinen Fehltritt zu thun. Damit befindet sich keineswegs im Widerspruch, daß S. 163 dem Bildhauer wie dem Maler anfangs ein weiter Spielraum gegeben wird, denn es ist da erst von Versuchen die Rede. Es ist ein tiefer Doppelsinn in der Sprache, daß Natur einmal die Gesammtheit alles dessen ist, was realer Weise als Weltganzes existirt, aber auch das was die besondere Beschaffenheit eines einzelnen Gegenstandes ausmacht. Dieß beides ist Existenz im strengsten Sinne, nicht Schein, nicht Hirngespinnst, nicht Einbildung, sondern Wirklichkeit. Es könnte nichts existiren, was nicht so in doppeltem Sinne Natur wäre, auch das Kunstwerk nicht, wie wir schon in der Einleitung an Göthe's Bildungen selbst gesehen haben. Wir werden freilich gleich finden, daß zu Werken der Kunst noch etwas anderes hinzukommt. Nur das aber auch ist Kunstwerk, was, wie es dargestellt ist, auch physisch existiren könnte, wenn es auch nicht in der Natur so existirt. Der Apollo von Belvedere existirt nicht in der Wirklichkeit als lebendiges Individuum, welches athmete, ginge, spräche, aber in der Wirklichkeit existirt er dennoch, denn er ist naturwahr der ganzen Körperlichkeit nach, nicht in Betreff der Schönheit sondern der Gesetzmäßigkeit, der physiologischen Möglichkeit der Existenz. Wir sagen daher, wenn

wir auf die Natur uns verstehen, so oft wir die Werke der Halbkünstler betrachten, dieser Reiter könnte sich in der Wirklichkeit keinen Augenblick auf dem Pferde erhalten, denn das Thier ist am rechten Schenkel eine Lüge gegen die Natur. Eben so müßte das beruhigte Meer im Hintergrunde jenes Dorfes trotz aller Windstille des Farbenhimmels in der Wirklichkeit sich augenblicks über Dorf und Bewohner hereinstürzen, denn es ist in der Perspektive verzeichnet. Es ist ein großer Vortheil der bildenden Kunst, daß sie es vorzugsweise mit dem Realen zu thun hat; so kommt sie schneller zu der Sicherheit, die wir oben in Erwähnung gebracht haben.

Die Sicherheit der gestaltenden Kraft wird auch in anderen Künsten, sogar in der Sprachkunst in dem Grade gewonnen, als der Hervorbringende plastisches Talent hat. Darauf beruht auch zum Theil die Kunst der freien Rede, wenn sie sich bis zu wirklicher Gestaltung hervorhebt. Die Griechen waren gleich groß in der Skulptur wie in der Beredsamkeit, denn sie haben auch in der Rede gestaltende Naturkraft. Wie der bildende Künstler von der Wahrheit und Wirklichkeit der Existenz, von der schönen Leibhaftigkeit des Individuellen gedrängt wird, den Stoff so sicher zu hantiren, daß dieser die lebendige Wirklichkeit selbst wird; so muß der wahrhafte Redner den vorüberfliehenden Moment also ergreifen, daß er durch ihn Dauer erhält, wenigstens so lange um in dem Zuhörer nachhaltig zu wirken und Ueberzeugung zu befestigen. Dazu gehört, daß auch der Redner nicht taste, nicht hin und her schwanke, nicht experimentire und affektire, und daher nur scheine, daß er aber auch nichts zurücknehme, nichts sage zu bloßer Füllung, zu bloßer Zierde, vor allem nichts was verkehrt, schief, unwahr ist, was er nur nicht corrigirt, um sich nur nicht versprochen zu haben; sondern auch der wahrhafte Redner muß mit Sicherheit den Moment treffen, ihm lebenswahre Existenz geben.

Wir haben aber mit allem dem erst die eine Seite des Kunstwerks herausgestellt, nämlich die Naturseite, welche allein ein solches Produkt allerdings noch nicht zum Kunstwerk machen würde. Nur darin, daß ein solches Werk nicht bloß die Wahrheit der Natur, sondern auch den Geist in einem höheren Sinne, und zwar im Allgemeinen und doch in besonderer Gestalt, in sich trägt, daß es demnach ein Universum für sich ist, darin greift es in eine höhere Ordnung als die bloße Natur schon über (die ohne den Geist auch noch nicht Universum wäre) indem es zugleich den Gott offenbart, welcher der Schöpfer des Alls ist, und ihn in diesem besonderen Werke eben so vollendet offenbart, wie er sich selbst im Universum im Großen. Die Harmonie ist die eigentliche Schönheit des Kunstwerks, die Seele die überall und doch nirgend an einer Stelle vorhanden ist, aber nicht eine Seele wie

sie auch im Thiere schon wohnt, sondern wie sie den menschlichen Leib durchgeistet, Geist vom Geiste Gottes ist, so daß das Kunstwerk sogar das Bewußtsein im gewöhnlichen Sinne zwar selbst nicht besitzt, in einem höheren, mit dem Geiste der es durchdringt, aber allerdings, nur daß solches Bewußtsein vom Kunstwerk in den Schöpfer desselben, wie beim Weltall in den Schöpfer, wieder zurückfällt, wie es auch in allen denen specifisch beseligend sich regt, welche sich zur Anschauung des Kunstwerks erheben. Der hier eben in Erwähnung gebrachte Punkt, entsprechend einer bestimmten Partie in den Wanderjahren S. 159, ist der, in der alle Kunst mit der Religion, mit dem tiefsten Wesen der Andacht zusammentrifft. Denn das Kunstwerk geht aus der innersten Sammlung aber auch Erhebung zugleich hervor. Diese Concentration und Expansion des Künstlers ist seine Schöpfung wie sein Gebet, seine Arbeit wie seine Feier, seine Isolirung wie seine Hingebung an den Gegenstand, in all' dem seine Mühe und Seligkeit zugleich. Daher Stille, Friede, Verklärung mitten im Wirken, mitten im Geräusche der anderweiten Welt. Dieses tritt denn auch hinlänglich in der künstlerischen Thätigkeit hervor. Daher heißt es in unserm Roman: „sein" (des bildenden Künstlers) „Geschäft ist einsam; — jeder bildet im Stillen; — eine Feiertagsruhe waltet über dem ganzen Ort." So auch etwas später: „Ein bildender Künstler bedarf keines Festes, ihm ist das ganze Jahr ein Fest." S. 162. Göthe selbst war in diese Künstlerweihe nicht bloß als Dichter, sondern auch als Weiser, als Mensch fast aufgegangen nach dem, wie er sich in seinen Werken, wie in den Gesprächen mit Eckermann ausspricht.

So ergiebt sich denn auch hier wieder dasselbe Verhältniß des Geistes zur Natur wie dieses in der christlich-religiösen Weltanschauung zu voller Offenbarung gelangt, wie schon die Alten in ihrem Bereiche dem allen auf sicherer Spur waren, und es in einzelnen Beziehungen bis zur höchsten Meisterschaft ausübten. Im Christenthum wird alles das nur universell, indem alle frühere Bildung der Menschheit erhalten werden soll, auf daß sie jedem Einzelnen zu statten komme, aber auch weiter geführt, und vor allem mit der höchsten Sittlichkeit in Einklang gebracht werde. Kurz, die Natur hat hier noch keineswegs für sich eine Geltung. Sie soll erst zur Wiedergeburt gelangen; sie soll den Gottesgeist offenbaren; sie soll in jeder einzelnen Erscheinung Ausdruck des Ideellen, ein Tempel des Geistes werden, was der Künstler eben so gut an seinem Stoffe, welcher zunächst der Natur gehört, in's Werk zu richten hat, wie der wissenschaftliche Forscher, welcher die Natur zum Behufe der Wahrheit zu durchdringen berufen ist, wie sich ja auch das Leben des Religiösen bis zur letzten Verklärung eben in solcher Thätigkeit vollbringt. Die Praxis von all' dem wird in der pädagog-

ischen Provinz von Lehrenden und Lernenden geübt, und der religiöse als der erste und letzte Gesichtspunkt überall festgehalten. Solches erhellt auch daraus, daß hier beim Unterricht, bei der Ueberlieferung des Göttlichen, ja bei der Arbeit, um diesem neue Gestalten zu bereiten, stets der Wechsel stattfindet von einsamem und geselligem Thun, wie ja auch das Christenthum das Gebet im Kämmerlein empfiehlt, und doch zugleich auf ein großes Gemeindeleben hinarbeitet.

Diesen socialen Ausgang sehen wir denn auch an unserer Stelle sogleich die Thätigkeit der Künstler nehmen, in der Art wie sie sogar in dem produktiven Proceß auch durch Gegenseitigkeit sich zu fördern, und ein Gemeinsames darzustellen suchen.

Wie nämlich hier (S. 165) in Mitte der versammelten Künstler der verschiedensten Art sich die „kolossale Gruppe" erhebt, der gegenüber jene die mannichfaltigsten Standpunkte einnehmen, um nachbildend zu arbeiten, und dabei dennoch den eigenen Genius walten zu lassen, so daß dem Skulpturkünstler der Fachgenosse nachbildend sich anschließt, dem sich der Zeichner und Maler gesellen, dem sich sogar der Sprachkünstler verbindet, und doch das Bewußtsein um den Unterschied der Künste in ihrer Vereinigung ebenfalls hervortritt; so wird in diesem producirenden Zusammenwirken aller Künstler, zumal in dem nachfolgenden Liede, die ausübende Kunst förmlich dramatisch, freilich in einem anderen Sinne als jenem der Schauspielerbühne. Hier vielmehr wird ein Drama von den verschiedenartigsten Künstlern aufgeführt, welches die Thätigkeiten aller Atelier's handelnd zusammenschließt, und so den wahrhaft socialen Akt der producirenden Künstlerwirksamkeit, entsprechend der socialen Aufgabe unseres Romans überhaupt, ausdrückt. Wir gewinnen somit die Einsicht, daß auch der Künstler nicht bloß durch einsames, sondern auch durch gemeinsames Bilden sich und seine Genossen fördern solle, um sich nie einer anderen Kunst, nie der Nation, am wenigsten der Menschheit, zu entfremden. Dieß sociale Thun der Kunst wird schon S. 158 vordeutend ausgedrückt, wenn es heißt: „Hier komme alles darauf an, daß beide Künste" (Musik und Poesie) „jede für sich und aus sich selbst, dann aber gegen und miteinander entwickelt werden. Die Schüler lernen eine wie die andere in ihrer Bedingtheit kennen; sodann wird gelehrt wie sie sich wechselsweise bedingen und sich sodann wieder wechselseitig befreien." Ferner S. 164: „Man bemerkt, daß alsdann die Künstler sich weniger vertrauen, mit Gesellen und Kennern lange Conferenzen halten und dadurch wirklich schätzenswerthe, dauerwürdige Arbeiten hervorzubringen wissen." Eben so S. 165: „Mehrere Maler waren in einem Zimmer beschäftigt, ein munterer junger Freund erzählte sehr ausführlich eine ganz einfache Geschichte, so daß er fast eben so viele Worte als jener

Pinselstriche anwendete, seinen Vortrag ebenfalls auf's rundeste zu vollenden." Endlich die oben betrachtete Hauptstelle S. 166 u. f. f. — Hier tritt demnach in den Wanderjahren das sogar für die Kunst — wie vielmehr nicht für das Leben — in Anwendung, was die Gegenwart, freilich erst in den Beziehungen auf das Leben, auch wirklich vielfach bereits ausgeführt hat, die Potenzirung des Individuums durch Individuen, die Erhebung der individuellen Person zu einer höheren, weiter reichenden Persönlichkeit durch den Verein, durch die Gesellschaft, mit einem Worte durch die Association; wie denn auch in der That in den Wanderjahren die Kunst und das künstlerische Wirken selbst Urbild und Modell sein sollen für das anderweite Verhalten der Menschen, für das Gesammtleben derselben, wiefern es durch Religion und Sittlichkeit ein wiedergeborenes ist, da ja auch die Kunst als die Wiedergeburt und Verklärung der Natur bezeichnet werden muß. — Uebrigens könnte man hier beiläufig daran erinnern, daß auch Göthe zu Schiller ein solches Verhältniß des Vereintwirkens gehabt hat.

Es soll demnach diese großartige Praxis der pädagogischen Provinz in der Kunst des Zusammenarbeitens nach einem ausgestellten Modell auch in dem sonstigen Fortschritte der Bildung in Natur und Geschichte von der sich associirenden Menschheit angewendet werden, auf daß Kunst, Wissenschaft, Religion und der ganze Lebensverkehr durch solche Thätigkeit weitreichender gedeihen, als es bis jetzt der Fall gewesen ist. Es soll die Außenwelt der Natur in ihrer unendlichen Offenbarungsfülle von Künstlern, Forschern, Priestern und Geschäftsmännern, die ihres Berufes würdig ein förderndes Thun ausüben wollen, als eine fortwährende, unermeßliche Ausstellung betrachtet werden, um Studien daran zu knüpfen, Nachbildungen und eigene Schöpfungen daraus zu gewinnen, und keinen Moment für die Anschauung und Hervorbringung unbeachtet vorübergehen zu lassen. Denn aus der Weltwirklichkeit der Natur quillt der Reichthum der Ideen, über deren beginnenden Mangel, nachdem schon so viel producirt worden, nur diejenigen klagen, die nicht sehen, daß in dem äußerlich wahrnehmbaren Universum überall unendlicher Inhalt gegeben ist; daß sich hier überall gerade so Ideen ausprägen, wie sich Welten an Welten offenbaren, da die Welten im Kleinen und Großen nur ausgeformte Ideen sind. Wer daher über Mangel an Ideen klagt, der vernimmt die Welt nur eben nicht mit dem Geist, welche Wahrnehmung mit dem Geiste wir wohl am besten als A n s ch a u u n g z u m a l bezeichnen. Die ganze Materiatur des Universums ist als bloße Materie, als undurchdrungene, geistlose Masse allerdings der dunkle Grund in Gott, welcher Grund aber in seiner Formbildung schon die Folie abgiebt, die mit der hinzukommenden Idealität sogleich zum Spiegel wird, in welchem sich dem

schauenden Geiste die Gesetze, die Urwesen, sogar die späteren Gestalten alles Lebens abbilden, auf daß sie erkannt wieder dargestellt werden, und nun in der Menschheit im Besonderen eigene Schöpfungen entstehen. Wenn jene Association im Verhältniß zur Natur und Geschichte über die ganze Erde unter den Menschen sich constituirte — und sie wird sich constituiren — so würde die physische und psychische Existenz der Individuen, der Völker und der Menschheit eine ganz und gar andere werden, wie sie es bis dahin gewesen ist, und es würden nicht mehr Katastrophen der Grausamkeit, mit Unrecht bewunderte Systeme vernichtender Gewalten, die sehr zweideutigen Knotenpunkte des Fortschritts sein.

Die Stelle der Wanderjahre, welche wir so eben in Betracht ziehen, ist von außerordentlicher Wichtigkeit für die Art, wie das Pädagogische und Sociale zusammen in Anwendung gebracht werden sollen, um die Menschheit künftig in der That vorwärts zu bringen. Wir müssen uns daher erlauben, hier eine Gedankenentwickelung einzuschieben, welche obige Partie unseres Romans in ihrer ganzen Bedeutung erkennen läßt, um aus jenem Zusammenwirken der Künstler die Anwendung auf die Lebenskunst selbst zu gewinnen.

Es ist ein großer Irrthum, wenn viele meinen, das Sociale der gegenwärtigen Zeit sei nur auf die Nützlichkeit hin in's Werk zu richten, auf den größeren materiellen Gewinn durch größere gemeinsame Betriebsamkeit. Das Nützliche und die Wichtigkeit des Materiellen sind allerdings im Socialen am wenigsten zu übersehen. Wenn man aber an der bloßen Nützlichkeit und dem materiellen Vortheil schon genug hat, so trennt man wieder die Seele vom Leibe, arbeitet dadurch den Gegnern des Socialismus in die Hände, die es mit einer ganz abstrakten Geistesthätigkeit zu thun haben, und dabei doch einem materiellen Wohlsein, mehr als man glauben sollte, huldigen, indem sie sich dem Behagen an todtem, ausschließlichem Besitz, der völlig unverhältnißmäßig ist, hingegeben haben. Der wahre Socialismus hat darin eine universelle Aufgabe, und stimmt auch in dem Punkte mit dem Christenthum, welches den ganzen Menschen in Anspruch nimmt, völlig überein, daß beide ein größeres, durch Sittlichkeit bedingtes Wohlsein Aller, und zwar materieller und geistiger Art zugleich, in's Auge fassen. Denn allerdings damit das Geistige durchdringe, damit freie, gebildete Individuen und Völker erzogen werden, ist das Materielle in keiner Weise zu vernachlässigen. Das Christenthum spricht zwar die Armen selig, aber es sagt nirgend, die Einen sollen darben, auf daß die Anderen prassen, und die Darbenden sollen dennoch die Seligen sein. Freilich können und werden leicht die Darbenden die Seligen, die Prassenden die Unseligen sein, aber das Christenthum in

seiner göttlichen Gerechtigkeit ist weit davon entfernt, einen solchen Unterschied menschlicher Loose als Gesetz auszusprechen. Vielmehr, es sollen auch die Reichen nach der Seligkeit trachten, sie sich bereiten, und indem sie diese That zu ihrem Heil ausüben, wird dieses zuletzt in einer so stetigen Weise geschehen, daß die Darbenden, wenn sie sonst würdiger Art sind, nicht mehr darben, und die Prassenden nicht mehr prassen. Wenn nun die anderweitige Herausbildung menschlicher Anlagen auf allen Punkten der Gesellschaft hinzukommt, die Arbeit in allen Ständen, der Anlage gemäß, vertheilt ist, so wird dadurch allerdings die Ausgleichung jener entsetzenvollen Extreme erlangt, und so, nach dem gegebenen Modelle in unserer Provinz, das Kunstwerk des Lebens, d. h. die Wiedergeburt der menschlichen Natur, im weitesten Umfange zur Erscheinung gebracht werden.

Was die Cultur aller menschlichen Anlagen betrifft, so verhält sich auch die christliche Religion keineswegs neutral gegen die Entwickelung dessen, was noch außer dem Sittlichen im Menschen angelegt ist. Das Christenthum bringt vielmehr das Gesetz des alten Bundes: wandle vor mir und sei vollkommen nach allen Seiten in Erfüllung, weil es sonst mit der Forderung der höchsten Sittlichkeit im Widerspruch stünde. Das Christenthum hebt das Sittliche nur deßhalb vor allem hervor, weil dieses der Haupthebel der menschlichen Natur ist, um diese auch im Uebrigen der Versunkenheit zu entreißen. Der wahre Socialismus übernimmt seine Aufgabe, die Freiheit des Individuums zur Anerkennung zu bringen, und aus dem großen Bunde vieler Freien und ihrer Arbeit einen größeren Erfolg zu ziehen, den Zuständen der frühesten, christlichen Gemeinden, aber er geht dann sogleich auf alle Richtungen der Bildung ein, um das, was alle Jahrhunderte in der Cultur erarbeitet haben, für ein gemeinsames Wohlsein auszubeuten.

Doch wir müssen uns noch mit einem anderen Gegner, außer jenem auf den materiellen Gewinn bedachten, auseinandersetzen. Es ist der, welcher behauptet, der Mensch sei überhaupt nicht da auf Erden, um zu genießen; die Leiden welche den Einzelnen treffen, und sogar das Elend welches über Viele komme, habe einen zu genauen Zusammenhang mit der menschlichen Natur, mit der Bestimmung des Menschen auf Erden, als daß es je weggeschafft werden könne. — Diese Ansicht, obwohl sie anfangs den Ansatz nimmt, in die Tiefe zu dringen, springt doch sogleich zurück, und verläuft sich auf der Oberfläche der allerplattesten Gewöhnlichkeit. Es kommt diese Ansicht aus einer völlig einseitigen, und noch dazu kranken Religiosität her, und wir könnten sie mit Bezug auf jene materialistische die pietistische nennen. Die Materialisten gelangen aus dem Eigennutz des Besitzes zum Eudämonismus einiger Weniger, nämlich der Besitzenden; die Pietisten, obwohl

sie der Menschheit das Leiden zuweisen, gelangen aus einer mißverstandenen Gnadenwahl und einer sehr dürftig construirten Heilsordnung zum Pessimismus in Betreff Vieler und der Meisten, die nämlich ganz besonders zu vielen Leiden auserkoren seien, wogegen Andere von einem solchen Uebermaß verschont bleiben. Und dennoch kommt dieser Standpunkt auch nicht entfernt dazu, das menschliche Leiden in seiner Göttlichkeit, und damit als Sieg mitten im Kampf zu entwickeln. Und hierauf beruht denn der ganze Irrthum und das Gebrechen dieser pietistischen Ansicht.

Allerdings ist der letzte Zweck des Menschenlebens keineswegs der Genuß, schon weil der Genuß vergänglich ist, und ihm zuletzt Sattheit, wohl gar Uebersattheit folgt, eben so wenig wie der Mensch aber auch für das Elend geschaffen ist, da dieses jede Lebensentwickelung und zuletzt das Leben sogar selbst vernichtet, wenn wir bedenken, daß dem Elend Hunger und Verzweifelung angehören. Daher ist denn auch weder bloßes Glück noch Unglück, weder Lust noch Unlust der Zweck des Menschenlebens. Wenn aber schon in der Lebensweise der heidnischen Völker, und zwar in den edelsten, freiesten am geordnetsten, in den despotisch regierten am mangelhaftesten, das Dasein in der doppelten Art von Arbeit und Feier, von Werkthätigkeit und Fest sich gliedert, und wenn auch in der Schöpfungsgeschichte der Mosaischen Urkunde wie im christlichen Jahr dieses Doppelte als ein heiliger Verlauf des göttlichen und menschlichen Lebens hervortritt, so erhellt aus dem allen, daß in dem Bewußtsein der Menschheit die Arbeit keineswegs in sich selbst, oder in dem Nutzen, den sie schafft, ihr Genüge findet, sondern erst in der Feier ihre Befriedigung erreicht, obwohl diese sogleich auf's Neue in die Arbeit einlenkt, wie diese wieder in jene übergeht. Und noch mehr als das. Es entsteht eine Durchdringung beider, so daß der Feiernde nicht nichts thut, und der Arbeiter nicht bloß gedankenlos im Joche schleppt, sondern der Gedanke die Arbeit weiht, wie die Arbeit den Gedanken verwirklicht. Der alttestamentliche Standpunkt faßt dieses schon für alle Zeiten, gleichsam als den ewigen Pulsschlag der Existenz, der göttlichen und der menschlichen, auf's Herrlichste zusammen; er drückt damit in seiner Weise die: 'εργα και ἡμεραι des griechischen Dichters wie in einem Gottesgedicht gesetzgebend und prophetisch für alle Zeiten schon aus, und bringt so Theorie (zugleich im Sinne von Anschauung) und Praxis lebendig zusammen, in Stellen wie: „Und Gott sahe an alles, was er gemacht hatte: und siehe da, es war sehr gut. Da ward aus Abend und Morgen der sechste Tag. — Und also vollendete Gott am siebenten Tage seine Werke, die er machte, und ruhete am siebenten Tage von allen seinen Werken, die er machte. Und segnete den siebenten Tag, und heiligte ihn darum, daß er an

demselben geruhet hatte von allen seinen Werken, die Gott schuf und machete." — „Im Schweiß deines Angesichts sollt du dein Brod essen." — „Sechs Tage sollt du arbeiten, und alle deine Dinge beschicken, aber am siebenten Tage ist der Sabbath des Herrn, deines Gottes, da sollt du kein Werk thun, — denn in sechs Tagen hat der Herr Himmel und Erde gemacht und ruhete am siebenten Tage."

Das Leben des Arbeiters soll nie zum Thiere herabgewürdigt werden, welches mit physischer Kraft für den Nutzen eines Anderen gedankenlos arbeitet, gefüttert wird, und wiederum gedankenlos ruht, wenn ihm der Treiber die Ruhe vergönnt; sondern die Arbeit jedes Menschen soll ein von dem Gedanken begleitetes und dadurch über sich selbst erhobenes Thun sein, welches ihm selbst zu statten kommt, und auch die Ruhe, die er sich selbst aufzulegen hat, soll zwar Erholung, aber auch eine gedankenvolle Erholung und Ruhe sein, in der Betrachtung des Gewirkten, in der Anschauung der baldigen und sogar ewigen Vollendung. Der arbeitende Mensch ist daher im Kleinen und Großen dazu berufen, die Schöpfungsgeschichte Gottes auf Erden zu wiederholen, um auch darin vor Gott zu wandeln und vollkommen zu werden.

Wie niedrig und beschränkt in dem Angedeuteten noch die Cultur der Masse ist, nicht durch ihre Schuld allein sondern durch Gesammtschuld, durch Vernachlässigung während ganzer Jahrhunderte, wie unerzogen für's Geistige, das ersieht man auch daraus, daß das Volk das Gedankenleben eher als eine neue Arbeit und Last zu betrachten geneigt ist, was schon daraus hervorgeht, daß es den Ausdruck Gedanken oft im Sinne von Sorgen nimmt, wie z. B. in der Redensart: sich Gedanken machen oder gedankenvoll sein. Nur das beruhigt wieder über diesen Mangel, und berechtigt den Culturforscher zu tausendfältigen Hoffnungen, daß sich in dem Volke dennoch, ungeachtet der in ihm vorwaltenden Thätigkeit bloß körperlicher Funktionen, das Bedürfniß der Andacht ununterbrochen erhält, so daß die Feier durch den religiösen Aufschwung hier das in Betreff des Geistes einstweilen ersetzt, was allerdings auch anderweitig noch erreicht werden soll.

Es ist demnach eine gleich verkehrte Art, wenn der Materialismus alle Zeit des Menschen auf die Arbeit, und noch dazu mit der Hand, verwendet wissen will, und wenn der Pietismus Noth und Elend ohne alles Weitere heiligt, und sie wohl gar seelenrichterlich bloß als Strafe und Zuchtruthe für Einzelne betrachtet, während andere Einzelne davon verschont bleiben, ohne daß der Pietismus dabei mit in Anschlag bringt, daß Noth und Elend vielmehr mit dem ganzen Leiden der Menschheit den genauesten Zusammenhang haben, so wie dieses Leiden und alle Uebel der Erde zuletzt in der Gemeinsamkeit aller Menschen ihren

Grund finden, so daß auch Noth und Elend in diesen Grund wieder zurückfallen. Der Materialismus vergißt, daß der Mensch nicht vom leiblichen Brode allein lebt; der Pietismus, daß Noth nicht allein beten, sondern oft auch verzweifeln lehrt.

Das Leiden der Menschheit, recht gefaßt, hat allerdings eine heilige Bedeutung, und wird, da es an die Entwickelung des menschlichen Geschlechts gebunden ist, nie aus der gegenwärtigen Beschaffenheit der menschlichen Natur völlig getilgt, wohl aber immer mehr verringert werden. Aber wie das Leiden mit dem Thun zusammen bestehen kann, so können und sollen auch Leid und Freude sich in die Harmonie einer unwandelbaren Heiterkeit oder vielmehr Seligkeit auflösen, während Noth und Elend eben so weggeschafft werden müssen, wie etwa Uebermuth und Ausgelassenheit des Weisen nicht würdig sind. Schon die Alten, welche sich aus natürlicher Begabung wunderbar richtig auf die Erkenntniß der menschlichen Natur verstanden, und überall den Trieb hatten, sie mit den Göttern in Contakt zu bringen, haben das Pathos so gefaßt, und auf's Glücklichste dargestellt, indem sie den leidenden Menschen mit dem Schicksal ringen lassen, und die Art wie er ringt, ist eine solche, daß das Feindliche sittlicher Weise doch unterliegt, daß die menschliche Kraft das Ungeheure, trotz des äußerlich siegenden Schicksals, bewältigt, daß solcher Sieg die Verklärung der Masse, der irdischen Schwere, aller feindlichen Gewalten ist. Dieß ist der große Triumph der Griechen auch in der Darstellung ihrer Skulptur-Werke. So Laokoon, so Niobe. So auch das Pathos bei den tragischen Dichtern der Hellenen. — Die christliche Passion aber vollends steht der der antiken Skulptur sehr nahe, überflügelt sie aber universell, d. h. mit dem ganzen, geistigen und leiblichen Menschen, in aller Thätigkeit des wirklichen Lebens, in der Wiedergeburt und Verklärung der bloßen Natur nicht durch Kunst, sondern durch sittliche Freiheit, der aber auch die Kunst wie alles zu statten kommt. So ist eben die ganze Cultur Aufgabe der christlichen Sittlichkeit. Es sollen vermittelst jener Alle durch Alle immer mehr befreit werden. Der Socialismus hat das mit dem Christenthum gemein, daß er ein Gemeindeleben der Menschheit nicht auf Kosten der Nationalität, sondern zu deren Gunsten, wie jedes Individuums, bezweckt. Ackerbau, Handel, Gewerbe, Kunst, Wissenschaft, Religion Alles soll Allen zu Gute kommen. Das Leiden der Menschheit wird nie von unserm Planeten weggeschafft werden, aber unendlich verklärt und gemildert (wie ja auch die Kunst das Leiden nicht wegschafft, sondern sogar darstellt, damit aber verklärt), aber Noth und Elend, diese gröbsten Ausbrüche des Leidens, und nun gar die moralischen Verbündeten derselben: Laster und Verbrechen können und sollen aufhören, wie Uebermuth und alle Orgien des

bloßen Genießens aufhören sollen, wenn auch der alte Sündenrest in der bloßen Geschichte nie völlig zu Ende geht, immer aber mehr zusammenschwindet. Dieß alles ist so sehr Lehre des Christenthums, dem der wahre Socialismus in die Hand arbeitet, daß es heißt: selig sind die Leidtragenden, aber auch: das Reich Gottes ist nahe herbeikommen. Auch hat das heilige Gesetz: bete und arbeite eben die Mission: Noth und Elend, Uebermuth und Schwelgerei aufhören zu machen, um den unendlichen Reichthum der Natur nicht nach gleichen, wohl aber nach verhältnißmäßigen Theilen über den Planeten zu verbreiten, und eben so die Schätze des Geistes Allen zu größerem Wohlsein und Freudigkeit der Existenz zugänglich zu machen.

Es darf daher unter keiner Bedingung so leicht über Noth und Elend hinweggegangen werden, um sich dabei zu beruhigen, daß es nothwendige Uebel seien, für welche der Einzelne allein aufzukommen habe, so daß sie auch nur auf seine Schuld zurückzuführen, und ohne alles Weitere aus dem nothwendigen Leiden der Menschen abzuleiten seien. Noth und Elend hängen vielmehr, trotz aller Schuld des Einzelnen, doch auch mit der Gesammtschuld der Menschheit zusammen, und müssen schon deßhalb auch von der Gesammtheit getilgt werden, auf daß die Sittlichkeit eine tiefere und gleichmäßigere werde, wenn auch Leiden und Schuld immer noch an der Menschheit wie an dem Einzelnen haften bleiben, bis die ganze Aufgabe unseres Geschlechts einst gelöst ist.

Wir werden demnach Noth und Elend als solche zu bezeichnen haben, die weggeschafft werden müssen, da sie nur Ueberbleibsel eines früheren Zustandes der Rohheit sind, in dem der Mensch, noch vom Zufall abhängig, die Natur und ihren Reichthum sich noch nicht zu eigen zu machen, geschweige den der Geschichte zum Wohle des Allgemeinen zu benutzen wußte. Oder Noth und Elend werden auch mit immer wieder erneueten Ausbrüchen der moralischen Gesammtschuld zusammenhängen, sie werden auf sittlicher Verkommenheit, auf Mangel zwar nicht an vereinzelter, wohl aber an harmonischer Bildung, endlich möglicherweise auch auf eigengearteter Lebensfügung, auf verkannter Eigenthümlichkeit beruhen, so daß in allen diesen Beziehungen eine sorgfältigere, umsichtigere, weiter reichende Erziehung des Menschengeschlechts sie zu mildern und allmählich wegzuschaffen hat. Im schlimmsten Falle dürften nur solche Reste von Noth und Elend lange noch übrig bleiben, die in gänzlicher Versunkenheit und Verstocktheit menschlicher Natur ihren Grund haben, Uebel die durch die künftige Erziehung eben vermieden werden sollen, da die Natur unseres Geschlechts durch eine fortwährende, intellektuelle Wiedergeburt erneut werden muß,

auf welcher Idee auch jene tiefsinnige Entwickelung Lessings: die Erziehung des Menschengeschlechts sich gründet.

Es ist nun eben die pädagogische und sociale Aufgabe der Gegenwart und Zukunft für den tieferen Kenner darauf gerichtet, daß jene Heiterkeit des alten Griechenthums, wie sie in dem höchsten Flor seiner Bildung in unvergänglichen Werken sich kund giebt, und die Freudigkeit des Geistes, welche das Christenthum zuerst in die Welt gebracht hat, und als allgemein zu erfüllende Forderung ausspricht, wieder erreicht, und nicht bloß von einzelnen Individuen, sondern in dem Leben der Völker, in öffentlichen Institutionen dargestellt werde. In der That gehören die hellenische Naivetät und die evangelische Kindlichkeit ihrem eigentlichen Wesen nach zusammen, die Heiterkeit des Griechen in Ausarbeitung reicher Naturanlage zu fertigen Gestalten des weltlichen Lebens, sei es im Staat, in der Wissenschaft, in der Kunst, und die Freudigkeit des Geistes, wie das Christenthum sie lehrt und gewährt, und als Reich Gottes auch schon auf Erden verwirklicht. Erst auf dem Wege solcher Vereinigung wird die Herbigkeit der bloß gesetzlichen Forderung, mit der immer Rigorismus, Zwang, Drohung, Trübheit, Ungedeihen verbunden sind, überwältigt, und so eine Cirkulation des edelsten Lebensgehaltes bewirkt, welche die Gesundheit der menschlichen Natur in möglichster Vollständigkeit zur Erscheinung bringt. Es sind Perioden solcher Gesundheit annäherungsweise in der Geschichte schon da gewesen, so daß alle Widerrede nur neue Schlaffheit oder gar Böswilligkeit offenbart; wenn sie aber auch noch nicht da gewesen wären, so beweist das nichts gegen das Sein=Sollen, wie es die Vernunft rücksichtslos ausspricht, und was die Vernunft ausspricht, das ist auch in der Wirklichkeit zu erreichen, oder die Vernunft selbst wäre die eigentliche Mutter jeder contradictio in adjecto, wiefern man irgend einen Gegenstand vernünftig nennen wollte.

Eben aber weil wir, und zwar sogar unter den civilisirten Völkern unseres Planeten, gegenwärtig noch so weit von dem bezeichneten Ziele entfernt sind, ist es nöthig, und von der Sittlichkeit zu bewerkstelligen, daß das Leiden der Menschheit noch in einem erhöhteren Grade ein gemeinsames und sogar freiwillig übernommenes werde. Die vorhandene Noth und das vorhandene Elend in den Einzelnen und in den Massen sollen in einem viel tieferen Sinne als bisher im Zusammenhange mit der gemeinsamen Schuld erkannt, und durch Steigerung der Bildung getilgt werden. Nicht bloß durch vereinzelte Thätigkeit ist solches Besserwerden der Menschheit zu erreichen, sondern durch eine vollständig organisirte. Es ist diese Reform pädagogisch in umfassendster Bedeutung durchzuführen, also weit über die

Schule hinaus fortzuleiten, aus dem Innern der Gesinnung heraus, durch das Familienleben hindurch, in die Institutionen des Staates und der Kirche hinein, indem sich Gesellschaften in der Gesellschaft bilden, die das Individuum potenziren, seiner Eigenthümlichkeit, seinem besonderen Berufe neue Wirkungskreise eröffnen, seinen Verirrungen, seinen Fehltritten nicht bloß Strafe, sondern auch Verzeihung und Hülfe zuführen, und so die Organismen des Staats und der Kirche von innen her vollenden.

Wer sich irgendwie des reichen Gehaltes der Worte: „unser tägliches Brod gieb uns heute" (mit Einschluß freilich auch des geistigen Brodes) und: „Dein Reich komme" bewußt ist, der darf sich in keiner Weise dabei beruhigen, daß dieser grelle Contrast von Elend und Uebermuth, dieses geschichtliche Chaos abweichender Lebensloose stets so bleiben werde und müsse. Auch beweist die Geschichte, daß die Menschheit nicht müßig gewesen ist. Welche Schätze der Bildung liegen aufgehäuft, werden aber nicht benutzt! Und doch keineswegs bloß in den Schätzen der Natur — wie man immer meint — nein, vorzugsweise in denen der Geschichte, der Bildung sind die unfehlbaren Mittel gegen Noth und Elend zu finden. Zwar dürfen wir all' das Große, welches auf den verschiedensten Gebieten für die angedeuteten Zwecke schon erreicht worden ist, immer erst als Vorarbeit betrachten. Es schlingt sich der Kampf um ein allgemeineres Wohlsein der Menschheit sogar durch den Stillstand eines ganzen politischen Systems (wenn wir an China denken), aber auch durch den seltsamsten Wechsel von Geheimniß und Oeffentlichkeit, von Gottesführung und Menschendespotie, von Thun und Leiden, von Heiterkeit und Trübheit, von Buße, Opfertod und Aufjauchzen ausgelassenster Feste bis zu Orgien fort. Dennoch ist der Fortschritt für das Ganze der Geschichte außer Zweifel.

Wie es nun nach der Seite der Theorie, nach der Seite des Wissens und Denkens eine politische und theologische Wissenschaft giebt, so muß es, oder wird wenigstens künftig, nach der Seite der Praxis, nach der des harmonisch sich entwickelnden, menschlichen Lebens und der Abwehr alles dessen, was diesem feindlich ist, auch eine Staats-Kunst, so wie eine Kunst des Kirchenregiments geben. Dieser Kunst als Kunst müssen wir dieselbe Sicherheit des Verfahrens, dieselbe Strenge der Zucht, aber auch dieselbe Heiterkeit des Gewährenlassens zumuthen, welche wir in der pädagogischen Provinz unseres Romans um jene „kolossale Gruppe" in Mitte arbeitender Künstler in Anwendung gebracht sehen. Wie dort, nach dem aufgestellten Modell, von Allen nach Anlage und Kräften gearbeitet, und so ein noch Bedeutenderes als jenes Modell gewonnen wird, so darf das Leben im großen Ganzen in civilisirten Nationen nicht hinter der Kunst zurück-

bleiben. Oder wer dieses bezweifeln will, denkt sehr gering und niedrig vom Menschenleben. Eine siegende Durchschnitts-Intelligenz für das öffentliche Leben hervorzubringen darauf ist der Socialismus der Gegenwart, troß aller seiner Feinde, gerichtet, der der Zukunft wird sie verwirklichen. Er wird das auf dem Wege gemeinsamer Bemühungen erreichen, was dem Einzelnen für sich, was sogar dem einzelnen Staat und der Kirche ohne vollständige Organisation der Gesellschaft innerhalb jener beiden selbst nicht möglich wäre; so daß hier für das ganze öffentliche Leben die entgegengesetzte Weise von dem eintritt — dennoch aber bei ähnlichem Resultat — was S. 166 unsres Romans von den Arbeiten der Künstler gesagt wird: „das hohe Werk werde dastehen, obgleich nur von Einem unternommen, angelegt und ausgeführt, doch allen anzugehören scheinend;" wogegen die Lebenskunst des socialen Zeitalters ein Vereinsleben zu Stande bringen wird, dessen Vollkommenheit die Kräfte des Einzelnen weit übersteigt, und der Welt abstrakter Ideale anzugehören scheint, durch die Kräfte der Gesellschaft aber sich vollständig verwirklicht.

Diese von S. 166 ab ausgeführte Partie der Wanderjahre, in der wir mit jener „kolossalen Gruppe" bekannt werden, um welche sich die arbeitenden Künstler zahlreich geschaart haben, ist, wenn wir von den „Heiligthümern", diesen eigentlichen Mysterien, absehen, die Höhe aller Anschauungen, welche uns die pädagogische Provinz gewährt. Hier zeigt sich uns der Silberblick alles dessen, was von jener Gesellschaft geleistet und erreicht wird; es ist das eine Region, welche in in alle Sphären desselben Werkes hinausreicht, und sich auf das Leben der menschlichen Zukunft selbst bezieht; so daß wir eben deßhalb auch in unserer Entwickelung ausführlicher gewesen sind als in vielem anderen. Man könnte auch in dem Ausdrucke „kolossal", von jener merkwürdigen Gruppe gebraucht, eine besondere Prägnanz finden, und es dürfte sich daraus für die entsprechende Stelle eine besondere Schönheit ergeben, indem das Kolossale der Gruppe auch dafür ein Ausdruck wäre, daß dieselbe weit hin in das Auge falle, daß sie gleichsam von überall her gesehen werde, um allen als Modell und zur Orientirung zu dienen, daß sie den Mittel- und Höhe-Punkt der ganzen Provinz bilde, ja die vereinigte Thätigkeit aller derer, welche in der Zusammenstimmung ihrer eigengearteten Anlagen mit der künstlerischen Geselligkeit auf ein sociales Zeitalter und Erblühen der wahrhaften Lebenskunst hinarbeiten. Endlich könnte man von diesem erhabenen Standpunkt der Cultur, also innerhalb der Geschichte, an einen ähnlichen in der Natur erinnern, auf den wir uns von Göthe einmal hingewiesen sehen, indem er bei Gelegenheit von „Tischbein's Idyllen" sagt: „Wie man sonst angehenden Kunstjüngern eine reiche vollbeerige

Traube vorlegte, um ihnen daran die Geheimnisse der Composition, Gruppirung, Licht, Schatten und Haltung zu versinnlichen, so standen zu Frascati, in dem Aldobrandinischen Garten, zu einer Einheit versammelt die verschiedenartigsten Bäume, ein Wanderziel allen Künstlern und Kunstfreunden. Zu der Mitte hob sich die Cypresse hoch empor, links strebte die immer grünende Eiche zur Breite wie zur Höhe und bildete, indem sie zugleich jenen schlanken Baum hie und da mit zierlichen Aesten umfaßte, eine reiche Lichtseite. Rechts in freier Luft zeigten sich der Pinien horizontale Schirmgipfel und die Schattenseite war mit leichterem Gesträuche abgeschlossen, sodann nahmen, weiter hervor, die breiten gezackten Blätter eines Feigenbaums noch einiges Licht auf, und das Ganze rundete sich befriedigend." Vergl. G. W. 39 B. S. 190 u. 91. Wir haben hier wirklich ein treffliches Seitenstück zu jener kolossalen Gruppe in der pädagogischen Provinz.

Es ist unendlich weise von Göthe, daß er der eigentlichen Welt des Socialen, in welche wir nun nächstens gelangen, diese pädagogischen Erörterungen, Anschauungen und Werkthätigkeiten, diese Arbeit und Feier in Einem voransschickt, wodurch er schon allein einem bloßen Amerika von heute, das viele in ihrem Wahne als das wahre Eldorado oder Goldland begrüßen, welches alle Interessen, auch die des Geistes, befriedige, entgegen arbeitet. Denn Göthe ist der Ueberzeugung, daß das gesellschaftliche Wohlsein nur durch die Neugeburt unserer pädagogischen Zustände, von der Volksschule bis zur Hochschule, erreicht werden könne.

Es giebt keine dürftigeren Principien für das öffentliche Leben als die der bloßen Sicherheit und Nützlichkeit, in deren Gefolge Habsucht und besonders Geldgier sich befinden. Werden diese allein oder doch vor allem maßgebend, so wird mit allem Aufwand und mit allen Hebeln materieller Mächte doch weder die wahre Sicherheit noch die rechte Nützlichkeit für den Einzelnen erreicht, es wird aber auch für das Allgemeine nichts errungen als die Existenz bloßer Polizei-Militär-Krämer- oder Handels-Staaten, und einer Kirchenverfassung, die da schwankt zwischen der Zwangsherrschaft von Bigoterie und Freigeisterei, zwischen Zelotismus und Sektirerei, in welchen allen das Wohlsein Einiger durch das Elend (und wär es auch das Elend des bloßen Materialismus) Vieler erkauft wird. Nur der Cultur-Staat und das Presbyterium im Sinne des Apostels: ihr Alle seid ein priesterlich Volk, führen das verhältnißmäßige Wohlsein Aller herbei. Diese Institute aber vollbringen sich nimmer aus den leidigen Gesichtspunkten bloßer Sicherheit und Nützlichkeit, sondern sie erbauen sich erst auf der Anerkennung des Geistes um des Geistes willen, auf dem Boden der Ausbildung aller Anlagen, die auf das Schöne, Wahre und Gute

lebendigen Bezug haben, die Eigenthümlichkeit und Freiheit zur Erfüllung des Gesetzes in einem Jeden anerkennen und ehren, so daß Kunst, Wissenschaft, Religion, als die reifsten Früchte von all' dem, die Bedingungen der eigentlichen Cultur und des Wohles Aller sind. Die Kunst soll das praktische Wie der Erziehung der Menschheit abgeben, um die Idealität, welche offenbar die eine Hauptseite in der menschlichen Natur ist, mit der Realität nach allen Richtungen hin in den schönsten Einklang zu bringen; die Wissenschaft soll das theoretische Was überliefern, die Realität mit der Einsicht durchdringen; die Religion soll den Einklang beider vollenden. Auch dringt die Religion wirklich in ihren höchsten Offenbarungen auf eine solche Vollständigkeit des Menschenlebens, auf eine harmonische Vereinigung der Werkthätigkeit mit der Feier, auf die Verklärung der gemeinen Existenz durch das Licht der höchsten Ideen, durch das Licht des Geistes Gottes. Darauf beruht auch alle Verbindung der Religion mit der Kunst, der Religion mit der Wissenschaft, wie solche Vereinigung auch sonst wohl schon gefordert worden ist, ohne daß Wissenschaft und Kunst je die mündig gewordene Religion ersetzen können. Das Kunstwerk ist selbst nur Modell gegen das so verklärte und wiedergeborene Individuum; die Wissenschaft ist selbst nur weiter zu verarbeitender Stoff und Einsicht für das Leben; das wiedergeborene Leben aber ist die unausgesetzte Existenz innerhalb jener vom Dichter namhaft gemachten drei Ehrfurchten.

Daß die Kunst der pädagogischen Provinz wie alle wahre Kunst zur Lebenskunst erweitert werden soll, in der der Künstler nun auch nicht mehr tastet, sondern mit Sicherheit arbeitet, das deutet Göthe nach Beendigung jenes herrlichen Gesanges (S. 168) an, zu dem Alle sich vereinigen, er deutet es mit den Worten an: „hier ist für alles gesorgt was im Leben wünschenswerth sein mag." Was jedoch den Gesang selbst betrifft, so ist er eben so wohl der beschließende Chorus zu dem im Vorigen geschilderten Vereinsleben der Künste und Künstler, wie der einleitende zu dem was im Folgenden das Vereinsleben aller Menschen herbeiführen soll. Die didaktischen Ergebnisse aber sind: Es soll die Kunst so sehr das Modell für das Leben sein, daß auch das Handwerk zur Kunst emporgehoben werden muß; alle Künste sind ferner eine Kunst, und doch bei der Bearbeitung auseinanderzuhalten; so werden auch wohl alle Wissenschaften eine Wissenschaft, alle Religionen eine Religion sein, und doch zugleich in ihren Sphären zu scheiden; nirgend kann es deutlicher wahrgenommen werden als in der Ausübung der Kunst, daß einsames Thun und gemeinsames Handeln gleichberechtigte Aufgaben für den Menschen sind, und daß wenn es auch von der Arbeit und der Feier gilt, daß jedes seine Zeit

hat, doch auch beide in Einem Moment zur Erscheinung kommen, was der Künstler in jedem Augenblicke seines Lebens erfährt. — Dieser beseligende Rhythmus der Menschenexistenz ist der Inhalt des Gesanges: „Zu erfinden, zu beschließen.“ So daß wir während jenes Unterrichtes und Bildens der Bildhauer und Maler um die kolossale Gruppe, indem auch die epische Dichtkunst ihren Stoff reichlich erhält, und sich Lyrik und Musik in dem Absingen jenes Gedichts ebenfalls offenbaren, in dieser ganzen Partie des Romans das lebendige Bild einer durchgeführten Fest-Studie vor uns haben, die durch die wirkenden Künstler dramatisch wird, und zugleich eine Allegorie des Gedankens ist, den wir oft in unserer Entwickelung hervorheben mußten, daß an die Stelle eben so roher wie feindlicher Gewalten, die das Leben vernichten, in der Zukunft der Menschheit die ungehemmt fortschreitende Cultur treten werde, die das Leben erhält, verklärt und dadurch von selbst sichert, und mit dem Wohlsein Aller auch den Nutzen, als sich von selbst verstehend, herbeiführt. Jenes eben erwähnte „sanfte Lied,“ welches zu dieser Partie das Finale bildet, ließe sich demnach als eine lyrisch-musikalische Epopöe bezeichnen, deren Didaktik zugleich Andeutungen enthält, wie alle Künste geworden seien, und wie die Kunst als ein Vorbild und Spiegel des Lebens betrachtet werden müsse, eine Didaktik, welche etwa dem entspricht, wie die Alten die Natur der Dinge und der Götter, den ganzen kosmogonischen Proceß, hymnisch-episch zu besingen liebten.

In demselben Grade aber als der Dichter so eben uns befriedigt, unsere kühnsten Erwartungen überflügelt hat, muß es uns fast unangenehm überraschen, daß in dem folgenden Demjenigen feindlich begegnet wird, was wir als das Höchste in dem Zusammenwirken künstlerischer Bemühungen anzusehen gewohnt sind, wie denn die allmächtigste aller Künste, die Poesie, darin nach unserer bisherigen Ueberzeugung ihren Gipfel erreicht, nämlich in der dramatischen Kunst. Und nicht allein wir nehmen Anstoß daran, wie an dieser Stelle mit der dramatischen Kunst Dichter, Schauspieler, Publikum abgefertigt, fast mißachtet werden, nein auch der Held unseres Romans, der sich gerade aus der Sphäre des Drama's zu immer höheren Standpunkten emporgearbeitet hat, ist durch diese Art von Polemik nicht wenig betroffen, ja das Merkwürdigste ist, der Dichter selbst gesteht uns, daß es ihn gar unangenehm berühre, wie hier der Führer durch diese Region über dramatische Kunst und über die, welche sich ihr widmen, sein Urtheil laut werden läßt. Sollten wir doch meinen, auch der Genius Shakspeare's müsse grollen, wenn hier über die Kunst des Drama's in den Wanderjahren von demselben Verfasser, im Widerspruch mit seinem Wissen und einer seiner vieljährigen Liebhabereien, also abgeurtheilt

wird, der in den Lehrjahren gerade durch Shakspeare seinem Helden Bahn gebrochen, und die Stände für ein sociales Wohlsein der Zukunft einander näher gerückt hat. Doch — betrachten wir die Stelle näher.

Wilhelm läßt sich S. 170 also vernehmen: „entdeckt mir aber auch welche Region kann eine gleiche Sorgfalt für dramatische Poesie aufweisen und wo könnte ich mich darüber belehren? Ich sah mich unter allen euern Gebäuden um und finde keines das zu einem solchen Zweck bestimmt sein könnte.“ Worauf man ihm erwiedert: „Verhehlen dürfen wir nicht auf diese Anfrage, daß in unserer ganzen Provinz dergleichen nicht anzutreffen sei: denn das Drama setzt eine müßige Menge, vielleicht gar einen Pöbel voraus, dergleichen sich bei uns nicht findet; denn solches Gelichter wird, wenn es nicht selbst sich unwillig entfernt, über die Grenze gebracht.“

Es kommt allerdings hier viel darauf an, den großen Gesichtspunkt unseres Dichters, mit dem er sich selbst fast überrascht, richtig zu verstehen. Man könnte schon von vorn herein darauf hindeuten, daß es sich hier mit der Ausweisung der dramatischen Kunst, und aller die sich ihr zu widmen gedenken, aus der pädagogischen Provinz ähnlich verhalte, wie mit der Verbannung der Dichter aus der Republik von Seiten des selbst so dichterischen Plato. Freilich walten bei Göthe auch wieder ganz andere Motive als bei jenem Philosophen. Nur in dem pädagogischen Interesse treffen sie überein. Es soll bei Plato für die Politik und das Wohl griechischer Bürger zunächst ein reiner Boden gewonnen werden, bei Göthe für die Hoheit ächter Kunst, für die Gediegenheit des Geschmacks, für die Wichtigkeit, aus der Jugend durch und durch wahre Charaktere für das Leben zu erziehen, und ein allgemeineres, ein sociales Wohlsein zu gründen.

In welchem Maße die Poesie und die Kunst überhaupt in der pädagogischen Provinz geehrt werden, das haben wir wohl schon hinlänglich gesehen, und so erfolgt hier sicher die Verbannung der dramatischen Kunst, als Studie, als Versuch auf gut Glück, als Gelegenheit zu pfuschen und sich in dem innersten Menschen von Grund aus zu verderben, es erfolgt diese Verbannung aus der pädagogischen Provinz, nicht aus dem Bereiche der Erzogenen, gerade aus Respekt vor der Würde der Kunst, sie erfolgt im Namen des guten Geschmacks, um das ächte dramatische Kunstwerk theils nicht mißhandelt zu sehen, theils nicht dasjenige für Kunst ausgeben zu lassen, was weiter nichts ist als die liederlichste von allen Stümpereien.

Wir dürfen es uns gar nicht entgehen lassen, daß hier in der That unser heutiges Drama — alle besseren Bestrebungen in Ehren gehalten — ein schweres, jedoch durchaus gerechtes Urtheil erfährt.

Schon Göthe hatte auf diesem Gebiete, was die Herbeiführung eines reineren Geschmacks, die Erziehung der Schauspieler, Sänger, des Publikums zu einer gediegneren Bildung betrifft, sogar in Weimar, gewiß die traurigsten Erfahrungen gemacht, und Belege über Belege gesammelt. Wilhelm selbst mußte, wie wir wissen, von Glück sagen, daß er noch so gut und zwar wahrhaft gebildet davon gekommen war. Wie eine gar vielseitig aber halb gebildete Jugend, die aus einem vorherrschenden Verstandesdünkel alles sich zutraut, und nicht selten des Gemüthes, der schöpferischen Kraft, vor allem der Wahrheit und Idealität entbehrt, wie die, indem sie mit bloßen Phrasen schaltet, unter den Modernen in dreifacher Weise als Dichter, Schauspieler, Publikum sich gebahrt, und dieselben Frivolitäten, Bravouren, Witzboldereien auf die Bühne und in's Proscenium bringt, welche sie in Kaffeehäusern, in Hörsälen, in politischen und religiösen Clubs austobt, dazu hatte Göthe, der sonst das heiterste Gewährenlassen der Jugend zugestand, nur erst noch die schwachen Vorbereitungen erlebt. Wir Späteren sind darin des Grelleren belehrt worden. Dennoch giebt uns Göthe in jenem ablehnenden Ausspruche des Führers bereits die feintreffendste Andeutung über die dreifache Pfuscherei, welche wir in unsern Tagen sich zu großem Verderben für das sociale Gedeihen haben breit machen sehen. Und so finden wir denn hier zwischen den Zeilen unseres Romans verkündet die heutige Pfuscherei so vieler vermeinten Poeten, die Pfuscherei nicht weniger Schauspieler, die Pfuscherei eines nicht kleinen Publikums, welches nicht selten den größten Dichter, wo er ihm in einem wirklichen Drama einmal begegnet — selbst Shakspeare nicht ausgenommen — aber auch den gediegensten Schauspieler und allen guten Geschmack mit einer Ungebundenheit und Rohheit des Aburtheilens behandelt, daß aus einem solchen Gemisch von Unkunde und Unsittlichkeit dem öffentlichen Leben selbst die größten Schäden und Gefahren erwachsen, indem nun alle jene Pfuscher zusammen, in der Dichtung, in der Darstellung, im Urtheil, aus dem Theater auch in's Leben denselben Ungeschmack und Dünkel wieder mitbringen.

Welcher ächte Genius und feingebildete Kenner hätte sich hier nicht mit dem Führer in der pädagogischen Provinz ebenfalls zu beklagen über das, was er oft schon erfahren. Es hat sich allmählich aus Mangel an wahrer Schule eine Theaterschule der Unwissenheit und Geschmacklosigkeit verbreitet, welche den Genius und Kenner schon vielfach beleidigten und verscheuchten. Hier vor allem giebt sich das gänzliche Fehlen eines Nationaltheaters zu erkennen. Daher auch oft bereits der verletzte Genius auf die Nothwendigkeit von wahrhaften Theaterschulen aufmerksam machte, sie im Entwurf bereits hinstellte, um

der Willkür, der Frechheit entgegen zu arbeiten, und von einer Gesammtheit würdigerer Schauspieler aus auch auf ein reiferes Publikum zu wirken. Lessing, Göthe, Tieck, Immermann, Gutzkow, Devrient u. s. w. haben bereits praktisch auf die Entfernung des barbarischen Zufalls auch auf diesem Felde hingewiesen. Aber sie ernteten meist Undank. Warum? Weil die Bildung des Geschmacks überhaupt, weil das ganze pädagogische Inventarium selbst noch vielfach dem Zufall unterliegt, an Barbareien fortkrankt; weil die öffentlichen Institutionen selbst noch Hindernisse entgegenbringen; weil die Nation als Gesammtheit jeder einheitlichen Bildung, jedes tieferen Sinnes für vaterländische Classik entbehrt; weil die Literatur — wenn wir dieses Wort in würdigster Bedeutung nehmen — noch Vielen eine völlig unbekannte Welt ist, die sie nicht lieben können, da man nur das liebt, was man auch kennt; weil endlich das kindische, oft völlig gedankenlose Interesse für die prickelnde Novität, für alle Erzeugnisse, selbst die fadesten Mißgeburten des Auslands, den Deutschen zum Spielball der Mode, oft des elendesten Zeitgeistes macht. Daher denn auch Theaterschulen, die wirklich den Anfang zum Besseren bezeichnen, oder das von Lessing Begonnene fortsetzen sollten, mit der Reform unserer Pädagogik überhaupt zusammentreffen müßten, um zuerst noch nicht unmittelbar für die Bühne, sondern erst für die vaterländische Literatur, für die gründlichere Ausbildung des Geschmacks zu wirken. Dann erst ließe sich, wenn die Pädagogik reinen Grund gewonnen hätte, auch an das Theater denken, und wir könnten auf dem Wege mit der Zeit auch zu einem Nationaltheater gelangen.

So kommen wir denn wirklich, indem wir gegen uns selbst aufrichtig sind, auf den Standpunkt unseres Romans, auf jenen anfangs herb scheinenden Ausspruch des Führers durch die pädagogische Provinz, daß (einstweilen) um einen unverschrobenen, einem gesunden Geschmack entgegen reifenden Anfang zu finden, und daraus ein sociales Wohlsein zu schaffen, alles das zu entfernen sei, was auf bloßem Naturalismus eines gewissen Talents oder gar auf gänzlicher Unfähigkeit beruhen, und nun auf's Gratheswohl experimentiren wolle, oder mit andern Worten, was seiner Eitelkeit fröhne, und dem Gelüsten der Willkür zu dienen sich unterfange. Denn die sociale Welt braucht vor allem Charaktere, nicht Individuen die sich und anderen Charakter bloß vorlügen, indem sie bald diese, bald jene Rolle übernehmen; die sociale Welt braucht Künstler und Kunstkenner, aber auch solche, welche die dem ächten Künstler stets eigene Selbstentäußerung und Sicherheit der Ausübung auf alle die anderen Lebensrichtungen übertragen, und so dem Leben selbst die Weihe der Kunst, die Würde ächten Menschendaseins ertheilen.

Göthe ist sicher weit davon entfernt gewesen zu meinen, es sollten künftig in allen civilisirten Ländern Institute nach dem buchstäblichen Modell und dem poetischen Geist der pädagogischen Provinz eingerichtet werden. Er stimmte gewiß, wie nur je einer, mit dem neuen Testament darin überein, daß der Buchstabe tödte; er wußte bei seiner klaren Erkenntniß der irdischen Dinge sehr wohl, daß jener zarte Duft, jene idealische Transparenz vollendeter Cultur auf Erden immer nur von kurzer Dauer sei. Dennoch wußte Göthe von Natur und durch das was in ihm diese hellenische Ineinsbildung des Idealen und Realen war, daß es im Beruf der Menschheit liege, durch Cultur eine solche Ineinsbildung auch für die Allgemeinheit zu erreichen. Das Christenthum predigte ihm im Evangelium vom Reiche Gottes auf Erden dasselbe, nur anders und weiter gefaßt. Auch haben wir gesehen, wie würdig unser Dichter solche Predigt des Christenthums auszulegen wußte. Wenn daher Göthe der Zukunft zwar überall freies Verfahren zugestand, so wollte er in der pädagogischen Provinz doch keineswegs ein bloßes Utopien schaffen, sondern, wie er als Dichter für die höchsten Ideen überall die glücklichste Praxis gewinnt, so ist auch die pädagogische Provinz, ungeachtet sie mit dem magischen Duft ihrer Atmosphäre, mit der Eigenthümlichkeit ihrer Gestalten und Sitten in den intelligibeln Raum fällt, doch so sicher gegründet, so scharf durchdacht, sie ist so weise angeordnet, so reich in ihren Früchten, daß sie, cum grano salis, mit Recht darauf Anspruch hat, in der Zukunft mit Vorsicht ausgebeutet zu werden.

So auch in dem angeregten Punkte. Wir haben alle Ursache anzunehmen, daß Göthe nur aus wahrhafter Liebe zum dramatischen Kunstwerk, zum Behuf eines künftigen Gedeihens dramatischer Darstellung im Bereich der Erwachsenen, die aus der pädagogischen Provinz bereits hervorgegangen sind, in dieser selbst alle Ausbildung für die dramatische Kunst mit dem Führer ablehnt. Wir finden in der früher angezogenen Stelle ein prophetisches Wort, welches mit dem völlig übereinstimmt, was später mehrfach von Freunden des Socialen ausgesprochen worden ist, nämlich das Wort: „Das Drama setzt eine müßige Menge, vielleicht gar einen Pöbel voraus, dergleichen sich bei uns nicht findet.“ Nun ist es in unserer Zeit bekanntlich oft gesagt worden, bei Gelegenheit zu gründender Associationen für ein allgemeines Wohlsein, und bei etwa gemachten Vorschlägen, wie die Arbeit zu vervielfältigen, der Pauperismus zu heben sei, daß der Pöbel aufhören solle, daß der Staat unter civilisirten Nationen darauf hinzuwirken habe, daß die Classe des Pöbels in ihm nicht mehr gefunden werde. Daß die politische Freiheit dazu eine Hauptbedingung sei, ist nicht in Abrede zu stellen; daß sie allein es nicht zu erreichen vermöge,

ist eben so gewiß. England z. B. dürfte, trotz aller an diesem Staate gepriesenen Freiheit, jeden Zweifel an einem Pöbel in seinem John Bull entfernen. Daß die nordamerikanischen Freistaaten in der Mitte ihres Uncle Sam einen sehr erklecklichen Pöbel von compakter Massenhaftigkeit aufzuweisen haben, wird niemand läugnen, der für gewisse Thatsachen des republikanischen Selbstgouvernements einige Erinnerung hat. Ja das Vorwalten des bloßen Sicherheits- Nützlichkeits- und Erwerbs-Betriebs in Nordamerika muß schon allein das Fortbestehen einer sehr derben Hefe des Volks dort zur Folge haben; so daß durch jenen Mangel an eigentlich idealer Cultur in dem sonst so großartigen Verfassungswesen der neuen Welt alles Günstige in Betreff der Wegschaffung des Pöbels gerade wieder aufgehoben wird, was sonst jener Erdtheil in der allgemeinen Rüstigkeit, in dem industriellen Verkehr, in der breiteren Gelegenheit zur Arbeit vor Europa voraus hat, und den Plebs aufhören machen könnte. Wenn daher Göthe in jener merkwürdigen Stelle darin fast zu Gunsten Amerika's entscheidet, daß er den Pöbel aus der „müßigen Menge" ableitet, die sich nun zum Theater drängt, theils um für die Bühne und auf den Brettern selbst zu pfuschen, theils als Zuschauer zu gaffen und zu lärmen, so wird derselbe Göthe, als ein so feiner und vielseitiger Kenner der Cultur, als ein Mann dem die edelste Nahrung des Geistes tägliches Bedürfniß war, doch nicht haben läugnen wollen, daß durch den Mangel an Instituten, welche die Cultur um der Cultur willen pflegen, immer wieder und vielleicht ein noch halsstarrigerer Pöbel hervorwächst.

Zunächst aber allerdings kommt es in unserm Roman darauf an, die Jugend noch von allem fern zu halten, was sie ohne feste Grundlage ächter Bildung zu einem bloßen Experimentiren und Tasten auf gut Glück fortreißen könnte. Denn wie hier von der pädagogischen Reform aus das sociale Zeitalter angewiesen wird, die Arbeit so zu theilen und auszubreiten (um eine nichtsthuerische Menge zu verhüten und den Beruf der Menschheit zu erfüllen), daß ein Jeder vom Besitz einer allgemeinen Bildung aus erkennt, wozu er für die Gesellschaft im Besonderen berufen ist, und in diesem besonderen Fache es nun auch zur Meisterschaft zu bringen hat; so wird die Kunst des Mimen hier ausnahmsweise so gefaßt, daß in der Jugend der Beruf dazu sehr wohl vorhanden sein könne, daß aber in der ersten Erziehung noch gar keine Rücksicht darauf zu nehmen sei, weil das Talent zur Mimik erst dann überhaupt zu glücklicher Ausbildung gelangen werde, wenn die wichtigeren Aufgaben gelöst seien, also später im Kreise der Erwachsenen, so daß der, welcher sich dennoch vordränge, entfernt, d. h. aus der Provinz verwiesen werden müsse. Geschähe dieses nicht, so würde man gerade das in dieser pädagogischen Sphäre hegen und pflegen, was ihrem ganzen

Lehrplan widerspräche und ihn aufhöbe. Es würde, da das Talent des Mimen erst dann ausgebildet werden könne, wenn der wirkliche Charakter bereits gegründet sei, um unendlich viele Charaktere der Illusion auf solchem Grunde ohne Schaden darzustellen, es würde die Unsicherheit des Tastens, wovor wir in der Stadt der Künstler so gewarnt worden sind, zur Norm erhoben, und dadurch die ganze Lebenskunst grundsätzlich verpfuscht werden. Wie daher nach dem Früheren diejenigen, welche in der Musik erst Mißtöne vermeiden lernen wollen, in einsame Gegenden der Provinz verwiesen werden, so werden hier die, welche schon vor der Zeit Mimik zu ihrer Lebensaufgabe machen, und das Kunstwerk des Dichters, ohne es zu verstehen, vor der Menge entweihen wollen, so daß sie, selbst ohne Charakter, ein lebendiges Chaos von Charakteren werden, und dadurch ihr ganzes Leben zu einem langen Mißton ausdehnen, sie werden aus der Provinz deportirt, sie werden gleichsam als Verbrecher geachtet, die gegen die heilige Sitte der hier herrschenden oder vielmehr werdenden Cultur sich auflehnend verhalten haben, und daher weggeschafft werden müssen.

Es ist kaum zu sagen, welch' eine unendliche Gedankenwelt, nur zu sehr anzuwenden auf unsere heutige Wirklichkeit, vom Dichter hier angeregt worden ist.

Allerdings der Pöbel soll aufhören, und in der That der Pöbel kann aufhören. Wo aber wird er mehr künstlich, d. h. eben unkünstlerisch, gepflegt, als durch die meisten unserer bisherigen Theater. Der bedenkliche Anfang desselben, wenn wir an jenen landstreicherischen Thespis-Karren denken, wird vom Dichter bestimmt genug angegeben. Der Karren in seiner schleppenden, fast an den Verbrecher erinnernden Bewegung ist schon das Emblem einer sehr verdächtigen Lebensweise und -Reise. Daß auch hier dem Niedrigsten gleich wieder das Erhabenste gegenüber steht, darf uns nicht befremden, denn das ist ja überhaupt der Typus des Menschenlebens. Und so bleiben denn jene Genien, welche in der Geschichte des Thespis-Karrens im Verlauf der Jahrhunderte spärlich unserer Anschauung sich darbieten, um uns zu den höchsten Höhen der Menschheit hinaufzuheben, um auch in deren Abgründe hinunterzublicken, sie bleiben aller Gemeinheit ewig entrückt, obwohl sie selbige bis zum Entsetzen uns aufdecken. Nun aber auch welch' dreifachen Pöbel, entsprechend jener dreifachen Pfuscherei, sehen wir gerade durch das Theater bis in unsere Tage hin großgezogen! Den Pöbel all' dieser Tendenz-Phrasenmacher in gebundener und ungebundener Rede des Drama's, den Pöbel aller Coulissenstürmer von Sprechern, Sängern und Sängerinnen, ohne Ahnung dessen, was der Poet, der Musiker, der Mime eigentlich bedeuten mag, endlich den Pöbel jener auf Intrigue, Lärm, Urtheil mit Händen und Füßen ver-

sessenen Massen, nicht bloß auf Gallerieen, nicht bloß in der Blouse, sondern möglicherweise in allen Räumen dieses geschändeten Kunsttempels, Leute denen es nie um die künstlerische Illusion, wohl aber um die politische Demonstration, nicht entfernt um die Schönheit des Gedankens und der Sprache, um die wirkliche Handlung zu thun ist, sondern die nur auf drastische Gewalteffekte, auf Anspielungen voller Tagesgift lauschen, wenn sie auch nur zu solchen Geistigkeiten noch kommen vor dem Gebrauche der Operngucker beim Ballet, um ganz andere Genüsse sich zu verschaffen, und selbst die Rolle der Gemeinheit vor der Bühne zu spielen.

Bedenkt man nun gar, daß man schon seit früher Zeit — und heute natürlich wieder aufgefrischt — bereits die Jugend dazu anhält, und zwar Mädchen und Knaben, als kleine Mimen aufzutreten, dadurch alle Schranken der Bildung zu durchbrechen, um das Gesetz aller pädagogischen Allmählichkeit zu übertreten, dadurch den Wahn hervorzurufen, daß ein Jeder bereits ohne alles Weitere, was er nur wolle, Dichter, Schauspieler, Kenner sein könne, so wird dadurch nicht nur jede Kunst gefährdet, es wird sogar die Gesellschaft in einer Weise zerrüttet, daß wir wohl einsehen, wie gerade Göthe dazu kommen konnte, in der pädagogischen Provinz, bis auf künftiges Gedeihen unter Erwachsenen, der dramatischen Kunst jede Oertlichkeit zu versagen.

Es ist nicht unmöglich, daß auch die oft so ungegründete Bezeichnung eines dramatischen Kunstwerks als eines solchen, welches zwar ein Meisterwerk, aber noch lange kein Bühnenstück sei, ein Urtheil mit dem die selbstzufriedene Menge so beliebig um sich wirft, auch Göthe'n zu der Ueberzeugung brachte, daß erst anderweitige Veränderungen in der Cultur der Gesellschaft vor sich gehen müssen, bevor für das Theater ein wahres Gedeihen zu erwarten sei. — Uebrigens ist auch hier wohl zu erwägen, daß die pädagogische Provinz selbst, wie sie ein stehendes und doch immer bewegliches Fest ist, einen dramatischen Charakter hat, ja als eine große dramatische Festscene betrachtet werden kann, zumal da, wo sich das großartige Zusammenarbeiten der Künstler um die kolossale Gruppe unsern Blicken eröffnet. Wie unter diesen Künstlern jeder Tag schon ein Fest ist, so bedarf es da keiner besondern dramatischen Durchführung, wo man in einem auf's Schönste geordneten Rhythmus des Handelns sich befindet. Auch steht ja Allen das große sociale Drama des Lebens bevor, welches so Wohlerzogenen gewiß weniger schal und ohne spannende Handlung vorkommen wird, als denen die schon in der Jugend übersättigt und entnervt in's Leben treten. Denn die Welt erscheint meistens nur dem öde und ohne Reiz, der selbst geistlos und verödet geworden ist.

Wenn endlich derselbe Führer, der sicher einer der mitwirkenden Lehrer der Provinz ist S. 171, alles früher gegen das Theater Gerichtete noch so stark zuspitzt, daß wir sogar eine Invektive gegen die dramatische Kunst darin finden könnten, so müssen wir das theils auf den in seinem Fach arbeitenden Pädagogen zurückführen, wie ja auch der Militär, der Richter, der Geistliche und jeder Stand, trotz allgemeiner Bildung, auch einer gewissen Einseitigkeit verfallen, theils soll diese Stärke des Angriffs in der ganzen Oekonomie der Wanderjahre, zu Gunsten der socialen Zukunft, Wilhelmen selbst den Spiegel seiner Vergangenheit vorhalten, um dann rüstig vorwärts zu gehen, um auch noch die letzten Fäden abzuschneiden, welche ihn an das Frühere nochmals binden könnten; so daß er die ganze Misère jener Serlo-Periode, diese ganze Schauspieler-Wirthschaft auf gut Glück, diese elende Lebensreise eines fahrenden Ritters auf dem Thespiskarren der heutigen Bühne daran geben, und vielmehr dem großen Lebens-Drama des socialen Zeitalters sich zuwenden solle.

Haben wir nun schon im Früheren gesehen, daß der Rhythmus des christlichen Jahres wie des alten Bundes die That und die Feier nicht bloß verbinden lehrt, sondern jede in regelmäßiger Wiederkehr auch besonders hervorhebt, so gelangen wir jetzt auch in unserm Romane nach der vereinigten Arbeit und Feier der Künstler zu einem besonderen Feste, es ist

## 7. Das Bergfest.

Den Uebergang aus dem Zusammenleben der Zöglinge und angehenden Künstler und der gemeinsamen Arbeit zu dem umfassenderen Bereiche eines bloß festlichen Verkehrs, in welchem wir auch Erwachsene verschiedener Art finden, bildet sehr sinnreich das Zusammentreffen Wilhelms mit einem der Dreie, indem wir so den Geist, der in dieser ganzen Region waltet, hier nochmals wie eine letzte Weihe empfangen. Es macht einen erhabenen Eindruck, wenn es hier von dem Oberen heißt, er habe sich damals gerade „bei den Heiligthümern befunden“, er habe „unterwiesen, gelehrt, gesegnet“; wir sehen die Dreie gleichsam in priesterlicher Funktion auf einer Rundreise begriffen, wie denn unser Freund hier auch eine Uebersicht von der Gesammtwirksamkeit aller einzelnen Kreise der Provinz nach einem Gesammtplan und zu einem Hauptziele hin mitgetheilt erhält.

Wie nun zugleich auf eine Beförderung der Zöglinge in höhere Sphären hingedeutet wird, so läßt sich mit Grund annehmen, daß an dem Feste, dem wir jetzt uns gesellen, auch die gereifteren Jünglinge theilzunehmen befugt sind, wiefern sie Interesse für das Bergfach verrathen. Auch werden wir überhaupt hier durch die Bergleute, die doch mit der Hand arbeiten, obwohl freilich in einem materielleren Sinne als dort die Künstler, schon stark dem letzten Theile der Wanderjahre angenähert, wo wir besonders viel mit Arbeitern der Hand und zwar mit Handwerkern, als der gesunden Mitte des socialen Lebens, es zu thun bekommen.

Es ist überaus bedeutsam, daß in dem Maße als das Volksfest von den Modernen vernachlässigt worden ist, und bei beschränkten Gesichtspunkten für das öffentliche Leben vernachlässigt werden mußte, daß in demselben Maße in dem socialen Elemente des gegenwärtigen Zeitalters wenigstens das Bedürfniß des Volksfestes sich wieder auf's Stärkste geltend gemacht hat. Es beruht solches Bedürfniß auf der würdigeren Auffassung dessen, was Volk ist, und auf einer ganz richtigen Herausspürung dessen, was die Zukunft herbeizuführen den Beruf hat.

Das Volksfest in seiner wahrhaften Bedeutung ist recht eigentlich die Poesie der Wirklichkeit für die Gesammtheit einer Nation nach den Werktagen ihres Lebens. Es kann nur dann zu Stande kommen, wenn das Volk in seiner Eigenthümlichkeit und gesetzmäßigen Selbstständigkeit anerkannt worden ist, und selbst ein Wissen von ihnen hat. Aus dem Bewußtsein über diese beiden, welche ohne die Herausarbeitung aller religiösen, sittlichen und politischen Anlagen einer Nation, wie ohne den positiven Bestand anderweitiger Cultur gar nicht denkbar sind, ergiebt sich dann alle die geistige Aufgewecktheit eines Volkes, ohne welche wieder ein Volksfest gar nicht zu verwirklichen ist. Alle untergeordneten Stufen und Bedürfnisse (alles das was die bloße Noth des Tages erheischt) müssen demnach von einem Volke durch Tüchtigkeit der Gesinnung und durch Arbeit bereits erstiegen und befriedigt worden sein, damit das Volksfest nicht bloß von außen her angeordnet werde, sondern aus der Behaglichkeit und der leiblichen wie geistigen Frische der Nation freithätig hervorgehe. Das Volksfest muß demnach ein Akt sein, der sich in den Gliedern des Volks von selbst regt, und im Rhythmus seiner ganzen Existenz eben so sicher und als das untrüglichste Zeichen von Gesundheit wiederkehrt, wie etwa Essen und Trinken, Schlaf und Arbeit in dem durch Natur und Sitte geordneten Dasein des Einzelnen in derselben Periodicität wiederkehren. Es sind daher Eigenthümlichkeit, Freiheit, geistige Aufgewecktheit und Behaglichkeit die nothwendigen Erfordernisse zu

dem, was das wahrhafte Volksfest bedeutet. Die Griechen in ihrer schönen Eigenthümlichkeit und, bis auf einen gewissen Grad, auch der politischen Freiheit, in der Aufgeschlossenheit ihrer Sinne und Seelenkräfte für die objektive Herrlichkeit der Natur, der Wissenschaft und der Kunst, in der glücklichen Harmonie ihres ganzen Bestehens, ohne den harten Gegensatz von Uebermuth und Elend, sind bis dahin wohl das einzige Volk gewesen, welches es zu classischen Volksfesten gebracht hat, zu Festen die der Ausdruck leiblichen und geistigen Wohlseins zugleich waren. In dem allen lag denn auch das Bewußtsein der Ebenbürtigkeit eines jeden Hellenen als solchen, ohne den knechtenden Buchstaben des Gesetzes. Die Römer dagegen zerfallen wieder ganz in Elend und Uebermuth, in Darben und Schwelgen, in Plebs und in Patriciat, daher denn auch die römische Wollust selbst an ihrem Gegensatze, der Grausamkeit, bei den öffentlichen Festen sich zu weiden vermag, wogegen das Mittelalter, wie sehr es in seinen Turnieren und sonstigen öffentlichen Ergötzlichkeiten den Ansatz zwar zum Volksfeste nimmt, schon an der Hörigkeit damit scheitert, und endlich die Neueren durch die Phrase von Freiheit und Gleichheit, vollends aber durch die sonstige Gedrücktheit ihrer öffentlichen Institutionen, bis zu einer Wiederkehr des buchstäblichen Gesetzes in England, und durch das bloße Princip der Nützlichkeit, zuletzt sogar durch den kleinlichsten Groll politischer Parteiung, alles dessen was Volks*fest* und nicht bloß Volks*auflauf*, Volks*aufruhr* ist, völlig entbehren.

Das aber ist das Große in der Gegenwart, und zumal in Deutschland, daß nicht Wenige, ungeachtet der Uneinigkeit und Verdorbenheit vieler Gemüther, zum Bewußtsein gekommen sind von der Würde und Selbstständigkeit, welche ein Volk in Anspruch zu nehmen hat, so daß die besseren Deutschen, indem sie dagegen protestiren, mit Wühlern und Frevlern, welcher Partei sie auch angehören, verwechselt zu werden, auf dem Standpunkt des Socialismus in Uebereinstimmung sich finden mit der heutigen Intelligenz Frankreichs und Englands, d. h. mit denen die dort ihre Zeit begreifen und die eigentliche Aufgabe der Gegenwart verstehen.

Wir haben uns in der Gedanken-Entwickelung dieses Buchs bereits darüber ausgesprochen, wie weit der Socialismus seine Berechtigung habe, und wie das Sociale nicht mit dem Socialistischen, Communistischen, Utopistischen und ähnlichen Schwärmereien der heutigen Fortschritts-Manie als einerlei genommen werden dürfe. Der gesunde Socialismus, wie er den Götheschen Wanderjahren zu Grunde liegt, spricht sich überall mit pietätsvoller Anerkennung über die Institutionen des Staats und der Kirche aus, wiefern sie der Ausdruck eines freien und nicht sklavischen Volks- und Gemeinde-Lebens sind, aber er fordert

auch innerhalb des Staats und der Kirche noch die besondere Anerkennung der Freiheit des Individuums, damit dieses die ihm von Gott angestammte Eigenthümlichkeit seines Berufs auch für sich und mit Gleichgesinnten in kleineren Kreisen erfülle, und nicht bloß dazu da sei, in irgend welche äußere Institution aufzugehen. Auch Schleiermacher, der noch lange nicht genug gewürdigt und durchdrungen worden ist, fordert überall innerhalb des kirchlichen Lebens Raum für das Individuum, damit dieses mit Gleichgesinnten die eigenthümliche Erregung seines frommen Bewußtseins noch besonders zur Darstellung bringe; und welcher in mehrfacher Richtung vorwärts strebende Mensch hätte nicht unbeschadet der politischen Gemeinschaft das Bedürfniß, auch etwas anderes noch zu sein als Beamter im Staate. Dem gemäß fordert auch der Socialismus die Zulassung freier Gesellung innerhalb des Gesetzes, damit die Stände einander sich nicht entfremden, damit sie nicht in schroffen Vorurtheilen gegen einander beharren, und auch über die bloße Nützlichkeit und den Geschäfts-Dienst noch hinaus zu gemeinsamer Freude sich erheben, und so zur Darstellung des Reinmenschlichen gelangen. Der Socialismus will eine Zeit herbeiführen, in welcher die Völker selbst so cultivirt zu einander stehen, daß sie, wie dort die Stände eines und desselben Volks, sich nicht mehr anfeinden, sondern sich gegenseitig anerkennen, fördern, und auch ein verhältnißmäßiges Wohlsein von dem Erarbeiteten gewinnen.

Nun fallen aber diese Forderungen des Socialismus völlig zusammen mit demjenigen, was auch die Religion, und namentlich die christliche Religion, in Bezug auf das schon hienieden zu gründende Reich Gottes ausspricht, daher man eben von Seiten des Socialen mit Recht vielfach auf das Evangelium, auf das apostolische Zeitalter sich berufen hat, wenn auch allerdings in dem heutigen Weltwesen die Verhältnisse zu ungeheuren Dimensionen herangewachsen sind.

Der gesunde Socialismus fordert demnach die Verwirklichung der ächten Lebenskunst, in welcher die Völker selbst als Künstler handeln, wodurch auch den künstlerischen Genien, bis auf das Drama hin, einst ganz neue Aufgaben zu Theil werden. In diesem Haupt-Postulate ächter Lebenskunst, welches nur ein anderer Ausdruck für die Wiedergeburt des natürlichen oder selbstischen Menschen ist, sind die beiden Forderungen mitgesetzt, einmal daß jeder der da genießen wolle, auch arbeiten solle, da die Feier durch die Thätigkeit ihrer Idee nach bedingt wird; sodann daß alles was die Natur des Herrlichen birgt, was die Menschheit des Trefflichen erarbeitet, auch Allen zu Gute komme, da Alle von Gott dazu berechtigt sind, und da Alle in der Natur und Geschichte, im Raum und in der Zeit zugleich existiren, um durch den Inhalt beider des Unendlichen und Ewigen inne zu werden.

So könnten wir, eingedenk jenes großen deutschen Philosophen, welcher schon zu seiner Zeit für Deutschlands Nationalität, für das Wohl der Menschheit von wahrhaft socialer Gesinnung durchglüht war, und die Seligkeit des Menschen auch schon hienieden gleichsam an das Ende seiner Philosophie gestellt hat, wir könnten, eingedenk Fichte's, die ganze Weltanschauung des Socialismus in Betreff der Stadien, die weggeschafft und des Standpunkts, der erreicht werden solle, in folgende drei Momente zerlegen:

1, das marternde Bedürfniß, der Zustand der Noth, des Elends, der irdischen Verdammtheit;

2, die Befriedigung des Bedürfnisses als Selbstzweck, der thierische Genuß, das Erdleben;

3, die Bedürfnißlosigkeit als positiver Zustand, als Leben im Andern und daher als Seligkeit, Arbeit und Feier zugleich, als Leben in Gott.

Das Volksfest auch in seiner schönsten Verwirklichung kann freilich nie die Wackerheit, die sittliche Bravheit, die volle Eurhythmie jedes Einzelnen, der daran Theil nimmt, verbürgen, aber für die Gesammtheit als solche wird es als dieses Auffjauchzen des Daseins, als dieses neidlose Zusammentreffen der Freude mit der Freude, als gemeinsame Theilnahme an leiblicher und geistiger Erquickung nach der Arbeit untrüglich die Gesundheit und den normalen Zustand seiner Theilnehmer beweisen, wie etwa Speise und Trank dem auch wahrhaft nicht schmecken, der nicht gesund ist, oder der nicht durch vorausgegangene Thätigkeit sich den Appetit erarbeitet hat.

Kehren wir nun in den Wanderjahren mit unserm Freunde bei dem Feste ein, welches, von Bergbauern ausgehend, Verschiedenen bereitet wird, die dazu eingeladen worden sind, so dürfen wir es wenigstens doch als eine Art Volksfest ansprechen. Ein eigentliches Volksfest ist es freilich schon deßhalb nicht, weil das Volk, welches die Wanderjahre in ihrer großartig socialen Bedeutung beabsichtigen, noch nirgend existirt, ein Volk ohne Pöbel und ohne grelle, oft bloß äußere Bevorrechtungen einzelner Classen, ein Volk durch Cultur in sich geeint und mit andern Völkern verbunden. Ein solches Volk und solche Völker sollen erst auf dem pädagogischen Wege der Wanderjahre gewonnen werden. Wir haben daher in unserm Bergfeste viel mehr erst ein werdendes Volksfest, als ein eigentliches vor uns. Es heißt irgendwo in den Lehrjahren, und zwar bei Gelegenheit der Hochzeitfeier, nur das solle streng genommen erst festlich begangen werden, was bereits glücklich vollendet worden sei, nicht aber das, was erst begonnen werde. In dem Sinne deutet auch obiges Bergfest auf ein künftiges Volksfest erst hin. Dennoch ist es schon in mäßiger Ausdehnung der

Prototyp zu einem solchen, wie es denn auch die beiden Hauptschichten jedes Volkes, Arbeiter mit der Hand und Arbeiter mit dem Geiste uns vorführt, ungeachtet sie in der Liebe zum Bergwesen zusammentreffen.

Nun haben wir im Folgenden auf alle die Einzelzüge sehr sorgfältig zu achten, welche Göthe schon im Früheren angedeutet hat. So der Zusammenhang der Arbeit mit der Feier, die Verwandtschaft des Handwerks mit der Kunst, die Erhebung des einen zur Höhe der anderen, die Berechtigung der Stände und ihrer verschiedenartigen Verrichtungen, endlich das Wünschenswerthe, daß auch der vielseitig Gebildete in einem Fache Meister sei, ja daß er sich auch für eine Werkthätigkeit mit der Hand ausbilde. Wir finden als Boden unseres kleinen Quasi=Volksfestes ebenfalls die Gebirgswelt hier gegeben, welche wir schon zweimal betreten haben, einmal bei Gelegenheit der heiligen Familie, sodann wo Wilhelm mit Montan auf dem Granit der Vorwelt sich zusammenfindet. Ist, wie es scheint, unsre heutige Umgebung zwar nur ein Gebirg von mäßigem Charakter, so fühlen wir uns mit unserm Freunde doch ähnlich gestimmt wie damals, wozu freilich noch die hier herrschende, allgemeine Freude hinzukommt, die in tausenden von Feuern aufflammt. Indem bei diesem Feste die Natur der Unterbau des ganzen Vorganges ist — wie ja auch ein Volksfest immer nur in der Natur vor sich gehen kann — so sehen wir in dieser Oeffentlichkeit auch das Bergbaugeheimniß offenbar gemacht, wir sehen die Erarbeitungen des Bergmanns auf die Oberwelt gesetzt, es ist uns, als wäre plötzlich die ganze obere Erdschicht künstlich abgehoben, indem sich vor uns die Schätze des Bergbaues nach allen Richtungen hin ausbreiten, so daß dieselben Grubenlichter, welche sonst in stillen Schachten, weit durch Klüfte voneinander getrennt, leuchten, hier sich zu einander gesellen, und ein lustig aufgeschlagenes Berglager mit einander bilden.

Wenn die Bergleute hier das Volk im engeren Sinne repräsentiren, welches im weiteren an diesem Orte auch durch die Intelligenz vertreten wird, in Künstlern, in Gelehrten, wie wir denn bei Wilhelm im Stillen sogar an den früheren Kaufmanns=Sohn und Schauspieler, wie an den jetzigen Bildungsbeflissenen überhaupt und Chirurgen noch dazu, bei Jarno=Montan an den Weltmann, Militär, Geologen denken dürfen, so ist es doch von besonders folgenreicher Bedeutung, daß wir es in diesen Bergbauern mit Arbeitern zu thun haben, deren Handwerk, wenn auch nicht, wie das Sprichwort sonst vom Handwerke sagt, einen goldenen, doch recht eigentlich einen silbernen Boden hat, da es hier unter andern auch dieses edle Metall des Silbers zu Tage fördert. Daß der Dichter, indem er uns vorführt, wie diese muntern Gelage durch das Gespräch gewürzt werden, nicht auch die Reden der Bergbauer selbst

zum Besten giebt, hat darin seinen Grund, daß in dieser Scene das Volksfest nur in der Verkürzung des prophetischen Weltblicks gezeichnet wird. Wenn wir dagegen die Reden und Widerreden der Naturforscher bis auf die Species der Theorie hier vernehmen, so wird uns dadurch der große Beruf der Naturwissenschaft für Gegenwart und Zukunft nahe gerückt, wir sehen, wie trotz alles Streites der Schulen und Hypothesen ein baarer Gewinn hindurchgeht, der mit jedem Tage wächst, und sich als der immense Fortschritt zu erkennen giebt, welchen die Naturwissenschaften in unserer Zeit gemacht haben, ein Fortschritt der aber nicht zu vereinzelen, sondern als vollständiger Sieg über alle bloße Empirie auf dem Gedanken und der That zugleich beruht.

Wir haben es unter den hier Streitenden mit Neptunisten und Vulkanisten, mit Dynamikern des Erdinnern und Dynamikern der Atmosphäre, endlich auch mit Gletscher-Theoretikern zu thun. Wir sehen, wie vorurtheillos Göthe allen Hypothesenhelden und Theoriewortklaubern begegnet, wie sie ihm nichts anhaben können, und er ihnen, da solchen Leuten nicht zu helfen ist, den Rücken kehrt, wie denn auch Montan ausdrücklich dem Gedanken und der That und nicht der Phrase das Wort spricht. Auch hier, wie am Anfange der Wanderjahre, hat Montan eine gewisse Wunderlichkeit und Verschlossenheit an sich, eine Seltsamkeit, die er sich aus der Isolirung, aus dem Umgange mit der stummen Gebirgsnatur zu eigen gemacht hat, obwohl von ihm immer noch unendlich viel zu lernen ist. Schon daß er sich als einen so entschiedenen Freund des Rationellen darstellt, schon daß er ein Feind alles Zeitverlustes ist, schon daß er sich erklärt, Jeder habe in einem gewissen Sinne recht, und das Tiefste, Wahrste sei oft gar nicht durch Sprache zu veräußern, jeder solle nur vor allem nach seinem klaren Erkennen handeln, schon das dürfte eine Weisheit sein, die wir für das Zeitalter platter Phrasen und endlosen Geschwätzes brauchen können. Es ist mit Montans neuester Philosophie mindestens so viel gesagt, daß jeder Mensch, wenn er von der ihm durch Gott angestammten Würde Gebrauch mache, eine Entelechie sei, und eben deßhalb in seiner Weise recht habe, so daß die Welt auch ihn hören müsse. — In der Art freilich sich zu gegebenen Problemen zu verhalten, sich über das Wie des bestimmten realen Gegenstandes auszusprechen (m. vergl. S. 180 u. f.) hat Montan etwas von jener neueren negativen Dialektik, wie Schleiermacher darin Meister war, welche sich darin bekundet, daß sie nicht so wohl darlegt, was und wie der Gegenstand sei, als vielmehr was und wie er nicht sei, indem sie ihn von allen Seiten in seiner Unmöglichkeit blicken läßt.

Was die hier trefflich zur Sprache gebrachten Weltwerdungs-Theorieen betrifft, so wird uns, wenn wir von ihnen an die wirkliche Welt herangehen, etwa so zu Muthe, wie es dem Laien geschieht, wenn er von

Cadavern, Präparaten thierischer Körper eben herkommt, und bemerkt, daß ihm der Appetit zu Speis' und Trank vergangen ist, zum besten Beweise für unsern Fall, daß jene Theoretiker das Leben erst todt, widerlich entstellt vor sich haben müssen, um es erklären zu können, und es doch nicht zu erklären vermögen, was denn darzuthun auch Göthe mit beabsichtigt, und mit glücklicher Ironie ausführt. Man vergleiche S. 178, wo unser Dichter solchen Poltergeist und Spuk der Natur, im Wahne jener Theoretiker, gehörig in Scene setzt. Wir haben diese Stelle der Wanderjahre in Verbindung zu bringen mit einer andern in Göthe's Werken (B. 51. S. 186), in dem Aufsatz: „Verschiedene Bekenntnisse", indem dort auch ein solcher Dynamiker des Erdinnern, Herr Elie de Beaumont, von unserm Verfasser ebenfalls abgelehnt wird. Ferner wäre bei dieser ganzen Darstellung des Bergfestes mit seinen Flammen und Flämmchen auf eine Erzählung Göthe's in den Tag- und Jahres-Heften (B. 31. S. 176 u. f.) zu verweisen, indem der Dichter der Johannisfeuer auf dem Hausberge bei Jena ausführlich gedenkt, und auch einen Augenblick auf das Geognostische übergeht. Sodann hätten wir noch an jenes schöne Gedicht bei Rückert zu erinnern in der „Weisheit des Brahmanen", welches S. 202 mit den Worten beginnt: „Ich kam auf meiner Reis' im Karawanenpfade", ein Gedicht, in welchem diese Naphthaflämmchen, welche aus dem Boden hervorlecken, uns in eine sehr verwandte Stimmung versetzen. Endlich was die oben erwähnte Polemik gegen die dramatische Kunst angeht, so sehen wir im Verlaufe des Bergfestes sogleich, daß sie, wie wir vermutheten, nicht so ganz ernsthaft gemeint sei, daß sie mehr innerhalb der eigentlich pädagogischen Sphäre sich geltend machen wolle, denn wir finden schon jetzt die dramatische Kunst in der Scenerie der Natur in unserm werdenden Volksfeste zur Ausführung gebracht, bis auf Verwandlung der Scene und mimische Bewegung, denn es heißt sogleich: „Hohle Felsmassen zogen maschinenhaft heran und schlossen bald ein glänzendes Innere dem Auge des erfreuten Zuschauers auf. Mimische Darstellungen, und was nur einen solchen Moment der Menge erheitern kann, vereinigte sich, um eine frohe Aufmerksamkeit zugleich zu spannen und zu befriedigen."

---

Im Folgenden sind es drei Abtheilungen des Romans, die uns in den eigentlich *socialen* Theil der Wanderjahre hinüberführen, nämlich: „Hersilie an Wilhelm", „Wilhelm an Natalie" und die „Betrachtungen im Sinne der Wanderer."

Hersilie ist uns bereits eine traute Bekannte. Wir kennen sie als durchaus belebt und alles um sich belebend, voller Mutterwitz und Einfall,

voller Naivetät und Muthwille, um dadurch Andern manche Verlegenheit, aber auch manche Kurzweil zu bereiten. Und doch — was veränderte sich nicht hienieden! Ist doch auch die Natur im großen Ganzen immer dieselbe zwar, dennoch zugleich stets im Wandel begriffen. So auch der Mensch, in welchem eine so frische Natur als Grundlage sich erkennen läßt, wie in Hersilien, ändert sich zwar nicht in seinem Grunde, wohl aber in dem, was auf dieser dunkeln Tiefe herüber und hinüberspielt. Sogar die ausgeprägte Maxime, der männlich ausgearbeitete Charakter vermögen hier nicht ganz zu widerstehen, wie sollte gar ein zartes Weib Widerstand leisten! Glücklich daher, wer einen sittlichen Halt in all' dem Wirbel ein für alle Mal gefunden hat! Haben wir doch selbst Jarno'n verändert gefunden. Auch er ist umsonst kein Wanderer, wie alle Menschen es freilich sind. So ist denn auch Hersilie, wenn wir ihren Brief an Wilhelm schärfer in's Auge fassen, in der Wanderung und Wandelung begriffen. Sie ist noch die frühere in neckisch oscilirender Bewegtheit des Gemüths, aber ihr ist längst etwas begegnet, was sie jetzt erst stutzig zu machen scheint. Hören wir es doch nicht selten, daß gerade solche Mädchen-Naturen, wie Hersilie eine ist, leicht, munter, von Erfindung des heitersten Humors bewegt, etwas erleben, was sie plötzlich fast unbewußter Schwermuth nachhängen läßt. Sie fühlen dunkel, daß ihnen etwas widerfuhr, was ihnen gar nicht widerfahren sollte. Sie sind ihrem Naturell nach auf völlige Ungebundenheit der täglichen Stimmung, auf Unabhängigkeit gewiesen, und sie sind jetzt beinahe verstimmt und gefangen. Sie betreffen sich dabei, daß sie jetzt zerstreut, daß sie in ihren Gedanken stets zu Zweien sind.

Diesen Grundton eines zwischen einst und jetzt kämpfenden Zwiespalts trägt durchweg der herrliche Brief Hersiliens an Wilhelm in sich und an sich. — Was oder vielmehr Wer ist ihr denn aber begegnet (fragen wir voll Unruhe), um ihre ungebundene Heiterkeit fast durch Grübelei und Kopfzerbrechen zu stören? Felix ist es! Felix, der Knabe, trifft mit einem bereits zur Jungfrau herangereiften Mädchen zusammen, und faßt für sie ungestüme Neigung, wie alles in ihm und an ihm ungestüm ist; Felix-Euphorion, den wir schon als den in frühester Lebenszeit zum Untergang Hinstürmenden vor uns gesehen haben, bringt in einer Jungfrau Veränderungen hervor, welche sie plötzlich zur Entdeckung eines dämonischen Waltens befähigen; sie empfindet dunkel die Macht jener wahlverwandtschaftlichen Beziehungen, die durch den Ungestüm der Natur das Grauen der Unnatur heraufbeschwören; sie empfindet das alles dunkel, dennoch aber vernehmlich. Sind doch die Jahre, welche sie von jenem unbändigen Knaben trennen, sprechende Zeugen genug, daß sie bereits einer anderen Weltzeit gehört, als er; und doch sind die Neigungen — sie kann es nicht läugnen — auf beiden Seiten die tollkühnen Brücken über jedwede Weltkluft. Obwohl sie mädchenhaft-naiv, unbefangen-lieblich, und

fast mit Gewalt älter scheinend als sie doch ist, diese unnatürliche Liebe des Knaben zu ihr erklärt, indem sie des Säuglings und der Amme gedenkt, ahnt sie noch nicht das ganze Tragische, was Felix unrettbar über sich, und, wenn sie nicht ganz auf ihrer Hut ist, auch über sie bringen wird. Sie denkt offenbar nicht mehr an jene beiden einstigen Scenen auf dem Landsitze des Onkels, wo Felix im Ungestüm seiner Neigung für sie sich sogar körperlich verletzt (erstes Buch S. 72), und dann nicht an die andere, wo er in einen Graben stürzt (S. 104 das.). Hätte sie in diesem Augenblicke ihres Schreibens an Wilhelm an jenes Blut und an diesen stürzenden Reiter gedacht, sie hätte in Felix' Neigung zu ihr vielmehr das tiefere Gesetz seiner individuellen Natur erkannt, welches ihn eben deßhalb ungestüm vorwärts reiße, weil er dazu berufen sei, früh an sein Lebensziel zu kommen; so daß er unbewußt kämpfend zwischen krampfhafter Lebenslust und tragischer Lebenskürze sich in solchem Kampf und erwachender Liebesgluth sogar an ein älteres Weib klammere, die den Jahren nach dem Grabe näher stehe als er, die er aber, obwohl der Jüngere, durch Schnelllebigkeit bei weitem überflügeln werde.

Doch wir werden im Künftigen ferner noch dieser furchtbar schönen Erscheinung unseres Ungestümen gedenken, der da, wo Alle entsagen, nicht zu entsagen weiß. Der Gesichtspunkt für das moderne Zeitalter würde aber hier der sein, daß Felix, wie wir ihn schon längst mit Euphorion im zweiten Faust und Lord Byron zusammengeschaut haben, auf die Schnelllebigkeit unseres heutigen Geschlechts hindeutet, welches, epigonen- und titanenhaft zugleich, nicht ohne Anlage aber ohne Ausdauer, sich im Einzelnen oft viel zu hoch anschlagend, schon vom Ende des vorigen Jahrhunderts ab, wenn wir uns des Sturmes und Dranges in Deutschland und des forcirten Naturalismus überhaupt erinnern, in seinen späteren Repräsentanten immer vorwitziger, in den letzten zwar frühreif aber auch zeitig abgewelkt, schnellem Untergange entgegeneilt, als ahnte dieses Geschlecht die Zeit, der es Platz zu machen habe, in welcher aus neuer Erstarkung der Naturen, aus der socialen Wiedergeburt der Völker eine ausgetragene Frucht der Menschheit in die Erscheinung treten wird. — —

In der nächsten Abtheilung, welche aus tagebuchartigen Bemerkungen an Natalien zusammengesetzt ist, begegnet Wilhelm sogleich dem Zuge im Menschen, welcher diesen zwar vorwärts drängt, aber ihn auch der Mißlichkeit des Tastens, bei vielleicht nicht entsprechender Anlage, Preis giebt. Aber wir sehen sehr bald, unser Freund tastet selbst in dem, was er Natalien eigentlich sagen will, wie er denn in seinem Leben, bei aller Vortrefflichkeit seiner Individualität, viel hin und her experimentirt hat. Endlich gelangt er in seinem Schreiben bei jener Erzählung vom Fischerknaben an, die sich, in ihrer Ausführung von

seltener Schönheit, von S. 191 bis 206 erstreckt, und durch welche Wilhelm sich auf einen Pfad hinausfindet, der ihn sich vor Natalien und sich selbst rechtfertigen läßt, indem er ihn für's Künftige einer speciellen Thätigkeit überweist, und ihn in Hülfeleistung leidender Menschheit als ein nützliches Mitglied der Gesellschaft außer Zweifel setzt.

Was nun diese wohl noch wenig beachtete Erzählung vom Fischerknaben betrifft, so ist sie bei all' der fragmentarischen Kürze eine der herrlichsten Idyllen, welche je von einem Dichter erfunden worden sind. Aus dem weichen, köstlichen Dufte dieser lieblich deutschen Pfingstnatur, die zu genießen eine harmlose Bürgerfamilie sich aus den dumpfen Mauern der Stadt einmal aufmacht, tritt uns sogleich jene herrliche Gestalt des Fischerknaben entgegen, und gesellt sich dem Erzählenden (Wilhelm), der, selbst noch Knabe, für alle Schönheit der Natur, für alle Innigkeit der Empfindung die erste, unangebrochene Jugendfrische hat. Er könnte, aus der städtischen Verweichlichung eben herkommend, sich grenzenlos vertiefen, selig sich verlieren mit dem Genossen, den er so eben gefunden, in diese Felder und Wälder, durch diese Thäler und Hügel, um Schmetterlinge zu jagen, dem ihm so neuen Gesange der Vögel zu lauschen. Der Fischersohn aber flieht all' solche Weichlichkeit, er fühlt, unternehmenderer Natur, bei gleicher Fülle der Jugend und Gesundheit, mehr zum Wasser sich hingezogen. Das Spiel mit der Gefahr hat für ihn größeren Reiz als das Spiel mit dem Spiel, und sollte er in der Gefahr auch den Tod auffinden. Wie schnell ist in so glücklichen Jahren die Freundschaft geschlossen! Es ist etwas von Orest und Pylades in dem schnellen Zusammen dieser beiden Jüngling-Knaben, wie weit sie auch dem Stande nach auseinander sind. Es spielt ein ächt antikes Helldunkel in diese ihre aufjauchzende Lust, in dieses tragische Erfahren beider Genossen. Die Natur draußen oder vielmehr oben in üppigster Frühlingsblüthe, in der Fülle ihres warmen Lebens, unten dagegen das unheimliche Dunkel der Tiefe, der kalte, immerdar lauernde Tod in der sich öffnenden Fluth. Bevor aber solch' Schicksal sich vollendet, kommt gar noch der Liebe Vollglück, wenigstens in tausend Ahnungen, in das Herz des Sohnes der Stadt. Doch schon fühlt er sich wieder zum Freunde hingezogen. Und wie sieht er ihn wieder! Folgt so schnell, im Lauf einiger Stunden, dem goldenen Zeitalter das eiserne mit aller Wucht der Vernichtung? Und so ist es. Auf die vollendet vom Dichter herausgestellten Herzensentzückungen in dieser kleinen Idylle stürzen sich sogleich die Schrecken des Todes herein. Mischt sich in diesen Enthusiasmus und in dieß furchtbare Pathos noch gar die Vermittelungs- und Hantirungslust ächter Weiblichkeit in der Tante, die mitten im bittersten Weh noch an Schlüsselblumen und Krebse denkt, so haben wir in diesem idyllischen Meister-

stück eine vollständige Welt, wie sie heute noch ist bis auf die letzte Ergänzung, indem der Erzählende vor Natalien seine Lebensgeschichte recapitulirt, und, eingedenk jenes Bestecks, mittheilt, wie er durch dasselbe dem Leben erhalten wurde, die Geliebte gewann, und auch neuerdings durch Montan sich einer Thätigkeit zugewiesen sah, welche an ihm den Spruch des Dichters zur Erfüllung bringt: „Edel sei der Mensch, hülfreich und gut." — Die „große Gesellschaft" und „das Verband". S. 210 sind schon die bedeutungsvollen Grenzzeichen jenes ausgebreiteten socialen Verkehrs, in welchen wir nächstens gelangen.

Die ganze Reihe dieser trefflichen Fragmente in dem Schreiben Wilhelms, zumal die Fischer-Idylle, vereinigt in sich die Einfachheit antiker Plastik mit moderner, ächt deutscher Sentimentalität. Es erinnern diese Bruchstücke an etwas Göthe'n Ureigenes in der Prosa, wie es uns in seinen frühesten Dramen, am meisten ausgeprägt aber im Werther, in vielen Partieen der Lehrjahre, in Dichtung und Wahrheit, besonders in der Geschichte von Sesenheim, begegnet. Es ist das Specifisch-Bürgerliche, das Einfache und doch in der Art der Darstellung höchst Gebildete, wie sich das alles in Wilhelms eigenster Natur zu erkennen giebt. Indem dieser in dem Schreiben an die ihm Verlobte anfangs noch mit einer gewissen Verlegenheit zu kämpfen hat, wie er ihr die Wahl seiner neuen Lebensthätigkeit in einem bestimmten Fache mittheilen solle, so ist nichts geeigneter, solche Seelenstimmung des Schreibenden auch uns zu vergegenwärtigen als diese Aufeinanderfolge von Aphorismen, von denen wir von vorn herein noch nicht wissen, worauf eigentlich sie hinarbeiten. Wilhelm macht uns durch das Aufnehmen und Wiederfallenlassen von Einzelnheiten in hohem Grade gespannt, er regt die Sache von den verschiedensten Seiten her an, er breitet mancherlei Fäden der Länge nach aus, er bringt den Einschlag zum Vorschein, um mit seinem eigentlichen Entschlusse vorzurücken. Endlich entdecken wir, es laufen alle jene Längen-Fäden in einen Knotenpunkt zusammen, es ist die Chirurgie; bald werden sie sich, indem sie wieder hervorkommen, mit dem Einschlage zu einem festen Gewebe vereinigen, welches wir im dritten Theil der Wanderjahre sich ausbreiten sehen.

Wie wir es aber wohl lieben, und auch weise darin handeln, vor einem wichtigen Lebensabschnitte in uns zu gehen, uns der Betrachtung zu überlassen, so gelangen wir, nach der sinnigen Anordnung des Dichters, auch hier, unmittelbar vor der Sphäre des Socialen, zur dritten der früher erwähnten Abtheilungen, es sind die: „Betrachtungen im Sinne der Wanderer."

Mögen dieselben von Vielen immerhin als ein bloßes Einschiebsel, als ein zufälliger Anhang zu den Wanderjahren angesehen werden, so

hat der Inhalt dieser, ebenfalls aus Fragmenten bestehenden Zusammenstellung doch eine offenbare Beziehung auf den Inhalt des ganzen Werks, indem er theils die Oekonomie des Früheren in Erinnerung bringt, die Lebensansichten, Grundsätze der bereits vorgeführten Charaktere schärfer abgrenzt, theils auf die Oekonomie des Künftigen, auf die Motive, Hauptgesichtspunkte, Grundsätze und Lebensregeln der nachfolgenden Charaktere und des sich bildenden Menschen überhaupt hinlenkt, und so die Weltbetrachtung der Wanderer gleichsam dogmatisch vor das Auge uns stellt.

Wiefern es nun in den Wanderjahren, mit Einschluß ihrer Hauptbestandtheile, des Pädagogischen und des Socialen, wie wir oft schon darauf hingedeutet haben, auf eine Lebenskunst im weitesten Sinne abgesehen ist, muß wohl für sie die Kunst auch als solche von höchster Wichtigkeit sein. Wir haben uns davon in der pädagogischen Provinz überzeugt. Alle ächte Kunst wird jedoch auch des Ethischen nimmer entbehren können, setzt aber auch die Natur voraus; nie jedoch so, daß sich die Kunst mit der bloßen Copie der Natur zu begnügen hätte, eben so wenig als die Kunst einen bloß sittlichen Zweck haben sollte; sondern wie die wahre Kunst die Wiedergeburt der Natur durch Verklärung d.h. durch vollendete Darstellung des Schönen im Elemente des Idealen ist, und zwar mit strenger Beobachtung des Naturgesetzes, so wird auch das Sittliche in dem Ganzen des Kunstwerks zur Erfüllung seines Gesetzes gelangen, nicht aber um damit nur Lehre zu beabsichtigen, sondern um vielmehr jene innere Harmonie zu erreichen, ohne welche keine Welt bestehen könnte, also auch nicht die des Kunstwerks. So ist denn die nähere Bezeichnung der „Betrachtungen" als: „Kunst," „Ethisches," „Natur" hier nicht zu übersehen, sondern von höchster Wichtigkeit.

Was nun die einzelnen Aussprüche unseres Dichters in dem vorliegenden Abschnitte angeht, so überlassen wir ihre speciellere Ausdeutung dem Leser, der das Studium und nicht bloß die Lektüre der Wanderjahre unternimmt, indem wir bei einem genaueren Verweilen uns zu sehr in die Breite ausdehnen würden. Nur das Wenige erlauben wir uns noch zu bemerken, daß an mehreren dieser Aphorismen wohl Freund Jarno-Montan zu erkennen sein dürfte. — Das Fragment S. 221 oben: „Was wir ausdenken, was wir vornehmen, sollte schon vollkommen so rein und schön sein, daß die Welt nur daran zu verderben hätte; wir blieben dadurch in dem Vortheil, das Verschobene zurecht zu rücken, das Zerstörte wieder herzustellen," drückt auf's Bestimmteste und Sauberste die Weihe aus, ohne welche der Mensch nie an ein Hervorbringen, welcher Art es auch sei, gehen sollte, jene hohe Idealität, welche nicht bloß einen nie zu erschöpfenden Reichthum birgt, sondern deren Wesen auch zugleich die Sicherheit der Ausführung ist, statt daß wir Jetzige nicht selten uns ab-

mühen, alle Idealität vor der Welt zu verläugnen, uns der letzten in der Tendenz auf gut Glück zu fügen, um selbst eine Verdorbenheit der Welt zu spenden, wo wir denn freilich uns gestehen müssen, daß an einem in der Produktion bereits Verdorbenen von der Welt nichts mehr zu verderben, geschweige von uns noch etwas herzustellen ist. — In dem Fragment S. 247: „Weder Mythologie noch Legenden" könnte mancher das Härteste finden, was im prophetischen Fernblick über den heutigen Standpunkt Schelling's nur ausgesagt werden konnte, wogegen wieder Aeußerungen wie S. 257: „Die Vernunft hat nur über das Lebendige Herrschaft; die entstandene Welt, mit der sich die Geognosie abgiebt, ist todt; die Vernunft hat hier nichts zu thun;" so auch später: „Das Entstandene begreifen wir nicht" so sehr mit der neuesten Lehre jenes Philosophen übereinstimmen, daß sie uns an jene Zeit gemahnen, in welcher Schelling selbst die That seiner positiven Philosophie der Welt als eine Katastrophe verkündete. — Endlich das letzte Fragment S. 261 übergiebt uns in seinem unendlichen Tiefsinn mit dem es, bei Gelegenheit des Problems, Arbeit und Feier als eins setzt, und uns schon die Unsinnlichkeit des Ewigen andeutet, in dem darauf folgenden „Vermächtniß" ein Gedicht, welches künstlerisch die Ewigkeit, das nicht zu verwüstende Sein zur Anschauung bringt, und dieses Schauen in dem wohlthuenden Rhythmus des Verses auch zu einem musikalischen Vernehmen umgestaltet. Es ist dieses Gedicht den Wanderern auf ihrem nächsten Lebenswege, der sich bis in die neue Welt unseres Planeten erstreckt, zu einem lebenslänglichen, ja ewigen Testamente ausgesetzt, von dessen Inhalt sie zehren, und es sich wohl sein lassen können, und auch wir dürften dieselbe Erfahrung für unsern eigenen Lebensweg machen, wenn wir (wie wir als Lebens-Wanderer ein Recht dazu haben) jenes Vermächtniß auch für unser Heil zu eröffnen verstehen. Es verhält sich dieser herrliche Gesang: „Vermächtniß" so zu ächter Lebenskunst, wie jener: „Zu erfinden, zu beschließen" S. 168 zur Kunst im engeren Sinne; hier wird uns der Compaß in dichterischer Weise ausgestellt, um sicher, einsam wie gesellig, den Strom der Begeisterung, des künstlerischen Producirens zu durchschiffen und Ewiges zu schaffen; dort dagegen um, eben so einsam und gesellig, die ganze Weltherrlichkeit zu durchmessen, und durch deren rechte Würdigung zur Anschauung des Ewigen zu gelangen.

Aber auch der Kreis der Gestalten, mit denen wir es hier unmittelbar zu thun haben, erweitert sich je mehr und mehr. Dieß deutet schon der Name der Gesellschaft an, welche uns zunächst aufnimmt. Dieser Name ist:

## 8. Das Band.

(Wanderjahre drittes Buch.)

Wenn wir in dem dritten Buche der Göthe'schen Wanderjahre vorzugsweise das zweite Hauptelement des ganzen Romans: das Sociale zur Darstellung gebracht finden, so ist hiemit keineswegs gesagt, daß jener andere Bestandtheil: das Pädagogische des ersten und zweiten Buches hier aufgehört habe, vielmehr ist von uns schon früher darauf hingedeutet worden, daß der pädagogische Inhalt in dem dritten Buche nur in ein höheres Stadium getreten sei. Dieses höhere Stadium ist eben das Sociale, in welchem sich das Pädagogische daher immer wieder, wenn auch mehr praktisch, geltend machen wird. Es hat in diesem stetigen Zusammenhange beider Elemente der Dichter überaus glücklich den Gang der Erziehung des Menschengeschlechts uns zu vergegenwärtigen vermocht, indem die früheste Cultur sicher im Schoß der Familie sich vollbringt, aus ihm in weitere Kreise übergeht, so daß, wie mit dem Vereinsleben der Familien sich die Staaten hervorbilden, und sich diesen gegenüber der Geist der Menschheit nicht bloß als natürlicher, sondern als heiliger, als Geist Gottes, in der Kirche constituirt, von nun an, im Interesse des Staats und der Kirche, das pädagogische Element sich in besonderen Schulen entwickelt. Diese Institute arbeiten darauf hin, den Einzelnen so weit zu bringen, daß er die durch Familie und Schule empfangene Erziehung und Bildung als Selbsterziehung und Selbstbildung fortsetze. Weiter jedoch sollen jene Institute im Fortgange der Zeiten herbeiführen, daß die Freiheit des Individuums immer mehr geschützt und gepflegt werde, um das große Vereinsleben der Staaten und Gemeinden noch mehr zu organisiren — denn der vollkommenste Organismus ist immer der, in welchem jedes Organ selbst wieder organisch ist —, in dem einzelnen Staat und der einzelnen Gemeinde das Bedürfniß freier Gesellung stets mehr zu erregen, so daß diese Gesellung den Einzelnen mit jenen großen Corporationen noch lebendiger vermittelt, und ihn nach der Seite des Staats davor bewahrt, in der Isolirtheit des einzelnen Standes zu verharren, nach der Seite der Kirche ihn mahnt, den Geist der Verbrüderung und stets zu erneuernden Wiedergeburt, welchen die Kirche überliefert, nicht an den knechtenden Buchstaben zu entäußern, was aber beide Beziehungen betrifft, das Individuum dahin zu erheben, daß es die Cultur um der Cultur willen übt, und doch darauf bedacht ist, nicht bloß auf der Höhe des Ideals zu verweilen, sondern auch auf das Reale einzugehen, in einem bestimmten

Fache thätig zu sein, und so die Erhabenheit und die Schönheit mit der Nützlichkeit zum Gedeihen Aller zu verbinden.

Blicken wir auf den Weg hin, den wir in unserm Romane bis dahin zurückgelegt haben, so ist es sehr bedeutsam, daß der geschichtliche Proceß der Religion, die ja ganz besonders den Geist der Verbrüderung pflegt, ihn ausüben lehrt, und damit schon auf den Socialismus der Zukunft hinweist, sich in den verschiedensten Partieen des Werkes, und zwar gleich von vorn herein, uns zu erkennen gab, von jetzt aber auch auf das Praktische im Verbande mit Anderen hinarbeiten wird. Demgemäß dacht sich die ganze Region unserer Wanderung von jenen stillen Gebirgshöhen, die uns die heilige Geschichte vorführten, und uns im ersten Gespräche mit Montan sogar an die Weltschöpfung mit allen Schauern erhabener Urwelt gemahnten, weiter sich durch die romantischen Gebiete der Novellen und die zukunftsvollen der pädagogischen Provinz absenkten, es dacht sich diese ganze Region allmählich immer mehr vor uns ab, je mehr wir auf dem Gebiete des Socialen fortrücken, ja es scheint sich im Verlaufe des dritten Theils jenes Gebirgs-Terrain immer entschiedener in ein weites Gebreite fruchtbarer, cultivirter Ebenen bis an das Meer hin zu verlieren, welches uns denn zuletzt auch in der That aufnimmt, um die neue Welt auch jenseit des Oceans mit der Cultur der alten zu verbinden, und so die Bildung immer gedeihlicher über den ganzen Planeten fortzuleiten. So, könnte man sagen, beginnt unser Roman, wenn wir uns jene lieblichen Anspielungen seines Anfanges vergegenwärtigen, in jener heiligen Novelle von St. Joseph gleichsam mit dem Orient, trägt diesen heitern Morgen stets fortschreitender Cultur in den Occident hinüber, und nimmt so Asien, Afrika („Flucht nach Aegypten"), Europa, Amerika in das große Netz pädagogisch-socialer Bildung zugleich oder vielmehr nach einander auf, um in diesem ostwestlichen Gange den Gang aller Cultur zu versinnbilden, und, wie gesagt, solchen stets heller werdenden Tag der Civilisation über den ganzen Planeten zu führen.

Soll mit dem Socialen, im besten Sinne des Wortes, Ernst gemacht werden, soll endlich die durch Jahrhunderte erworbene, aber zerstreute Cultur Allen zu Gute kommen, soll das einzelne Volk in sich selbst gedeihen, und sollen die Völker an Völkern sich groß ziehen, so muß damit begonnen werden, daß die einzelnen Stände, auf deren Vereinigung schon die Lehrjahre hinwirkten, nun auch in geregelter Werkthätigkeit, wie in der Feier bleibend einander näher treten. Der Handwerker ist gerade derjenige Stand im Volksleben, welcher zwei extreme Richtungen in sich vereinigt, indem er in der Mitte steht zwischen den Ackerbauern und denen, welche vor allen andern die Intelligenz repräsentiren. Die Vergesellschaftung zu Gunsten eines allgemeineren Wohlseins wird daher zu gleicher

Zeit die Boden=Cultur, das Handwerk und die vorzugsweise Intelligenz vom Künstler bis zum Gelehrten im Auge haben müssen. —

Gehen wir nun mehr an die Betrachtung des Einzelnen im dritten Buche, so wird man im Verfolge der ersten Capitel sogleich davon überzeugt, in welchem Grade auch dieses Buch als ein prophetisches sich erweist.

Wir knüpfen den Beginn des dritten Buches an jene Stelle am Ende des zweiten, wo Montan zu Wilhelm sagt: „Daß ein Mensch etwas ganz entschieden verstehe, wie nicht leicht ein anderer, darauf kommt es an, und besonders in unserm Verbande spricht es sich von selbst aus.“ S. 210. Dieses Verband ist natürlich die Gesellschaft, die wir bereits aus den Lehrjahren von Lothario her kennen, und der Wilhelm längst angehört. Diesen „Verbündeten“ ist nun mit dem Beginne des dritten Buchs Wilhelm eben im Begriff sich „zu nähern“ (S. 3). Diese Verbündeten haben sich jedoch bedeutend vermehrt, wir finden sogleich, daß Handwerker, und zwar Zimmerleute, Maurer u. a., sich ihnen angeschlossen haben. In diese Gesellschaft gelangt unser Freund. Wir fühlen es sogleich dieser ganzen Schilderung ab, unter den hier Anwesenden befinden wir uns auf dem sichern Boden des Realen, der Solidität. Unbedingtes Vertrauen herrscht hier. Aber wie diese Leute sich zu einander gesellt haben, wie die Handwerker es aus den Gebräuchen ihrer Gilden, Zünfte, Innungen gewohnt sind, waltet unter ihnen feste Ordnung, bestimmte Sitte, wie sie freilich die Bedingungen jeder tüchtigen Gesellschaft sind. Das Wie ist die Bedingung des Was, die Sitte ist die Bedingung der Geselligkeit. „Ubi homines sunt modi sunt.“ Es muß sich eine Regel bilden. Jener „Spruch“ weist uns als solcher schon auf das Volk hin, denn das Volk liebt Sprichwörter. Es hat im Sprichwort seine Weltweisheit, seine Haus= und Lebensmoral, aber auch seinen vielfachen Trost, um nicht zu verzagen. Nun aber wird sogleich von besonderer Wichtigkeit für den Rhythmus dieser Gesellschaft der schöne Gesang, der sich in unterbrochenen Strophen bis S. 15 fortzieht, zu dem Wilhelm selbst Veranlassung giebt, und welcher im Munde der Handwerker lustig und durchdringend erklingt, so daß sich Poesie und Musik hier vereinigen, wie denn das Volk von Natur auf beide gewiesen ist. In diesem Gesange: „Von dem Berge zu den Hügeln“ haben wir den Lehr= und Wanderbrief des dritten Theils unseres Romans in gebundener Rede und melodisch noch dazu. Auch erwacht in uns bei der Zwischenrede der Handwerker jenes bekannte herrliche Volkslied unseres Dichters: „Durch Feld und Wald zu schweifen“ (Göth. Werke B. 1. S. 25), denn Musensöhne und Handwerksbursche sind verwandter, als man meinen sollte. Der Verfasser manches trefflichen Volksliedes ist wohl ein nie bekannt gewordener Handwerksbursche, wenn es nicht gar ein Student ist. Es ist schön

und sinnreich in unserer Sprache, daß man sogar den Genius der Poesie schon von vorn herein dem Studenten zutraut in dem Worte: Musensohn.

Jenes Lied: „Von dem Berge zu den Hügeln" ist der entsprechende Gesang der Handwerker zu zwei anderen, bereits erwähnten, in dem Verlaufe der Wanderjahre. In dem Gesange: „Zu erfinden, zu beschließen" Buch II., S. 168 hatten wir das Lied für die Kunst im engeren Sinne; in dem Gesange: „Vermächtniß," S. 261, (denn dieses Gedicht hebt sich bei richtigem Vortrage in seiner, man möchte sagen, freimaurerartigen, schwungvollen Diktion sogleich als Gesang ab) hatten wir das Lied für die Kunst des Lebens. Endlich in dem Gesange der Handwerker: „Von dem Berge zu den Hügeln" B. III., S. 13 haben wir das Wanderlied. Die durchaus harmonische und melodische Art der Durchführung dieses Gesanges bringt es uns sogleich nahe, daß wir es hier mit Landsleuten zu thun haben, die sich in der ihnen angeborenen, freien und doch musikalisch richtigen Weise als Söhne eines so musikalischen Volkes wie das deutsche legitimiren, im Unterschiede von den Franzosen, wenn wir an die Klage J. J. Rousseau's denken. Der Gesang, wie hier diese Handwerker ihn anstimmen, hat sich in neuester Zeit im Bereiche des Socialen ganz ähnlich geltend gemacht, in den Handwerkervereinen, Bürgergesellschaften, und wirklich hat sich auch hier mancher Handwerker als Dichter bewiesen, wie denn auch in Frankreich (wir kommen im Späteren eigens darauf zu sprechen) diese Handwerkerpoesie und =Sangeslust sich in schönen Weisen ebenfalls Bahn zu brechen wußte.

Nun zeigt sich aber besonders in der zweiten Strophe unsers Wanderliedes: „Denn die Bande sind zerrissen" (S. 13), und in der weiteren Rede dazu, das bereits in Erfüllung Gegangene in der Prophetie des Dichters. Es ist die tragische Seite der Auswanderungen bis auf auf alle die Schmerzen der Trennung, des Ungewissen, bis auf das ganze Pathos des Scheidenden. Wie viel Derartiges ist in jüngster Zeit, bei Gelegenheit unserer Auswanderer nach dem Westen schon vorgekommen, und wie vieles wird noch vorkommen! Wie weh thut dieses Zerreißen des Bandes mit der Heimath! Die „Wiederholungen" sind hier beim Gesange der herrliche Ausdruck für das Scheidenmüssen und doch kaum Scheidenkönnen, für das immer noch einmal ansetzende, innige Abschiednehmen. „Gedenke zu sterben" (S. 14). Sie wollen ja, diese unsere Auswanderer, der alten Welt, dem alt gewordenen Europa wirklich absterben (und Unzählige sind ihm bereits abgestorben!), demselben Europa welches freilich durch das Sociale wieder jung werden soll, und jung werden wird; sie wollen einer neuen Welt sich zuwenden, um von all' ihren diesseitigen Mühsalen zu auferstehen. Aber

— sterben ist immer bitter, und welche Dissonanzen spielen möglicher Weise in solchen Tod! Die tragische Muse der Gegenwart spitzt schon den Griffel, und hat bereits damit geschrieben, wenn wir unter andern an Gutzkow's Liesli denken.

Wenn aber die Auswanderung auch ihr Pathos mit sich bringt, so entbehrt sie doch keineswegs der Heiterkeit, so eröffnet sich in ihr auch eine unendliche Werdelust. Lenardo und die folgenden Strophen unseres Gesanges weisen darauf hin. Führte die Auswanderung oft auch Verletzungen von Pflichten mit sich, so hat sie nicht selten doch auch ihre volle Berechtigung gehabt. Alles das klingt in unserm Liede auf's Schönste wieder. Zuletzt ist ja (das Vaterland in hohen Ehren gehalten) die Erde selbst, ja das Universum des Menschen Vaterland, denn das Weltgebäude ist Gottes Haus, überall oben das blaue Himmelsdach der Unendlichkeit, ein Gebäude voller Wohnungen, wie es ja heißt: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen."

Gelangen wir nun im Weiteren des Romans, nach so heiterer geistiger Erhebung, auch noch zu einer gemeinsamen Tafel (S. 13), zu der gewiß Jeder, bei sonstiger Behaglichkeit, wie seine Hand stark ist, auch einen starken Appetit mit St. Christoph mitbringt (obwohl das Maß und die Mäßigkeit obigen Spruches: „Ubi homines sunt modi sunt" gewiß auch die Devise dieses Mahles ist); so haben wir hier ja auch die gemeinsamen Essen, die Zweckessen (deren Maßhaltung wir freilich nicht stets verbürgen möchten), welche, von Gesängen und Reden begleitet, die neueste Zeit Gelehrten und Ungelehrten, Künstlern und Handwerkern in unübersehlicher Menge gebracht hat, und noch bringen wird, wie es denn auch überhaupt in unserm Romane von zutreffender Symbolik für die letzten Jahre ist, daß die Gesellschaft den „Gasthof" eigens für sich in Beschlag genommen, d. h. „gemiethet" hat. Wir Heutigen würden freilich vornehmer sagen: d a s H ô t e l, zumal wenn wir an unsre politischen Vereine der letzten Zeit denken wollen. Aus dieser ganzen Tafelfeier von Arbeitern mit der Hand und Arbeitern mit dem Geiste spricht denn auch hier wieder der Grundsatz der socialen Moral, daß der, welcher arbeitet, auch feiern und genießen dürfe, der welcher feiert und genießt, auch arbeiten solle. Nebenbei werden wir noch S. 8 mit Wilhelm, der jener Tage unter den Schauspielern gedenkt, auf's Neue darauf hingewiesen, daß jetzt ernstere Zeiten gekommen seien, indem in der That das Drama des L e b e n s s e l b s t in diesem Capitel jetzt schneller und überraschender als je sich entwickelt.

Nun aber haben wir noch einige andere Punkte aus der Aufeinanderfolge des eben in Betracht Gezogenen zur Eröterung zu bringen.

Wir sind hier also recht eigentlich mit Wanderern, und, wie wir immer deutlicher vernehmen, mit Auswanderern zusammengetroffen, die

ihres Theils ganz besonders und zwar massenhaft dazu beitragen, unsre Zeit zu einer Völkerwanderung nicht der Rohheit, der Verwüstung, sondern der Cultur zu stempeln, wie wir es in der pädagogischen Provinz ja sogar mit „reitenden Grammatikern" zu thun bekommen haben. Ist nun aber auch dieser Leute Hantirung, in deren Umgang wir uns jetzt befinden, vor allem auf das Reelle, Nützliche gerichtet, und hat sich auch Wilhelm dieser Richtung ergeben, so dürfen wir nicht besorgt sein, hinfort der Poesie zu entbehren. Hat zwar, wie wir wissen, mit jener Fahrt auf den reizenden Seen Italiens, wenn wir an Wilhelm und den Maler zurück denken, die alte Romantik der Lehrjahre aufgehört, so wird das menschliche Herz und die menschliche Phantasie unter den Entwickelungen des socialen Zeitalters doch zu neuen Offenbarungen der Dichtkunst und auch der Romantik sich erheben. Wilhelm's tiefes, leicht zu bewegendes, poetisches Gemüth verbürgt es. Jetzt schon, nachdem sich ihm eben Lenardo so recht als der Mann erwiesen, der auf das Nützliche, auf den Erwerb hinstrebt, jetzt schon sehen wir die poetische Stimmung der Lehrjahre in alter und doch ewig junger Weise wiederkehren, und zwar da wo der Dichter S. 9 Wilhelm bei hellem Mondlicht auf einsamem Zimmer uns vorführt, wie ihm Lenardo's Geist erscheint, und mit ihm „die Geister aller lieben Freunde" vor die Seele treten. Dieß ist wieder ein Zug aus Göthe's tiefster deutscher Brust genommen, wenn wir uns jene Verse des ersten Faust zurückrufen: „Und mich ergreift ein längst entwöhntes Sehnen."

So finden wir jetzt auch Wilhelm weich, wehmüthig, sehnsuchtsvoll bei nächtlicher Stille, in einer wahrhaft poetischen Seelen-Schwingung. Niemand wittert oft richtiger die Zukunft als gerade der Poet. Poeten sind Propheten und umgekehrt. So geht es auch hier sogleich in Erfüllung. Es heißt: „Dieß alles gab ihm ein inniges Behagen zur nächtlichen Ruhe, als er durch den wunderlichsten Laut beinahe erschreckt wäre. Es klang aus der Ferne her und doch schien es im Hause selbst zu sein, denn das Haus zitterte manchmal und die Balken dröhnten, wenn der Ton zu seiner größten Kraft stieg. Wilhelm, der sonst ein zartes Ohr hatte alle Töne zu unterscheiden, konnte doch sich für nichts bestimmen, er verglich es dem Schnarren einer großen Orgelpfeife, die vor lauter Umfang keinen entschiedenen Ton von sich gibt. Ob dieses Nachtschrecken gegen Morgen nachließ, oder ob Wilhelm, nach und nach daran gewöhnt, nicht mehr dafür empfindlich war, ist schwer auszumitteln; genug, er schlief ein." —

Was ist das für ein seltsam schauervoller Nachtgeist, der sich hier vernehmen läßt?! Das ist recht eigentlich der Geist der neuen Zeit, der hier durch die nächtliche Stille ruft, und wenn irgendwo in dem prophetischen Buche der Wanderjahre, so stehen wir hier vor einer

erhabenen Vision des Dichters, die ihm, wie Wilhelmen, durch das Ohr sich mittheilt.

Wir haben es aber auch an dieser Stelle (denn die Wanderjahre sind ein poetisches Werk) keineswegs bloß mit demjenigen zu thun, woran Göthe etwa buchstäblich bei jenem Tone gedacht haben mag; sondern auch dasjenige ist mit zu beachten, was hier wie sonst in unserm Roman von eigener Stimmung in uns angeregt wird, denn auch das gehört einem poetischen Werke an, weil es zu seiner Unendlichkeit gehört. Ist nun aber jener Ton nach unserer vorläufigen Erklärung der Ton der neuen Zeit, die hier in der Mondnacht schon als Morgenröthe heraufbricht, so ist damit doch erst etwas sehr Allgemeines gesagt. Die Alten lassen ein Brausen entstehen, wenn die Sonne aufgeht; die Morgenthore eröffnen sich brausend unter den Händen der Eos. Der große Pan, nach einem anderen sinnvollen Mythos, bricht bisweilen in einen so furchtbaren Ton aus, daß alle die es hören, ein panischer Schrecken ergreift. Auch erinnern wir, was das Brausen beim Aufgange der Sonne betrifft, an jene Stelle aus dem Prologe zum Faust: „Und ihre vorgeschrieb'ne Reise vollendet sie mit Donnergang.“ Das Ende ist eben so wohl der Beginn, als der Beginn das Ende ist.

Also — was ist es für ein wunderbarer Ton, den Wilhelm jetzt hört, so daß es zugleich der charakteristische Ton, das eigenthümliche Signal des neuen socialen Zeitalters sein könnte? Es ist das Signal eines eben ankommenden oder angekommenen Dampfschiffes, jener schrille, die weiteste Ferne durchdringende, gellend schmetternde Ton, der, so oft wir ihn hören, alle unsere Nerven vibriren macht, unsre Lebensgeister in Spannung versetzt. Und was konnte wohl hier, beim Beginne der socialen Abtheilung unseres Romans, als ein treffenderes Symbol für das was da kommt, vorgeführt werden, als gerade das was uns an jene beiden großen Erfindungen der Jetztzeit gemahnt, durch welche alles anders wird als bis dahin, und das Individuum selbst sich zur Gesellschaft, wie noch nie, in einer reißenderen Schnelligkeit erweitert! Was Schießpulver und Buchdruckerkunst für ihre Zeit und nun vollends in ihren weitern Folgen für den Anfang des Zeitalters der Reformation waren, das sind Dampfschiff und Dampfwagen für den Anfang des socialen. Jetzt ist die sittliche Freiheit des Individuums, von äußeren Schranken unabhängiger, um vieles mehr noch verbürgt. Die Einzelnen sind aus den entferntesten Räumen in unendlich kürzerer Zeit zu einander gebracht. Sie sind durch Dampfkraft associirt und citirt. Das stehende Heer, diese ursprünglich römische Institution, sieht selbst sich jetzt abhängig gemacht, um nicht zurück zu bleiben hinter dem Vorsprunge der Gegenwart, von Dampfwagen und Dampfschiff, und wird nun erst in ein fliegendes verwandelt. Der fortschreitende, weiter sich ausbreitende Rechtsinn wird verhindern, daß solche

erhöhte Schnelligkeit gemißbraucht werde. So ändert die Gegenwart alles. Fährt doch hier, in dieser neuen Art der Bewegung, beinahe kein Individuum mehr, keine Familie in bescheidener Bürgerlichkeit, nein, eine Gesellschaft im weitesten Sinne des Wortes fährt, das Volk, aus allen Ständen einträchtig gesellt, die Fürsten mit eingeschlossen, fährt mit einem solchen Dampfzuge, fährt auf diesen Draisinen des Landes und Wassers, unabhängig von Pferde- und Windes-Kraft, ja die Pferde fahren als Passagiere sogar mit, und sämmtliche Stürme der Windrose, alle Geister des Aeolus, die der Mensch nun selbst prometheisch hervorbringt, sind hier gebannt, und sind in den Dämpfen zu des Menschen Diensten angestellt, um werden, wenn das Dampfschiff ankommt — als wollte man ihnen für die Nacht noch die alte Geistererholung im Freien gewähren — wenn jenes furchtbare Signal, jene Pfeife des Dampfers erbrüllt, aus dem Schornstein gelassen, und solches infernale, sausend prasselnde Ausfahren des Dampfes mag wohl mit noch zu jenem „Schnarren einer großen Orgelpfeife" das Seinige beigetragen haben, daß unser Freund wie von einem panischen Schrecken sich gepackt sah, als er jenen Ton zur Nacht in sein Ohr dringen hörte.

Es thut dem von uns Bemerkten keinen Abbruch, daß es in jener Stelle der Wanderjahre heißt: „ob dieses Nachtschrecken gegen Morgen nachließ" u. s. w., denn es ist ja hier eben der einmal citirte Geist, der gleichsam umgeht, um den Aufgang des neuen socialen Zeitgeistes anzuzeigen. Auch klingt jener Ton vielleicht in einem Wach- oder auch Schlaf-Träumen Wilhelm's, wie seine Lebensgeister einmal aufgeregt sind, zuletzt nur noch innerlich fort, nachdem er ihn einmal bei vollem Wachen in der Wirklichkeit so stark vernommen hat, bis der Ton allmählich sich abdämpft, und nun auch für unsern Freund völlig verschwindet.

Von tiefster Bedeutung und recht auf den Kern unseres Capitels hinweisend ist es, daß der Vogt (S. 11) Wilhelm im Namen „des Bandes" zum Mittagsessen einladet. Indem die Gesellschaft sich also „das Band" nennt, drückt sie damit recht eigentlich den Charakter der Association, des socialen Verhältnisses aus, worin alle weiteren Erörterungen und Ausführungen des dritten Buches der Wanderjahre zu einem Ganzen zusammengebunden werden. Dem reiht sich von gleicher Wichtigkeit an, daß unser Freund „über die wunderliche Person nachdachte, die ihn hatte einladen lassen, und nicht recht wußte, was er daraus machen sollte. Einen oder mehrere Vorgesetzte durch ein Neutrum" (nämlich „das Band") „anzukündigen, kam ihm allzubedenklich vor." Hier haben wir also zu jenem „wunderlichsten Laut," den wir bereits erklärt haben, auch noch eine „wunderliche Person."

Vieles in unserer Zeit und mit das Bedeutendste mag namentlich Aelteren oder anders Erzogenen wohl nicht selten wunderlich genug vor-

kommen, bis auf die Wunder des Dampfwagens und Dampfschiffes. Wer ist denn nun aber jene „wunderliche Person?" Es ist das höhere Individuum, das durch den Verein, durch die Gesellschaft potenzirte Individuum, die durch die Association erweiterte und vervielfachte Persönlichkeit der neuen Zeit; daher eben das Band. So werden wir demnach in der Zusammenfassung aller dieser Einzelnheiten in dem Bande, in der wunderlichen Person, im Neutrum als dem Gemeinsamen das Vereinswesen (daher eben Neutrum), die Commune, die sociale Gesellschaft, kurz, die Gesellschaft der Gegenwart im Interesse eines allgemeineren Wohlseins erkennen, in welcher die einzelne Persönlichkeit in das Ganze aufgeht, als bloßes Individuum nicht mehr gilt (und doch gilt, denn: wer sein Leben aufgiebt, der wird es erhalten), sondern nur noch in der Entäußerung, in der Gesellschaft existirt, so daß die Gesellschaft, die Societät und nicht der Einzelne spricht, handelt, beschließt, entscheidet. Zuletzt geht so das zur Gesellschaft erweiterte Individuum durch das Volk in die Menschheit über, die sich als durchgeistete Körperschaft, als der umfassendste Geist unseres Planeten, nach dem Willen Gottes über denselben verbreiten soll, so daß denn auch Ackerbau, Handwerk, Gewerbe, Handel eben so wie Kunst, Wissenschaft, Religion, gemeinsam betrieben, Hand in Hand gehen, und die Liebe — gegenseitig bindend und doch durch Freiheit beschwingend — jeden Einzelnen in der also organisirten Gesellschaft zu einem weiter reichenden Leben und Wirken gelangen läßt, als das begabteste Individuum für sich je zu erreichen vermöchte. Das was in der pädagogischen Provinz in dem Individuum durch Pflege der Eigenthümlichkeit und Ausbildung für ein bestimmtes Fach herangereift ist, das kommt einem Jeden nun erst recht zu Gute, und wird von einer solchen Oeffentlichkeit nun erst wahrhaft anerkannt, so daß auch das Talent und der Genius jetzt zu ihrem vollständigen Rechte gelangen. Den zuletzt in Erwähnung gebrachten Organisationen unseres Romans schließt sich denn auch die Anerkennung aller religiösen Confessionen, hier sogar in einem gemeinsamen Cultus, an, in welchen wir S. 12 wiederholt einen Einblick erhalten.

Indem auf dieses erste Capitel ein Schreiben Hersiliens an Wilhelm folgt, so könnten wir uns diesen kryptischen Schlüssel, wie wir ihn S. 20 vor uns sehen, wie er in der Abbildung in der That etwas von einem ehrbaren Gewerk-Schlüssel hat, und bei Hersilien wohl nur aus dem Skrupel, das Original recht deutlich wieder zu geben, so groß ausgefallen ist, wir könnten uns solchen Schlüssel (und so auch das ursprüngliche Schlüsselchen) auch als das Symbol en miniature ausdeuten für den Schlüssel, welcher uns im Folgenden die große sociale Werkthätigkeit aller Stände aufschließen wird, und wir somit, dem entsprechend, in jenem Kästchen, welches der Alte wie sein junger Besitzgenosse einst in Verwahrsam genommen

(B. I. S. 226), im Kleinen ein Abbild der Gewerkslade besäßen, welche die weiteren Geheimnisse der socialen Zukunft uns verbirgt. Wie lebhaft die Werkthätigkeit mit der Hand aller Orten von jetzt ab beschäftigt ist, ersehen wir sogleich daraus, daß wir es nach den Handwerkern sogleich mit einem Künstler einzig in seiner Art, und doch mit dem Handwerke verwandt, zu thun bekommen. Dieß führt uns zu einem Abschnitte, den wir

## 9. Das künstlerische Präparat

überschreiben wollen. Und doch ist es nicht unmittelbar der Künstler, der hier neben dem Handwerker zu stehen kommt, sondern zwischen beiden mitten inne steht der Chirurg, der freilich in Wilhelm wenn auch nicht Künstler doch Kunstkenner, Kunstbeflissener ist, während sich wohl in dem „Meister," mit dem wir nun sogleich Umgang haben werden, beides, die chirurgische Handfertigkeit und der ausübende Künstler, wahrhaft vereinigt. Und wirklich ist ja der Chirurg (χειρουργια), wenn wir das Wort auch nur etymologisch betrachten, und an die bloße Handfertigkeit denken, auch Handwerker, wie er freilich auch Heilkünstler sein kann und sein sollte; so daß wir den Handwerker, den Chirurgen, den Künstler und den Heilkünstler (als eigentlichen Arzt) nebeneinander und keinesweges ohne Verwandtschaft unter einander erkennen. — Dieser ganze Abschnitt unseres Romans (S. 22—40) bietet dem Philanthropen, dem Wissensdurstigen wie dem Culturfreunde überhaupt einen unerschöpflichen Inhalt. Wir sehen, wie hier die Kunst und der Künstler einen dreifachen Triumph feiern. Einmal dadurch, daß sie mitten in der Vergänglichkeit das Ewige abbilden; dann dadurch, daß sie das Gesetz der realen Natur und Wirklichkeit durchdringen; und endlich dadurch, daß sie Wohlthaten erzeigen, die unabsehbar in künftige Generationen hinausreichen.

Wilhelm erzählt den Freunden, nachdem er sich eben in vorgekommenen Fällen als Chirurg bewährt, aus jener Zeit, als er seine Studien in der Anatomie gemacht. Wir lernen hier einen Mann kennen, der seine Virtuosität in der bildenden Kunst merkwürdig genug darauf gerichtet hat, statt jener Präparate aus wirklichen menschlichen Cadavern künstliche, nach der ganzen Treue der Natur zu verfertigen, als bleibende Werke der Kunst und der Wissenschaft zugleich, aber auch als Werke die ein für alle Mal jene mißlichen, oft sogar zweideutigen Wege unnöthig machen, auf denen man zu Leichnamen zu gelangen vermag. Hier ist denn also zugleich die Wirklichkeit erreicht, die Wissenschaft befriedigt, der Sittlichkeit Genüge geleistet, und noch dazu jedem Ekel ausgewichen.

In diesem Saale, in welchem der Meister unter den sinnvollsten Reden mit unserm Freunde verweilt, erblicken wir allerdings viel mehr noch als etwa das Wiener Josephinum uns zur Anschauung zu bringen im Stande ist. Wir stehen jetzt, anstatt jenes dramatischen Theaters, wie wir wissen von der pädagogischen Provinz einstweilen abgelehnt, auf einem anatomischen Theater in der großartigsten, künstlerischen Ausführung, wie es die Zukunft hoffentlich mehrfach uns bringen wird. Das Reich der Verwesung ahnen wir an dieser Stelle nicht mehr, obwohl wir in alle Theile des menschlichen Körpers hineinblicken. Das Reich der Wissenschaft, der Kunst, des Lebens hat sich vor uns aufgethan, indem wir den Sieg des menschlichen Genius und der alles durchdringenden Intelligenz in allem dem schauen, was wir hier schauen. Wir erhalten eine Darstellung, in der wir bei jedem Federzuge Göthe'n erkennen, wie denn Göthe und Schiller einzig auch in der Art sind, wie sie den Menschen über die Vergänglichkeit, die Verwesung erheben, ihm darüber durch positiven Gehalt hinweghelfen. Wir könnten bei dem speciellen Verhältniß obiger Stelle in den Wanderjahren zur Wirklichkeit einen Augenblick daran denken, daß Schiller auch Chirurg gewesen, wie sich Göthe ebenfalls viel mit dem thierischen Körper beschäftigt. Wir könnten diesen Saal, in dem wir uns jetzt befinden, den Saal der Zukunft nennen mit Anspielung auf jenen „Saal der Vergangenheit", in dem in Meister's Lehrjahren (Göthe's W. 20. B. S. 252 u. f.) Mignon's Exsequien begangen werden. Wir könnten uns jene classischen Worte in's Gedächtniß rufen, nachdem der Abbé, auch durch Kunst, den herrlichen Körper des Kindes der Verwesung entrissen: „Er hub den Schleier auf und das Kind lag in seinen Engelkleidern, wie schlafend, in der angenehmsten Stellung. Alle traten herbei, und bewunderten diesen Schein des Lebens. — Durch den Druck einer Feder versenkte der Abbé den Körper in die Tiefe des Marmors." Haben wir dagegen hier, in der entsprechenden Stelle der Wanderjahre, in dem was der Meister uns sehen läßt, einen anders modificirten Gegenstand und andere Zwecke vor uns, haben wir auch nicht bloß das Ganze des menschlichen Körpers in einem Exemplare, so haben wir doch seine Theile, wir haben kleine Torsen, selbst in ihrem Innersten und Kleinsten wieder zu Theilen sauber auseinandergelegt, wir haben Segmente des Gehirns und des Herzens, die uns den zartesten Mikrokosmos des Körperlebens noch wahrnehmbar machen, ohne daß die Erinnerung an das einstige Leben, wie es bei gewöhnlichen Präparaten der Fall ist, einen Schnitt in unser eigenes Herz thäte. Dann aber haben wir hier zuletzt auch wieder den ganzen Körper. Was jedoch die obige Situation der Lehrjahre betrifft, so wird auch in der entsprechenden der Wanderjahre im Moment, auch gleichsam durch den Druck einer Feder, vom Künstler der menschliche Körper in allen seinen Theilen auf die Höhe menschlicher Er-

kenntniß gerückt. Hier leistet demnach die Kunst etwas Aehnliches für die Welt im Kleinen und Kleinsten, für den Bau des menschlichen Körpers was für den Bau des Himmels jene Werke künstlerischer Mechanik leisten, welche uns die Stellung und Bewegung der Weltkörper im Kleinen zur Anschauung bringen. Endlich eröffnet sich uns auch hier vielfach, wie wir gleich sehen werden, der Hinausblick nach Amerika. —

Trefflich objektiv gehalten sind die Reden des Meisters, der alle diese Einzelnheiten Wilhelmen vorzeigt. Sie haben in Bezug auf die Kunst, um die es sich hier handelt, ein ähnliches Gepräge der höchsten Bildung und Gegenständlichkeit wie die des Oheims in den Bekenntnissen einer schönen Seele. (Vergl. Meister's Lehrjahre, Göth. W. 19. B. S. 333 u. f.) Beide dieser Partieen, in den Lehr- und Wanderjahren, sollte man sich stets bereit halten, um sich daran für das Höchste zurecht zu finden und zu weihen. Man sollte sich in Zeiten, in denen man sich bald durch den engherzigen, trübseligen Ueberglauben, bald durch den gemüthlosen, frivolen Unglauben, in beiden Fällen durch Unbildung und Flachheit, in die Enge gebracht sieht, durch das immer wieder erneute Studium jener Auseinandersetzungen für alle Tiefen und Höhen würdiger Anschauung empfänglich machen. Auch für ein ganz anderes Verständniß des Christenthums als das gewöhnliche findet man hier Aufschlüsse der seltensten Art.

Wenn wir oben schon Mignon's gedachten, so gelangen wir im Fortgange der Erörterungen des Meisters an Wilhelm (S. 32) zu einer Stelle, die bei Gelegenheit, daß jener seinen Schüler auf die „bildende" Kunst hinlenkt, uns ebenfalls wieder Mignon vor die Seele bringt. „Der Meister hatte einen schönen Sturz eines antiken Jünglings in eine bildsame Masse abgegossen und suchte nun mit Einsicht die ideelle Gestalt von der Epiderm zu entblößen und das schöne Lebendige in ein reales Muskelpräparat zu verwandeln." Wenn nun im Folgenden derselbe Meister sich beklagt, mit welchen Vorurtheilen der Prüderie und anderer Art der Künstler zu kämpfen habe, so entspringt vielfach hieraus die ganze Tragik des Künstlerdaseins und überhaupt des edleren Menschen auf Erden, aber sie entspringt auch aus der Schwerfälligkeit der Empfangenden, das Ideelle vom Reellen zu unterscheiden, sie entspringt aus der Verworrenheit, mit der man Werke der Kunst auffaßt. Daher denn auch Viele ewig die künstlerische Form, die Form der Schönheit, mit dem was sonst an der Form noch haften mag, womit die materielle Wirklichkeit diese überkleidet, verwechseln. Verfährt in obigem Falle der Meister jenes Muskelpräparats analytisch, während er synthetisch im Sinne der Kunst verfahren zu können sich bereits erprobt hat, so wird doch auch der, welcher das Kunstwerk anschauen will, synthetisch in der Anschauung sich verhalten müssen, oder er schaut überhaupt nicht an.

Wenn es demnach in den Lehrjahren in Mignon's Liede heißt: „Und jene himmlischen Gestalten sie fragen nicht nach Mann und Weib, und keine Kleider, keine Falten umgeben den verklärten Leib;" so liegt die Anwendung obiger Stelle der Wanderjahre und des darauf Folgenden: „Aber vom Jahrhundert kann man dieß nicht verlangen, ohne Feigenblätter und Thierfelle kommt es nicht aus, und das ist noch viel zu wenig. Kaum hatte ich etwas gelernt so verlangten sie von mir, würdige Männer in Schlafröcken und weiten Aermeln und zahllosen Falten", es liegt, sage ich, die Anwendung dieser beiden Aussprüche auf jene Worte Mignon's sehr nahe. Der Künstler soll uns unter allen Umständen Gestalten geben — und der Kenner soll sich auf sie verstehen — die darin verklärt, d. h. in Idealität und Form gleich vollendet sind, daß die Epiderm aller groben Materie, die Schlangenhaut aller Sündlichkeit und geistlosen Sinnlichkeit abgestreift ist, und doch nicht das Nichts übrig bleibt, sondern die Entelechie, das Unzerstörbare, die ewige Persönlichkeit, die Idee, aber in der Verklärtheit leiblicher Erscheinung und zwar wo möglich vollständiger Körperlichkeit, obwohl allerdings die geschlechtliche Differenz als solche auf der höchsten Höhe der Kunst keinen Sinn mehr hat, indem das Weibliche und Männliche in ihrem ewigen Gehalt und in ihrer ewigen Schönheit zwar geborgen, aber auch hinübergerettet sind in den intelligibeln Raum, von dem wir schon früher bemerkten, daß jedes Kunstwerk in ihm lebe und wohne. Der wahre Künstler wird daher das Muskelpräparat wieder auf die ideelle Gestalt hinaufpotenziren, aber er wird diese mit einer Textur überkleiden, durch welche jene hindurchscheint, so daß im Reiche der Kunst dieser herrliche Knochenbau, diese treffliche Muskulatur, diese gesunde Epiderm gar nicht mehr zu tasten sind, sondern nur zu schauen, und zwar vor allem mit dem Auge des Geistes. Eine solche Gestalt darzustellen wird eben die künstlerische Synthese sein, die der Kenner in der Aufnahme noch einmal zu schaffen, d. h. zu reproduciren hat. So kommt beim Anschauen alles darauf an, die Werke des künstlerischen Hervorbringens, und alle Theile des einzelnen Kunstwerks, der Analogie nach wieder zusammenzuschauen, und so in allem Bilden des Künstlers ein Ganzes zu entdecken, wie es auch von der Welt, dem Kosmos des Schöpfers, gesagt werden muß, daß sie ein vollendetes Ganze sei, so daß von dem richtigen Schauen die vollkommene Welt, wie sie von Gott in einem ewigen Akte geschaffen, nun auch erkannt wird, und also auch hier Kunst, Wissenschaft, Religion, auf dem Höhepunkte der Darstellung wie Anschauung zusammentreffen.

Was aber jenen Hinausblick nach Amerika in der vorliegenden Stelle angeht, so ist er uns aus den Lehrjahren (trotz des: „Hier, oder nirgend ist Amerika") bereits bekannt, und im bisherigen Verlaufe der Wanderjahre bereits mehrfach erneuet worden. Auch haben wir schon darauf

hingedeutet, wie unser Roman in seiner socialen Grundbeschaffenheit in der That auf die Auswanderung nach jenem Welttheil hinausläuft. Das heutige Europa hat dieselbe Wendung genommen. Wenn nun S. 33 unten Göthe, der gewiß fern von jeder Ekstase für amerikanische Zustände war, dennoch die neue Welt als eine solche bezeichnet, in der sich „gewisse menschenwürdige Gesinnungen immerfort steigern," so ist dieses auf's Neue ein Beleg für die nie ausbleibende Gerechtigkeit Göthe's, für den vorurtheillosen heitern Blick, mit dem er stets die Weltereignisse und Gegenstände betrachtet. Hier wird denn auch die Todesstrafe, auf deren Abschaffung die Gegenwart auch auf unserm Continent wieder und wieder gedrungen hat, von Seiten des mehr erwähnten Meisters in eine Beleuchtung gebracht, die mit der Grundlehre des Christenthums (nicht mit dem alten Testamente) einmal unbefangen zu vergleichen Niemand unterlassen sollte. Denn fragen müßte man allerdings, warum man denn sonst, und zwar aus tiefer Berechtigung durch das objektive Christenthum, bereit ist, die Erlösung, welche unbedingt der Hauptnerv der christlichen Lehre und auch der Religionswissenschaft ist, als eine Thatsache zuzugeben, und den Tod Christi als das letzte Opfer zu begreifen, und nun doch theologischerseits in den Widerspruch mit sich selbst fällt, immer neue Opfer zu fordern. Heißt das nicht mindestens, jene erlösende Thätigkeit Christi, von der man doch zugiebt, daß Jeder durch Wiedergeburt (also durch Reue und Umwandlung) sie in Erfahrung zu bringen habe, immer wieder zurücknehmen und als nicht ausreichend behaupten? — Doch wir gehen vor allem wieder auf die in Betracht gezogene Stelle in den Wanderjahren zurück.

Es ist höchst merkwürdig, daß in dieser Göthe'schen Darstellung sogar Technik und Kunst der Abschaffung der Todesstrafe prophetisch in die Hand arbeiten; so daß man auch durch den hier in Anregung gebrachten Fortschritt Hinsichts künstlerischer Präparate mit der christlichen Religion in einer und derselben Forderung sich vereinigt, was um so wichtiger ist, da das Interesse der Humanität für die Abschaffung der Todesstrafe dadurch auch bestätigt wird. Denn allerdings könnte die bloße Humanität der Meinung und des sentimentalen Mitleids noch sehr irren, wenn nicht Wissenschaft, Kunst und Religion mit der Forderung der Humanität übereinstimmten.

Wenn wir daher auf's Neue an dieser Stelle der Wanderjahre bewährt finden, daß, was die Gegenwart im Fortrücken in die Zukunft anstrebt (obwohl Göthe gewiß kein Freund von Neuerungen, von Reformen des bloßen Einfalls war), prophetisch hier bereits verzeichnet ist, so lesen wir auch schon aus jener „Ehrfurcht, die wir vor dem haben sollen,

was uns gleich ist" (der Verbrecher aber ist unsers Gleichen), daß dort wie hier in unserm Roman eine Weltansicht gelehrt wird, welche in einem so ernsten Falle den schwierigeren, aber sicheren und nicht den leichteren, aber unsicheren Weg einschlagen heißt. Nun ist der leichtere Weg aber der des bloß abthuenden Verfahrens, indem man das Thier im Menschen durch die Todesstrafe noch bestätigt, und ihm auf der Schlachtbank noch die Anerkennung als Thier zollt; wogegen der schwierigere Weg eben der ist, den Menschen aus seiner Versunkenheit wieder hinauf zu heben, ihn außer sich das Licht der Sonne, und statt des Zerrbildes menschlicher Thierheit das Ebenbild Gottes wieder in sich schauen, damit aber dasselbe bethätigen zu lehren, um ihn dahin zu bringen, das Böse als vernichtet, und sich von demselben abgelöst durch Reue und That zu erkennen, als ein anderes Geschöpf zu leben, zu sterben und dem ewigen Leben zu verbleiben. Dieß scheint das würdigere Geschäft der fortgesetzten Erziehung des Menschengeschlechts in Uebereinstimmung mit dem Christenthum zu sein. Obwohl wir unsrerseits uns gern dahin bescheiden, in einem so schwierigen Falle, wie der über die Todesstrafe ist, eben nur unsre Ansicht bei Gelegenheit jener Götheschen Stelle abgegeben zu haben, denn vor allem bei einer solchen Gelegenheit ziemt dem Schriftsteller Bescheidenheit, um sich von aller Verantwortlichkeit, wiefern er irren sollte, los zu sagen.

Was noch Einzelnheiten in diesem Abschnitte betrifft, so heben wir unter andern die Bemerkung hervor, „daß die Kunst nicht sinken könne, ohne in löbliches Handwerk überzugehen, das Handwerk sich nicht steigern, ohne kunstreich zu werden", wofür wir in unserer deutschen Literatur in Ansehung der Poesie einen schlagenden Beweis antreffen, indem die Dichtkunst der Minnesänger in das Handwerk des Meistergesangs übergeht, und später sich wieder zu immer höherer, wenn auch unterbrochener Gestaltung erhebt. (S. 33.) — Wenn es ferner im Folgenden heißt: „Dort, mein Freund, in diesen traurigen Bezirken, lassen Sie uns dem Aesculap eine Capelle vorbehalten, dort so abgesondert wie die Strafe selbst werde unser Wissen immerfort an solchen Gegenständen erfrischt" u. s. w.; so würde hier dem Cultus dieser anatomischen Künstler dasselbe freiwillig begegnen, und sogar in dem freien Amerika begegnen, was schon die ersten Christen, freilich gezwungen, erfuhren, bis auch ihre Zeit gekommen war, wie sie für jene kommen wird, so daß sich dann, was sie für Menschenwohl und =Belehrung beabsichtigten, von jenem für großartige Institutionen empfänglicheren Boden über die Erde ausbreiten wird. Es rundet sich die Vollständigkeit dieser ganzen Verhandlung dadurch auf's Schönste ab, daß der begeisterten Darlegung Wilhelms für den Plan seines Meisters nun auch die Stimme der Beanstandung, der Vorwurf des Unpraktischen und zwar von dem ganz und gar dazu geeigneten „Friedrich" begegnet. Friedrich ist das joviale und den Ernst der Uebrigen von Seiten der

Männer mit Leichtigkeit parodirende Element der Lehr- und Wanderjahre, wie Philine dasselbe weiblicher Seits ist, daher sich denn auch beide zu Mann und Frau paaren, da sich gern Gleich zu Gleichem gesellt, obwohl dieses Band, wenn auch Friedrich Mitglied des „Bandes" ist, wohl nicht lange halten wird, eben weil Friedrich und Philine gleichnamige und zwar leichtsinnige Menschen sind, in diesem Leichtsinn allerdings wahrhaft ergötzlich. Philine wird sich, wie solche Naturen es lieben, auf's Schmollen legen; Friedrich wird sich nichts daraus machen, erkalten, und so dürfte eben deßhalb solche Verbindung nicht von Bestand sein. So parodirt Friedrich denn auch hier den Enthusiasmus Wilhelms, bis er später wieder zur Lobeserhebung überspringt. Dieses Anzweifeln jener, von unserm Freunde in Vorschlag gebrachten und mit Wärme ausgepriesenen Reform durch Friedrich ist schon deßhalb hier sehr wesentlich, weil heut zu Tage Aehnliches nur zu oft in Erfahrung gebracht werden kann. Wie wird erst die Alltäglichkeit dem Verfechter höherer Einrichtungen antworten, wenn sogar Friedrich so antwortet! Wir Alle haben gerade so matte Bedenken gegen den Fortschritt gesunder Art in unserer Zeit genugsam äußern hören in Landwirthschaft, Handel, Naturwissenschaft, Mathematik, Jurisprudenz, Theologie, in Staat und in Kirche. Wie unsre Stelle im Roman darauf hinweist, in welchem Grade das alte Herkommen sich sperrt und sträubt auf Neues einzugehen, und das Leichtere, obwohl Widerliche, Entsetzliche dem Schwereren, aber Edeln und Heilbringenden vorzieht, so wird dieses hier vollständig veranschaulicht durch das Verhältniß des „Prosektors" zum „Proplastiker", die sich zu einander verhalten wie dort, wo es sich um die Todesstrafe handelte, der nach alter Gewohnheit hergebrachte, hinrichtende Henker zu dem, den Verbrecher aufrichtenden, ihn durch sittlich-religiöse Wiedergeburt der Menschheit und Gottheit wieder zuführenden Seelenarzt oder Priester. Vergl. S. 39.

Auch das ist an Friedrich überaus ergötzlich, daß er jenes „Grundgesetz" der Wanderer, „es müsse in irgend einem Fache einer vollkommen sein" S. 41) bei dem prophetischen Dichter der Wanderjahre sogleich dadurch erfüllt, daß er uns mit der Kunst der Schnellschreiberei, mindestens doch des Schreibens aus dem sichersten Gedächtniß heraus, überrascht, indem er die Gesellschaft nicht wenig dadurch in Erstaunen setzt, daß er die ganze, begeisterte Rede Wilhelm's von gestern wörtlich aufgeschrieben vorzeigt; so daß wir denn artig genug in Friedrich den Vorgänger und das Vorbild für unsre modernen Stenographen haben, welche bei Gelegenheit politischer Vereine und Clubs wie Kammerverhandlungen sich ein immer nicht so kleines Verdienst um das Gedeihen deutscher Oeffentlichkeit erworben haben. Wenigstens liegt doch, Scherz bei Seite, in Verbindung mit dem, was Friedrich bereits Schwarz auf Weiß geleistet hat, so eine Art Empfehlung seiner als Stenographen an die Gesellschaft in den Worten:

„Und nun bin ich, wo's Noth thut, gleich eine ganze Canzley.“ Aber auch Philine, stets unternehmend und auf Vortheile spekulirend, wie wir sie kennen, bleibt in der Schnelligkeit nicht zurück, sondern präsentirt sich sogleich als Schnellschneiderin (ohne Zweifel gleich schnell im Zuschneiden wie im Aufschneiden, wie sie in Lucien denn auch eine Schnellnäherin mit sich führt); so daß die Schnelllebigkeit der Modernen in Schnellläufern, Schnellposten, Schnellseglern, Schnellpressen, Schnellwalzern, Schnellschreibern hier durch Philine und Lucie (Lydie) mit zwei Schnelligkeiten mehr bereichert wird, und also unsre Auswanderungs-Gesellschaft ein vollständig modernes Europa für Amerika an Bord bringt, alles was man etwa braucht, um einen vollständig civilisirten kleinen Staat an der Moskitoküste oder in Kalifornien schnell einzurichten.

Was die Philine der Wanderjahre überhaupt betrifft, so steht sie in anmuthigstem Humor, in heiterer Anstelligkeit, in verschmitzter Art sich überall anzuschlängeln, und nebenbei ihre nicht geringen Vortheile lachend einzustreichen, endlich in überraschenden Stegreifeinfällen nicht im geringsten zurück hinter der der Lehrjahre, sondern erscheint uns hier ordentlich noch verjüngt zur kunstfertigsten Schneidermamsell, Schneiderdame, oder, ungeachtet sie allgemach Frau geworden ist, zur Grisette (wie solche uns nur aus George Sand in aller Anmuth bekannt sein mag), die alles und jedes zu leisten weiß, was in kürzester Frist und passendster Form, in elegantestem Schnitt und Schliff ein Meister des edeln Schneiderhandwerks oder vielmehr Schneiderkunst in Paris und London kaum zu leisten vermöchte. (S. 43.) Ja man könnte zum Preise Philinens noch sagen, obwohl sie mit Friedrich unter der Götter-Größe der anderen idealischeren Gestalten unsres Romans, also um ein Bedeutendes kleiner gewachsen ist, daß sie zu Gunsten des Lebens und Gefallens in der feinsten Gesellschaft wieder gut mache, was jener Meister-Anatom (S. 32) zu Gunsten der bloßen Nützlichkeit und wissenschaftlichen Einsicht ausführt, daß er nämlich: „die ideelle Gestalt“ sogar „von der Epiderm zu entblößen und das schöne Lebendige in ein reales Muskelpräparat zu verwandeln“ sich erdreiste. Philine dagegen, die Schnellschneiderin, lebt und läßt leben und lebt vom Lebenlassen; sie macht das schöne Lebendige noch schöner, indem sie es nicht bloß bei der Epiderm bewenden läßt, sondern diese selbst noch umkleidet mit der schönsten Gewandung, daß demnach und dennoch die schönsten Formen lebendig hervortreten. — Aber auch die eigenste Ironie des Dichters bricht hier in Friedrich zuletzt durch (der daher am Ende seiner Rede sogar ernsthaft wird), und parodirt nun selbst bei Gelegenheit dieser endlosen Plunderwirthschaft: Kleidung genannt, bei Gelegenheit dieser Einwickelgewohnheit und Lappenverbrämung unsers Körpers in die lächerlichsten Diminutivstücke moderner Anziehkunst, vom Vorhemd oder der Chemisette, vom Pulswärmer und der Manchette bis zur Socke und dem Ueberschuh,

ich sage, er parodirt nun selbst diese ganze Weise unserer heutigen Verhüllungen und Enthüllungen (S. 43) um zu den großen, ernsteren Aufgaben, um die es sich hier handelt, wieder zurückzukehren. So gelangen wir zu der Novelle:

## 10. Lenardo's Tagebuch.

Wir haben in einem der früheren Abschnitte, über die Kunstform der Wanderjahre, das Tagebuch Lenardo's dem Cyklus der Novellen zugewiesen, die wir als die romantischen Provinzen, welche um die pädagogische Provinz herum liegen, bezeichneten. Dennoch ist das Tagebuch Lenardo's eine Novelle, in der das Romantische keineswegs vorherrscht, vielmehr schon der Charakter der neuen Zeit vorwiegt, eine Novelle in der das sociale Element sich geltend macht, der Kampf des Lebens mit der Noth, das Streben auf die Nützlichkeit, auf das Reale, und zuletzt auch die Auswanderungslust, ungeachtet aller Gediegenheit der Gesinnung, entschieden uns vor das Auge tritt. Wir werden im Folgenden, so weit wir auf das Einzelne des Tagebuchs eingehen können, diese ganze novellistische Episode, die uns in dem Roman selbst unterbrochen in zwei Abtheilungen mitgetheilt wird, im Zusammenhange betrachten.

Es bietet uns das Tagebuch Lenardo's aber auch als Ganzes zwei von einander wohl zu unterscheidende Bestandtheile dar. Solche sind einmal, diese überaus fein beobachtenden, einfach aber lebensvoll wiedergebenden Notizen über die Natur jener Gebirgswelt als solcher; sodann das, was die Bewohner derselben im Specielleren angeht, und zwar so speciell, daß sich daraus die in den früheren Gang des Romans bereits eingewebte Geschichte Nachodinens auf's Lieblichste allmählich wieder hervorspinnt, und in die fernere Geschichte der Wanderer hinauswächst. Diese letzte Partie des Tagebuchs giebt dann dem Ganzen das eigentlich novellistische Gepräge.

Wie die beiden Bestandtheile in einander gearbeitet sind, so muß man die Schönheiten des Inhalts und die einfache Form gleichmäßig bewundern. Der erste Bestandtheil erinnert uns an jene Briefe Werther's aus der Schweiz, auch wohl an manche Skizzen aus Götheschen Reiseberichten (wie Carlsbad bis auf den Brenner), einigermaßen auch an einiges aus der Campagne in Frankreich. Der zweite dagegen, der uns die Sitten der Gebirgsbewohner, das Hantiren und harmlose Dasein dieser unverdorbenen Menschen schildert, die in dem Betriebe ihrer umgrenzten Welt glücklich sind, und doch schon aufgestört werden durch das was draußen vorgeht, durch eine neue Zeit, die mächtig heranrückt, nun gar noch durch

einen Roman, der mitten unter ihnen spielt, der zweite Theil also bildet prophetisch schon vor jene Schwarzwalder und anderartige Dorfgeschichten, welche die Socialpoesie der Gegenwart uns zahlreich gebracht hat. Aechten Gebirgscharakter athmet alles und jedes, wohin wir uns wenden. Welch' reizenden Contrast gewährt die großartig wilde, in Thal und Fels, in Schlucht und Klippe, Wolkenhöhe und Abgrund zerrissene, labyrinthisch verschlungene Umgebung, durch welche Sturzbäche brausen, Waldwasser waschen und murmeln, in welcher hier eine Gemse springt, dort ein ganzer Zug von bepackten Saumrossen sich hervorwindet, zu der heiligen Einfalt und doch so klugen, um sich wissenden Zuthätigkeit aller Menschen, denen wir hier begegnen. Auch St. Christoph, der uns auf's Sinnvollste an den der christlichen Legende gemahnt, treffen wir wieder an; er ist Lenardo'n und uns hier der rechte Führer mit seinem sichern Tritt, mit dieser Kraft auf welche Verlaß ist, deren Besitzer alles mit sich führt, was gewünscht wird, und für alles Rath weiß, wo es an Rath gebricht (S. 51). Dennoch wird uns in so geheimnißvoller Gebirgswelt, auf diesen schmalsten aller Pfade, die links und rechts endlos schwarze Tiefen sehen lassen, ganz seltsam zu Muth. Auch droht hier wirklich sogleich ein Gespenst, und droht nicht so wohl uns als den treuherzigen, fleißigen Bewohnern dieser Thäler und Berge; es ist aber nicht ein Berggeist, nein, es ist der Zeitgeist mit seinen rastlosen Erfindungen, mit seiner nichtsachtenden, alles, was hinter ihm zurückbleibt, zermalmenden Thätigkeit, mit seinen Concurrenzen, seinem Raffinement; und dieser Zeitgeist erscheint uns hier als „das Maschinenwesen", welches die noch so rüstigen Bewohner dieses Gebirgs überflügelt, sich bereits hier niederzulassen droht, und zunächst der Brodlosigkeit, dem Elend neue Bahnen bricht, indem einige reich werden, auf daß andere um so mehr darben und verderben. Wahrlich, es ist charakteristisch, und es spricht daraus, mit Vergleichung unserer Stelle S. 51, eine eigenthümliche Ironie, daß in neuester Zeit gerade die Classe der Maschinenbauer in manchen größeren Städten diejenige gewesen ist, welche sich bei Aufläufen, bei Volksbewegungen besonders regsam gezeigt und leider auch den Revolutionen Bahn gebrochen hat. — Und da haben wir denn wieder unser sociales Zeitalter, welches, indem es allerdings in Absicht hat, den Jammer zu heben, ein verhältnißmäßiges Wohlsein Allen zu bereiten, nun es erst am Anfange seiner Periode steht, und so viel unberufene, zweideutige, oft geradeswegs Ungesetzlichkeit im Schilde führende Individuen in Bewegung setzt, den schlechten Socialismus hervorruft, und so erst recht den Gegensatz von Arm und Reich, von Entbehren und Besitzen fühlbar macht, eine Erscheinung, die freilich mit aller Entschiedenheit niedergekämpft werden muß, um dem Sittlichen, dem Reinen und Tüchtigen Raum zu verschaffen.

Treten wir im Weiteren mit unsern beiden Gefährten (Lenardo und Christoph) in eine der Hütten um zu übernachten, wo in der Spinnstube

die Räder schnurren, die Kämme der Webstühle munter anschlagen, und werden wir über die edle Spinnerei und Weberei des Freundlichsten belehrt, hören aber auch, wie hier mancher bei aller Thätigkeit kaum das Nöthigste seines Bedarfs zu erschwingen vermag, und wie nun vollends jenes Gespenst auch ihn aufschreckt; wem fallen da nicht jene Vorgänge unter Spinnern und Webern in dem schlesischen Gebirge auf's Neue ein, welche mit all' dem namenlosen Elend die neueste Zeit uns gebracht hat!

Einzig in seiner Art in diesem Tagebuche ist, wie der Dichter den ganzen Ernst der scheidenden und kommenden Zeit, das streng Sachliche, das was in der Seele Lenardo's in Betreff Nachodinens anklingt, und endlich eine gewisse Schalkhaftigkeit der Umstände zu einem herrlichen Ganzen ineins gebildet hat; so daß er zugleich das praktische, das ideell-ästhetische Interesse befriedigt, und doch auch in der Prophetie dessen, was die letzten Jahre uns bereits gebracht haben und die Zukunft noch bringen wird, rastlos vorwärts schreitet. So wechseln in diesem Tagebuch, zu um so größerer Unterhaltung, Feinheit der Reflexion, wie sie sich allein als Empfindung oder Wahrnehmung des geistig Gebildeten ankündigt, und scharfe Beobachtung des Realen von Seiten dessen, der in der materiellen Welt Bescheid weiß; es wechseln Aesthetik und Didaktik, und bilden uns auf's Treueste die ganze Atmosphäre und den festen Boden dieser Gebirgswelt ab, mit dem was auf ihm vorgeht.

Zu dem Bruder „Garnträger" (Christoph) kommt jetzt im Ferneren auch noch der Gevatter „Geschirrfasser". Wir haben in beiden ächte Gestalten aus dem Volk in naiv anmuthiger, praktisch überall sich bewährender Zuthätigkeit, nur daß der Geschirrfasser schon um etwas über diejenige Schicht sich hinaushebt, welche man gewöhnlich Volk zu nennen pflegt. Auch hier in unserm Tagebuch wird überall das Handwerk verherrlicht, (und zwar wie es schon den Anlauf nimmt, in die Kunst überzugehen), denn Spinnen und Weben sind ja vorzugsweise die Handwerke der Frauen.

Was sollen wir nun aber gar von Susannen sagen! Sie ist, wie ihr Schicksal sie wundersam geführt hat — Lenardo ahnt davon noch nichts — ganz in das Volk hineingewachsen, und doch ragt sie erst recht in die Welt der Bildung hinein, ja sie gehört ihr an. Sie ist, obwohl Frau, noch ganz jungfräulich anzuschauen, Blüthe und Frucht zugleich, hold, zart, anmuthig, anspruchslos, man möchte meinen trotz aller Gereiftheit eine Erscheinung aus der paradiesischen Vorwelt, und doch schon lieblich verschämt. Sie ist eine pietätsvolle Tochter, treugesinnte Ehefrau, stille Dulderin. Sie ist wirthschaftlich, erwerbsbeflissen, umsichtig hier und dort, eine Gestalt aus jener Zeit da die Menschen noch waren arglos und ohne Falsch. Und so blüht uns in Susannen, mitten in dieser einfach deutschen Gebirgsphäre, auch das: *καλοκαγαθος* der Alten als Weib-

lichkeit wieder auf, in dieser „Guten-Schönen" (171), die, je mehr Lenardo'n, durch Wilhelm's Brief orientirt, das holde Räthsel deutlich wird, ihn und uns immer mehr zur Bewunderung hinreißt.

Hier ist die Welt, die der Dichter noch im Alter uns vorführt, unter diesen treuguten Menschen ganz so anmuthig und rein, ganz so frisch und klar, wie an jenem ersten Dichter-Morgen, als der Dichter den Berg bestieg, und sich „bei jedem Schritte der neuen Blume freute, die voll Tropfen hing", zum Beweise daß der Herrliche der Muse und sich Wort gehalten hat, was er an jenem Morgen der Jugend und Poesie, der Muse und sich versprochen hatte. Man vergleiche z. B. S. 171, „wo sie der Abendsonne genießen" (wie es freilich auch schon die Abendsonne im Lebenstage des Dichters war, aber welch' reine, warme Sonne noch!), und wo Susanne Lenardo'n „einige Blumentöpfe zeigt". —

Fühlen wir uns beim Durchlesen dieser Gebirgsscenen, in deren kleiner Welt das Geringste schon ein Ereigniß ist (S. 172), versucht, die ganze lärmende Weltgeschichte draußen ein für alle Mal zu lassen, und unter diesen einfachen Menschen unsre Heimath aufzuschlagen, um auch uns das Glück so harmlos abfolgender Tage zu bereiten, so erhöht das noch unsern Genuß, daß wir sehen, wie gerecht der Dichter für die verschiedensten Standpunkte, für alle menschlichen Gemüthsregungen ist, daher auch für die Societät der Frommen, der Stillen im Lande, die man zumal in unsern Tagen oft so lieblos und flach beurtheilt, mit so engherzigem Spotte behandelt, damit aber sein gerühmtes, sociales Weltbürgerthum wenig beweist; auch für sie (die doch, wenn man nur an die Brüdergemeinde und an ihre weitreichenden Weltverbindungen denkt, im Socialen keineswegs außer Acht zu lassen sind,) auch für sie hat Göthe in diesem Tagebuch die objektivste Treue in der Art, wie er ihre Sinnesweise uns vorführt (174). Es ist uns anderweitig genugsam bekannt, wie Göthe sich zu jenem, scharf sich abscheidenden Theile der Christenheit, der in sich selbst wieder die abweichendsten Unterschiede darbietet, zu stellen pflegte. Es ist uns bekannt aus seinem Verhältniß zu Jung-Stilling, Lavater, zum Fräulein von Klettenberg, zur Fürstin von Gallizin, zur Gräfin Auguste von Stolberg. Stets weiß er seine Unabhängigkeit sich zu bewahren, und doch auch ihre Sinnesart zu schätzen, sie mit Wahrheitsliebe, Innigkeit und Sauberkeit darzustellen. Hier, in unserm Roman, finden wir dasselbe bewährt. Und so vollständig ist auch in einem Gebirgswinkel die Welt, so dringen auch hier freiere Ansichten ein und haben ihre Sympathieen, daß wir mitten aus dem Gehege dieser frommen Seelen (174) einen einzelnen Schößling in eine ganz andere Richtung hinaustreiben sehen, wie es auch in unsern heutigen frommen Kreisen genugsam erfahren wird zum Beweise, wie sehr die Naturen und Ereignisse in gewissem Sinne auch

im Auseinandergehen sich gleich bleiben. Selbst die Reform, und zwar die gesunde Aufklärung unserer Tage (denn es giebt auch eine kranke, ebenfalls sehr überspannte), wie sie sich im Schoße der alten, oft undurchdachten Tradition so häufig erzeugt, schattet sich an dieser Stelle des Tagebuchs leise ab, ich sage nochmals: die gesunde, denn Göthe war viel zu weise und tief, als daß er auch dem Mißbrauche der Aufklärung oder gar der Flachheit derselben, welche wieder Flachheit bewirkt, je das Wort hätte sprechen sollen. Möchten daher alle die, welche dem heutigen Aufklärungsschwindel huldigen, alle die welche in unserer Zeit oft bethört genug sind, den köstlichen Inhalt der christlichen Ueberlieferung zu verschleudern, und sich mit der gleichen Inhalt- und Formlosigkeit herumzutreiben, möchten sie doch Stellen wie die folgende auf's Beste beherzigen. Es heißt (178) aus Susannens Munde: „Die religiösen Ausdrücke waren uns trivial geworden, der Kern, den sie enthalten sollten, war uns entfallen. Da ließ er (der Reisende) uns die Gefahr unsres Zustandes bemerken, wie bedenklich die Entfernung vom Ueberlieferten sein müsse, an welches von Jugend auf sich soviel angeschlossen, sie sei höchst gefährlich bei der Unvollständigkeit besonders des eignen Innern. Freilich eine täglich und stündlich durchgeführte Frömmigkeit werde zuletzt nur Zeitvertreib und wirke wie eine Art von Polizei auf den äußern Anstand aber nicht mehr auf den tiefen Sinn; das einzige Mittel dagegen sei aus eigener Brust sittlich gleichgeltende, gleichwirksame, gleichberuhigende Wirkungen hervorzurufen."

Diese Stelle ist wie für unsre Zeit und zwar zur Warnung geschrieben. Man denke nur, was den ersten Theil derselben betrifft, an die Kläglichkeit, die völlige Ohnmacht der religiösen Produktion, die sich erwiesen, als so viele der Abtrünnigen von den kirchlichen Ueberlieferungen es besser machen wollten, und als es nun auch wirklich darauf ankam, da sie sich einmal losgesagt hatten, neue Institutionen zu schaffen. Schon am Glaubensbekenntniß scheiterten sie, denn sie brachten nur Bekenntnisse des gänzlichen Unglaubens hervor, und wo sie sich noch zu einem gewissen Reflexionswust erhoben, da war dieser entweder aus der Luft gegriffen oder pantheistisch zusammengeborgt aus aller Welt Enden. — Lessing verfährt übrigens mit einer ganz ähnlichen Vorsicht und Ehrfurcht vor der Ueberlieferung wie Göthe, und doch wird man beiden Schriftstellern gewiß nicht den Vorwurf machen, das Rationelle nicht in Ehren gehalten zu haben, und doch berufen sich die modernen Aufklärlinge stets auf Lessing in ihrem Glauben an Nichts, in ihrer Leidenschaft alles Positive zu verneinen. Lessing sagt: „Kehre lieber noch einmal selbst in dieses Elementarbuch (die neutestamentlichen Schriften) zurück, und untersuche, ob das, was du nur für Wendungen der Methode, für Lückenbüßer der Didaktik hältst, auch wohl nicht etwas Mehreres ist." (Lessing's Schriften, Berlin, 1825. 5. B. 235 S.) Wie gerecht Göthe aber auch

nach der Seite der Reform ist, das enthält der Schluß obiger Stelle der Wanderjahre wohl auf's Deutlichste. — Die Fragmente Wilhelms S. 182 u. 83 sind eine wahre Adoration und Lobrede auf die Vorsehung.

So ist diese Welt des Gebirgs wieder ein Miniaturbild des ganzen Menschenlebens bis auf das tiefsinnige Ende der Novelle, wo Lenardo's edle Wehmuth und Gewissenszartheit bei der Pfadlosigkeit, die sich vor drei Menschen zugleich aufthut, von Susannen auf das Gottvertrauen gewiesen wird, welches sich so sehr bewährt, daß er bald der Glücklichsten einer ist. Es sind alle diese Gestalten des Tagebuchs die zierlichsten, lieblichsten Holzschnittfiguren, oder sie erinnern uns auch wohl in ihrer treuherzigen Anmuth, in ihrer idealen und doch natürlichen Frische an jene bürgerlich-sittsamen, gottseligen Gestalten auf den Bildern alter Maler, Figuren wie sie uns auch schon die erste Novelle unseres Romans vorführte, die wir als die heilige bezeichnet haben. Somit hätten wir denn das Ganze des Tagebuchs in Betracht gezogen, und kehren wieder zu demjenigen zurück, was auf die Unterbrechung dieser Novelle S. 68 folgt.

---

Unsre sociale Gesellschaft oder die Mitglieder des „Bandes", wie sie den Grundsatz der socialen Welt durchaus obenan stellen, daß der auch feiern dürfe und solle, der da arbeite, beobachten es denn auch an sich selbst hier mit Recht, daß sie den Tag hindurch fortwährend beschäftigt sind, um auf dem Boden ihres einstweiligen Aufenthalts noch dieß und jenes in's Werk zu richten, alle die nöthigen Vorkehrungen zu treffen zur Abfahrt in die neue Welt; wenn dann aber der Abend kommt, so rücken sie gern zusammen, und erzählen einander die Erlebnisse ihrer eigenen Wanderschaft oder auch die Erlebnisse Anderer. Auch sonst schärft Göthe in seinen Werken vielfach den goldenen Spruch ein, daß man den Tag über wirken, dann aber mit Freunden sich einen guten Abend bereiten solle.

So finden wir S. 69 unsre Freunde eben beisammen. Lenardo tritt uns immer mehr als derjenige hervor, der, wie es sich ganz von selbst macht, eine gewisse Repräsentation und Dirigentschaft ausübt, wie er sich denn auch einmal selbst „das Band" nennt, indem er ausdrücklich von der „Gesellschaft" sagt, „deren Band zu sein ich mich rühmen darf." So sehen wir also auch hier, trotz aller socialen Brüderlichkeit und brüderlichen Association, das Bedürfniß jeder wackern Verbindung

hervortreten, daß sich alle Glieder in Einem Punkte, in Einer Persönlichkeit zuspitzen, unbeschadet der Anerkennung eines Jeden, was wiederum in der zukunftsvollen Entwickelung der Göthe'schen Wanderjahre allen denen zur Orientirung dienen mag, welche in jeder individuellen Verdichtung und Zuspitzung einer Gemeinschaft schon den Mißbrauch des Ansehens und der Macht sehen, und gar nicht merken, daß gerade in der faden Gleichmacherei ein Jeder gefährdet wird.

Wenn wir uns hier, wo es für's Künftige sehr darauf ankommt, alle die Einzelzüge zurückrufen und in's Speciellere deuten, welche Lenardo's Individualität bilden, so finden wir in ihm einen ruhig beobachtenden, nicht so leicht, dann aber auch um so tiefer zu erregenden Charakter, der durch solche Erregung sogar zu Gewissensskrupeln und zwar plötzlich und anhaltend gebracht werden kann, wie wir es in Betreff Nachodinens bereits hinlänglich wissen. Lenardo ist Techniker schon von Natur, und hat dieses Talent mit Fleiß ausgebildet. Er ist eher verschlossen als, wenigstens sogleich, geöffnet; er liebt das Räthselhafte, das was zu grübeln giebt, und giebt daher selbst gern Räthsel, Probleme auf. So macht er Reisen. So kommt er zurück. Er hat die zarteste Empfänglichkeit für das, was sich schickt; er hat den richtigsten Takt, stets auf der feinen Grenzlinie des Zarten zu bleiben. Er liebt keine Wortmacherei, sondern ist ein Freund des strikten Handelns. Daher ist er auch für den geschäftlichen Theil des Lebens wie berufen, stark prädestinirt in dieser Hinsicht auf sich selbst zu fußen, aber auch nicht ohne Sonderbarkeiten; für Amerika durch seine eigene Natur und durch den Aufenthalt auf den Gütern des Oheims, dessen Schule er durchgemacht, vollends wie geboren. So etwa ist der Mann, der sich hier repräsentativ das Band nennt.

Nun machen wir aber sogleich noch eine andere und zwar höchst ergötzliche Bekanntschaft, die Freund Wilhelm flüchtig schon S. 10 gemacht, und unter deren Hand er gesessen hat. Es ist die des Rothmantels, des Barbiers. Daß in den Wanderjahren und noch dazu in dem socialen Theil derselben ein Barbier auftritt, und noch dazu, wie wir sehen, bedeutende Geschäfte macht, könnte man als einen Beweis dafür nehmen, daß diese beispiellose Bart-Cultur, diese ganz unerhörte Ueberwucherung des Gesichtes mit lauter Bart, welche die Modernen unserer phrasenreichen Gegenwart so sehr lieben, als wollten sie fast ängstlich zu erkennen geben, daß sie wirklich Männer seien und zwar Männer von martialischer Entschiedenheit, doch nicht wesentlich zum socialen Zeitalter gehöre, denn, wie gesagt, Rothmantel schafft Bart weg, er rasirt in den Wanderjahren nach wie vor und zwar ohne alle Phrasen, denn er ist bei solcher Thätigkeit vollständig schweigsam. Es ist ordentlich, als hätte Göthe, der auch strafende Prophet für das sociale Zeitalter, gefürchtet,

mit dem Stehenbleiben des Bartes könnte leicht eine neue Barbarei eintreten, und man möchte ihm bisweilen Recht geben. — Wie aber Barbiere seit Alters her mit Chirurgen verwandt, oder gar identisch sind, oder sich doch anhaltend dessen schmeicheln (wenn auch im Fortschritt der Gegenwart die ächten Chirurgen mit Eifer dagegen protestiren werden, und die Herren Bader höchstens dem Schröpfen und Aderlassen überweisen), so hören wir denn auch, daß der Bartscheerer unserer Societät für Amerika in der That auch Wundarzt im eigentlichen, d. h. Chirurgus (nach seiner Meinung) im höhern Sinne ist. So kommt denn seltsam genug — so wunderbar sind die Fügungen des Lebens! — Wilhelm, der Idealist, Wilhelm der schwärmerische Geliebte Marianens, der leidenschaftliche Verehrer der Kunst, der geniale Commentator Shakspeare's, der glückliche Verlobte Natalien's, er kommt als bewährter Chirurg mit Rothmantel, dem Barbier, in ein collegialisches Verhältniß. Freilich mildert diese Vertraulichkeit sich dadurch, daß Lenardo selbst, indem er Rothmanteln vorstellt, ihn nur als derb in seinem Fache und gleichsam nur als Unterchirurgen unserm alten Freunde beigiebt.

Kurz, Rothmantel, der Barbier, ist schon darin eine wahrhaft komische Figur, daß er, ungeachtet er Barbier ist, dennoch den Tag hindurch, während er Bart auf Bart abnimmt, auch nicht eine, sage: nicht eine Sylbe spricht. Darin ist denn auch Er der Entsagende, wie ja die Wanderer Alle Entsagende, jeder in seiner Art, sind. Wie er aber stumm bei seinem Metier und kurzen Verweilen bei jedem Kunden ist, so ist er auch taub für jedes ihrer Worte. Er geht also so ganz in sein Geschäft auf, daß er dabei sogar taubstumm erscheint. Er legt sogleich, wenn man ihn etwas fragt, den Finger auf den Mund (10.) Offenbar verläugnet er sein Ohr in einem so hohen Grade, daß er den Fragenden die Lippen bewegen nur sieht. — Ferner jedoch bekennt unser neu gewonnener Freund im Laufe der nächst folgenden Novelle: „die neue Melusine" (was wir hier schon vorwegnehmen, um ihn zu charakterisiren), daß er sich „aus Musik nie viel habe machen können;" (86) d. h. also doch, daß er auch außerhalb seines Geschäfts keines musikalischen Ohres sich zu erfreuen habe. Abgesehen nun aber davon, daß das Becken nicht bloß ein Attribut der edeln Bartscheererei sondern auch das der Janitscharen-Musik ist, und daß man sich der Seife bedient beim Spiel der Harmonika, so könnte man bei jenem Geständnisse Rothmantels noch daran erinnern, daß Lessing, dem bekanntlich der musikalische Sinn auch ganz und gar abging, gestanden haben soll, ihm sei bei der schönsten Musik ganz so zu Sinne, als wenn der Barbier ihm den Bart abnehme. — Wie unerbittlich Rothmantel aber auch, was das Schweigen betrifft, den Tag hindurch ist, so daß er Montan's Maxime auf's Genaueste befolgt, so entfaltet er doch

Abends, wenn die Freunde, wie so eben, zur Erholung zusammen kommen, eine Gewandtheit der Erzählung, worin wenige ihm gleich stehen dürften. Dieß beweist er so eben in der Novelle: die neue Melusine, die er uns mit einer Zierlichkeit, einer Drolligkeit und Appetitlichkeit vorträgt, daß wir uns auf's Kurzweiligste von ihm unterhalten fühlen.

In dieser Novelle: die neue Melusine springt das Komische und überaus Anmuthige besonders aus dem Gegensatz hervor zwischen der gemessenen, taktvollen Haltung der vornehmen Dame und der Eilfertigkeit und Vertraulichkeit des sich nicht mäßigen könnenden, zudringlichen Barbiers; zwischen der steifen, von sich fernhaltenden Etiquette des „Sie", mit dem sie ihn titulirt, und dem schnell und kurz herausgenommenen, hervorplatzenden „Du" des putzigen, kreuznärrischen Bartscheerers, der, in seinem Liebesfeuer wie von einer Tarantel gestochen, nun er einen Stich empfangen hat, bald alles und jedes wieder verscherzt. Und doch dürfte er es keinesweges von sich zugeben, daß er, der Barbier, so weit im Range zurückstehe hinter der Königstochter, da er doch mindestens Cavalier, also hoffähig, nämlich Ritter sei, wenn man sich der Becken erinnert, welche in der Geschichte Don Quixote's eine Rolle spielen. Weiteres über diese Zwischenerzählung zu bemerken, müssen wir uns leider versagen; nur darauf deuten wir noch hin, daß uns in der lieblichen Magie des Feenreichs (103) ein Mikrokosmos von großer Schönheit überrascht, der nichts geringeres als eine Symbolik des Sündenfalls enthält.

---

Nachdem im Nächstfolgenden Hersilie Wilhelmen über Schlüssel und Kästchen auf's Neue Bericht in einem Briefe gegeben, wie nun auch das Kästchen in ihrem Besitz sich befinde, und auch aus der ihr eigenen, ächt weiblichen Neugierde und Neigung kein Hehl macht, ein Bischen mit die Welt zu regieren, zumal wenn es sich um Geheimnisse und deren Eröffnung handelt (105); so bleibt nun auch St. Christoph eines schönen Abends nicht zurück, eine spaßhafte Geschichte aus seinen Erlebnissen mitzutheilen, die an heiterer Erbaulichkeit in der That des Barbier's Fata noch um ein Bedeutendes übertrifft. So erhalten wir die kleine Novelle: „die gefährliche Wette". S. 108.

St. Christoph, den wir schon bei der Bekanntschaft mit dem „Bande" als einen Mann von riesenhafter Länge, von sicherm, starkem Tritt, unter dem der Boden dröhnt, als einen Kraftmann sonder Gleichen

kennen gelernt haben, bildet in so fern wieder einen Contrast zum Rothmantel als dieser (wenn auch „derb" als Unter-Chirurg) durchaus leicht, ja zierlich wie mit Sammetschuhen auftritt, wie er denn auch ein leichtes, zierliches Messer führt. Demgemäß leise auftretend, zierlich gedacht und niedlich vorgetragen ist nun auch Rothmantels Geschichte, mit der er uns bereits unterhalten hat, wenn wir von ihm dabei auch gewiß, und zwar ganz gehörig, über den Löffel barbiert worden sind. St. Christoph dagegen, wie er stark einherschreitet, erzählt uns auch eine Geschichte, die, wie man zu sagen pflegt, stark ist, zwar nicht ohne Behaglichkeit, zwar nicht ohne die nöthige Brauchbarkeit und Anstelligkeit, die der „Garnträger" in hohem Grade besitzt, aber wir können es nicht läugnen, der Spaß, um den es sich in dieser trefflichen Farce handelt, ist denn doch etwas starker, palpabler Art, nämlich: einen vornehmen Herrn, ohne daß es diesem auffällt, bei der Nase zu zupfen; wenn es auch von dem Tollkühnen mit aller Klugheit und Sicherheit zu großem gaudium ausgeführt wird für die studirende Jugend, die hier wenn nicht sein Auditorium, doch sein Proscenium bildet, dem er an dem vornehmen Herrn gleichsam Naseweisheit docirt oder vielmehr vorexperimentirt. Vergleichen wir weiter beide Erzähler, Rothmantel und Christoph, so ist Rothmantel, um auf eine frühere Stelle unseres Romans anzuspielen, in seiner Erzählung gleichsam Prosektor; er schneidet uns mit geschickter Scheere, aus seinem chirurgischen Besteck genommen, ein artiges, ihm selbst passirt sein sollendes Feenmärchen aus oder eigentlich auf, während St. Christoph in seinem Vortrage Proplastiker ist, indem er einen tollen Schwank, in welchem es sich fast um eine baare Unmöglichkeit handelt, mit starker und sichrer Hand plastisch ausarbeitet, und uns von dem Unglaublichen handgreiflich überzeugt, und die Lacher auf seiner Seite hat.

Es bildet einen allerliebsten Vordergrund in dieser Novelle: die gefährliche Wette, wie St. Christoph mit lustigen, gewiß auch nicht blöden Musensöhnen in einem Wirthshause beisammen ist. Es ist jene glückliche Zeit, der sich jeder gesunde Mensch aus seiner Jugend erinnern wird. Man nimmt alle Dinge noch leicht. Man lebt noch in der Poesie des Augenblicks. Man ist voller Einfälle, und hat auch das Geschick, wenigstens die Keckheit, sie auszuführen. Man ist mit lustigen Gesellen im schönsten Einverständniß; worauf der eine nicht kommt, kommt der andere, was der Einzelne nicht wagt, wagt er mit seiner Gespannschaft. Jedem Menschen ist eine solche Periode zu gönnen, ja zu wünschen, und ganz sollte in einem gesunden Geschlecht, keinen Stand ausgenommen, diese Heiterkeit des augenblicklichen Humors, seiner unerschöpflichen Erfindung und sofortigen Ausführung (allerdings dennoch in Maßen gehalten) nie aufhören. Göthe selbst hat diese Periode durchgemacht, sogar

noch in der ersten Zeit in Weimar. Auch Shakspeare schildert solchen Sturm und Drang des Humors meisterhaft für alle Zeiten in Heinrich dem Vierten. Auch in der socialen Welt darf solches Gebahren rüstiger Jugend nicht ausbleiben, und auch der Aeltere wird wohl thun, sich immer wieder daran zu verjüngen.

Also begegnet es auch Christophen, wenigstens geschieht es ihm, daß er, ein Philister, in einer so ehrenwerthen Gesellschaft, wie die Herren Studenten allemal sind, und stets bleiben werden, den Herren Musensöhnen zeigen will, daß es auch Philister giebt, die in jokosen und burschikosen Angelegenheiten Muth und Erfindungsgabe genug haben, um hinter keinem bemoosten Haupte zurück zu bleiben. Für alles das enthält auch unsre Geschichte: die gefährliche Wette, den classischen Ausdruck für alle Zeiten, und wer nicht (wenn auch nur innerlich) von Herzen mitlachen kann mit dieser tollen Affaire, die sehr halsbrechend hätte werden können, der muß schon irgendwie versäuert oder anbrüchig, oder von Hause aus zimperlich sein, obwohl eine gewisse Verstimmtheit in der Misère unsrer sich vergrollenden und verfahrenden Gegenwart bei dem Einzelnen sehr zu entschuldigen sein dürfte.

Was besonderes betrifft, so ist in der „gefährlichen Wette“ nicht zu übersehen: das Zusammenbringen des Studententhums mit dem Handwerkerthum oder vielmehr mit dem Arbeiterwesen, denn St. Christoph ist doch eigentlich aus der Classe der Arbeiter. Man kann dieses rein zufällig nennen, man kann sehr richtig bemerken, daß dergleichen Berührungen unzählige Mal bereits vorgekommen seien; hier in dem nachgewiesenen Zusammenhange socialer Elemente ist auch das Angedeutete von prägnantem Gewichte. — Trefflich erfunden vom Dichter ist ferner, wie St. Christoph, nach glücklichem Wetteifer mit dem Rothmantel in der Art und Weise erlustigender Erzählung, nun auch im Inhalte selbst mit ihm in Conkurrenz tritt, ihm in's Handwerk fällt, indem er, ohne doch approbirter Barbier zu sein, zu großer Zufriedenheit dem fremden Herrn den Bart abnimmt.

---

Jene oben von Lenardo ausgesprochene „Bedingung“ (S. 70), der sich jedes Mitglied des „Bandes“ zu unterwerfen habe, kommt gewiß auch diesen Unterhaltungen unsrer Gesellschaft in hohem Grade zu statten, indem sie sich nicht zu weit ausdehnen, und auch nicht von einem und demselben hintereinander ausgeführt werden dürfen. Ueberall macht sich der Geist Lenardo's, als Seele des Bandes, vortheilhaft

geltend, wie er selbst ja, nach dem was wir über ihn schon in Erfahrung gebracht haben, in allem auch eine feine, bestimmte Grenze beobachtet, ohne welche keine Gesellschaft auf die Länge bestehen kann. Man sollte überhaupt meinen, es müßte gerade die Anerkennung des Handwerkers, der schon durch sein Geschäft ein Freund des Maßes ist, dem socialen Zeitalter ein weises Maßhalten zum sittlichen Bedürfniß gemacht haben, wovon allerdings bis dahin — freilich erst im Beginne desselben — noch wenig Spuren sich vorfinden, im Gegentheil haben wir aus der Maßlosigkeit den Ruin der meisten Associationen hervorgehen sehen.

Nun ist aber gerade durch oben erwähnte „Bedingung" des Maßhaltens, um „nach anderen Seiten hin die größere Freiheit" zu genießen (70) in dieser socialen Welt unsres Romans allem überschwänklichen Radikalismus, allem exaltirten Wesen bloßer Weltverbesserungswuth ein Ende gemacht. Wäre dem nicht so, dann müßte sicher auch die Gesellschaft des „Bandes" um ihre Existenz kommen. Wahrlich, der schrankenlose Parteifanatismus unserer Tage könnte nach zwei entgegengesetzten Seiten hin unendlich viel lernen aus den Wanderjahren Göthe's, aus dieser reinen Pietät des Dichters vor der Gesetzlichkeit jeder Bildung! — Erwägen wir aber zunächst

## 11. Die weitere Beschlußnahme der Wanderer.

Bei jedem Schritte, den wir jetzt vorwärts thun, gewinnt unser Roman an Bedeutung für Gegenwart und Zukunft. Das Gewichtvollste im Folgenden ist die Rede Lenardo's (S. 118—129), eine Rede, der sich alsbald (130) eine andere, und zwar Odoard's, und Gespräche verschiedener Art anschließen. Alle diese Reden und Gespräche, wozu abwechselnd noch Gesänge kommen, haben den Charakter der Oeffentlichkeit, da sie entweder öffentlich zu vernehmen sind, oder doch wenigstens auf das künftige, öffentliche Wohl aller Verbündeten sich beziehen, die nun zum Theil in die Weite der neuen Welt hinaus wollen, oder doch in der alten der Arbeit für die Oeffentlichkeit sich zu widmen gedenken. Man sieht, das mündliche Wort so wie der Austausch mündlicher Worte hat doch sein gutes Recht, und selbst Freund Montan, der sich im Gebirg etwas verhärtet, wenigstens vereinsamt hat, wird, wenn er sich recht besinnt, die Wichtigkeit des mündlichen Wortes zugeben müssen, wenn es wie hier von Wackeren und Kundigen ausgeht. Es haben aber diese Reden, Gespräche, Gesänge des dritten

Buches der Wanderjahre noch eine ganz besondere Bedeutung für den socialen Charakter der Gegenwart und die Verwirklichung seiner Obliegenheiten, zumal was Deutschland betrifft. Diese öffentlichen Reden für gemeinsame Interessen, die daran sich knüpfenden Gespräche, Verhandlungen, ebenfalls im Sinne einer größeren Societät, wohin auch die Debatte in Versammlungen gehört, haben in neuester Zeit bekanntlich auch unter den Deutschen eine wichtige Rolle gespielt. Die Deutschen haben mindestens bewiesen, daß auch sie vortrefflich über öffentliche Angelegenheiten zu sprechen vermögen, und wenn auch durch solche Mündlichkeit allerdings bis dahin noch lange nicht das erreicht worden ist, was der Beruf der deutschen Nation in Anspruch zu nehmen hat, so ist durch die Oeffentlichkeit des Wortes dennoch viel für die Zukunft angeregt worden, es ist ein Same gestreut, um dessen Aufgang und Frucht niemand uns bringen kann, wenn wir Lauterkeit und Einsicht bewahren, Eintracht gewinnen, uns von aller Ausländerei befreien, und Lauterkeit und Einsicht durch vereinte Thatkraft beweisen.

Lenardo's Rede hebt die Nervpunkte der Wanderjahre: Entsagung und Wanderung, damit aber das Pädagogische und Sociale, in ihrem Ideengange auf's Deutlichste hervor. Wer entsagen lernt, wird erzogen und erzieht sich später selbst; wer aber wandern will, muß entsagen gelernt haben; wer wandern will, muß sich aber auch Anderen anschließen lernen, und immer wieder neue Verhältnisse eingehen, sonst — wie ja auch die Redensart es ausdrückt — sonst kommt er nicht durch die Welt. Will man jedoch Lenardo's Rede auf einen noch kürzeren Ausdruck zurückführen, so ist es allerdings die Wanderung vorzugsweise, worauf sich in ihr alles und jedes bezieht. Im Grunde genommen — darauf läuft alles bei ihm hinaus — sind alle Menschen Wanderer, wie ja sämmtliche „Verbündete" diesen Namen noch ganz besonders gewählt haben. Und wir müssen ihm Recht geben. Das *παντα ῥει* aller Dinge bei den Alten muß wohl zumal vom Menschen behauptet werden, da er nach ihnen das Maß aller Dinge ist. Auch legen wir eben deßhalb, weil die Wanderung mit der Cultur den engsten Zusammenhang hat, der Entwickelung derselben das Prädikat der Bewegung in einem doppelten Sinne bei als Fortschritt und als Rückschritt, und sogar den Stillstand im Geistigen betrachten wir eben auch als Bewegung, nämlich als rückgängige.

Wenn man diese herrliche Rede Lenardo's — die wir als den Prototyp aller öffentlichen Reden in Deutschland während unserer socialen Zeitläufte bezeichnen — im Näheren erwägt, so wird man sich davon überzeugen, daß sie alle die Punkte in wohldurchdachte Ueberlegung bringt, die im Wesen des Socialen, wie in dem eines jeden

geordneten Staats, enthalten sind, Punkte, die aber auch gerade dann, wenn man außerordentliche Schritte zu thun beabsichtigt, wenn man nun gar in einen andern Erdtheil mit den Seinigen zu wandern gedenkt, werth der gründlichsten Beherzigung sind; so die Momente des Grundbesitzes, des Hauswesens, der Stadt- Land- Communalangelegenheiten, der Vaterlandsliebe, des Stammrechts, des historischen Rechts im Gegensatz zu bloßem Naturrecht, wo denn wieder die Idee des Besitzthums von höchster Wichtigkeit ist; ferner das Moment der eigentlichen Selbstthat, des durch eigene Arbeit Erworbenen. Wir überzeugen uns aus derselben Rede, daß doch eigentlich auch schon jene erste Völkerwanderung im vierten, fünften und sechsten Jahrhundert nicht bloß eine der Rohheit, sondern mittelbar eine der Cultur gewesen sei. Wir werden bei dieser Gelegenheit, um auch hier im Spiegel dieser Rede unsre Zeit mit allen ihren Besorgnissen zu erkennen, auch an den heutigen, europäischen Osten wie an Asien denken müssen, mit Bezug auf die slavischen Völker, namentlich auf Rußland, (an Asien überhaupt), von deren Ueberfluthung des Westens und Weltherrschaft wir vieles gefürchtet haben, und lange noch fürchten werden. (119, 20.)

Und wie sollten nicht auch wir Deutsche, schon nach dem ganzen Charakter der Wanderjahre, in dieser Rede Lenardo's ebenfalls uns erkennen, wie sie das Leben in seiner unermeßlich kreisenden und sich kreuzenden Bewegung mit sicher combinirender Vollständigkeit vor uns ausbreitet, das Leben in seinen stets sich wandelnden Figurationen, ein Figurenspiel der Ursachen und Wirkungen, welches vor allem darin einen hohen Sinn hat, daß der Zufälligkeit des Spiels der Ernst der Nothwendigkeit und Freiheit sich gesellt, die sich nicht immer in Heiterkeit vollbringen, sondern oft in furchtbare Tragik auslaufen. Das ist aber in der Darlegung Lenardo's das besonders Rühmenswerthe, daß diese Ueberschau des ganzen Weltwesens überall bei ihm den Ausdruck der gesundesten Lebenslust hat, und in dem Drange zu wirken, zu nützen das unverwüstliche Bedürfniß sich zu erkennen giebt, solche Lebensthätigkeit immer weiter auszudehnen, S. 122 u. f. — Diese Partie der Wanderjahre ist denn auch das erweiterte, dem socialen Zeitalter entsprechende Gemälde als Seitenstück zu jenem der kaufmännischen Thätigkeit in Meisters Lehrjahren (vergl. I. B. S. 51—56). Hier, in Lenardo's Rede reflektirt sich der unübersehliche Zudrang der sich Bewerbenden, die Betriebsamkeit, die Erfindungsthätigkeit auf allen Punkten, die ungeheure Concurrenz, ja das völlige Sich-Ueberstürzen der Rivalen; was alles unsre Zeit auf's Treueste charakterisirt.

Verfolgen wir die Rede mehr im Einzelnen, so werden wir zwischen ihren Zeilen auch hier wieder den Grundsatz des Socialismus lesen, wer da arbeitet, der soll auch besitzen, auf daß er genieße.

Bemerkenswerth ist, wie sich der Redner in frommer Ehrfurcht auf das alte Testament hier beruft (121), wie es Göthe'n ja immer Bedürfniß war, sich an jenem ehrwürdigen Dokumente für seine Zeit und sein eigenes Leben zu orientiren. Liegt doch auch in der That im alten Testamente der sociale Ausgangspunkt aller Nationen und Missionen, und alle Bildung ist ja auf Missionen, auf Expeditionen begriffen, um den Geist Gottes und der Menschheit durch alle Länder und über alle Meere zu verbreiten. Nun ziehen in Lenardo's Rede als Wanderer der Art an uns vorüber: der Handwerker, der Künstler, der Lehrstand — wiefern er gerufen wird — der Missionär, der Pilger, der Landeigenthümer, der Pächter, der Staatsmann, Soldat, Gesandte, Diplomat, der Fürst, denn auch die Fürsten sind auf der Wanderung begriffen. (Wir Deutsche könnten hier, schon in früher Zeit, besonders jener sogenannten Römerzüge unserer Kaiser gedenken.) Wir kommen dabei an: zuletzt allerdings ist die Erde des Menschen Vaterland; so daß wir sehen, jene Ansicht, in welcher sich viele der Modernen freilich so übernommen haben, der Kosmopolitismus, die Liebe zu allen Völkern sei es, worauf alle Cultur führen müsse, findet auch hier ihre Anerkennung, nur nicht in der fanatischen Ausdehnung jener, daß der Patriotismus aufgehört habe, eine Tugend zu sein. Hier vielmehr ist wohl die Weisheit zu beachten, daß man das eine thun, und das andere nicht lassen solle. Diejenigen haben uns wahrlich in der letzten Zeit schlecht genützt, sie haben sich gänzlich in den Erfolgen verrechnet, sie sind Verräther an dem eigenen Vaterlande geworden, die uns diese abstrakte Allerweltsliebe mündlich und schriftlich docirt haben, ohne deutscher Nationalität und der ihr schuldigen Ehre zu gedenken. Wir Deutsche haben uns so an alle Völker verbuhlt, und dadurch unserm Rufe geschadet, wir haben uns so in unsern eigenen Interessen durch unsere Gallomanie und Anglomanie, und wie viele Manieen noch sonst, ruinirt, daß wir von Zeit zu Zeit stets wieder nahe daran sind, nachdem wir uns lange genug umsonst gestritten, uns auch noch unter einander zu schlagen, nämlich zu bekriegen. Wir sind also, indem wir um die Verbrüderung mit andern Nationen bettelten, und noch dazu, wie es uns recht war, schnöde abgewiesen wurden, wir sind in vielen Dingen noch eben so uneinig unter uns bis auf diese Stunde, ja noch uneiniger, als wir es je gewesen. Das sind die Früchte jener Aufdringlichkeit an die Ausländer, jenes ehrlosen Treibens, unseres eigenen Reichthums uns zu schämen, und politische, kirchliche, literarische, sociale Fetzen bei Fremden zusammenzulesen, um sie uns selber aufzuheften. Daher denn der Riß in unserm eigenen Nationalkleide so offen vor aller Augen daliegt, daß wir uns schämen müssen. Mit den Franzosen, den Italienern u. dergl. dürfen wir uns nicht trösten, als hätten sie in neuerer Zeit gleiches Schicksal mit uns, denn denen ist es wenigstens

nie eingefallen, um deutsche Gunst zu betteln und deutsche Thorheiten nachzuahmen. Dann aber dürfen wir nicht vergessen, daß wenn wir gegen Frankreich einmal die Offensive ergreifen sollten, Frankreich sofort einig sein würde. Nicht so wir. Denn es leben unter uns schamlos entartete Buben genug, (oder jetzt auch im Auslande) die von der Ueberläuferei nach Paris schon lange, seitdem sie sich mündig wähnen, ein ehrloses Geschäft machen, und wenn sie auch ausgewiesen wurden von denen selbst, um deren Gunst sie gebettelt hatten, so würden sie dennoch bei einem Kriege zwischen uns und den Ueberrheinischen eben so schadenfroh sein, als sie von jeher ehrlos gewesen; sie würden sich auf's Neue bei den Franzosen anbetteln; sie würden sich feil bieten, die groben Buhlen, und dem Volk ihrer Väter und Mütter schaden, wo sie nur könnten. Alle die Schmach nationaler Uneinigkeit, wie sie unter keinem Volke wie bei uns vorkommt, haben vorzugsweise verschuldet, wir wiederholen es, jene charakterlosen Phrasenmacher und Genießlinge, welche uns aus einer völlig verschrobenen Auffassung des Weltbürgerthums um allen deutschen Patriotismus bringen wollten, und zum Theil leider auch gebracht haben. Es ist aber jedes Weltbürgerthum ohne Vaterlandsliebe eben so sinnlos, wie wenn jemand mit der Liebe zu allen Menschen großthut, während er Haß seinen Mitbürgern oder den Gliedern seiner Familie zu erkennen giebt. In ähnlicher Verblendung wollen viele eine Freiheit ohne Nothwendigkeit, eine Gleichheit und Brüderlichkeit ohne Unterschiedenheit, eine Religion ohne Confession oder ohne Credo. Es ist etwa so, wie wenn jemand das Gelüsten hätte, als Mensch überall gegenwärtig zu sein, und es verschmähete, zugleich irgendwo zu sein.

Wir mußten uns diese Unterbrechung hier erlauben, um darauf hinzudeuten, daß Göthe in jener Rede Lenardo's zwar allerdings den Gesichtspunkt hervorhebt, daß zuletzt die Erde des Menschen Vaterland sei, daß man also nicht kleinlich und ängstlich an der Scholle kleben dürfe, nicht aber in dem Sinne, daß dieses beobachtet werden könne ohne Liebe zum Familien- und zum Nationalherde.

Ferner wird in der Rede Lenardo's auf's Beste dargethan, daß und wie die Gesellschaft, der Verein den Einzelnen sichern, kräftigen, in seiner Wirksamkeit erweitern solle. Hier wird denn das, was man bis dahin Connexion zu nennen beliebte, diese ausschließliche, kleinliche, private Begünstigung durch weitreichende Bekanntschaft, durch die Weise wie dagegen hier „das Band" einem Jeden Schutz und Rath gewährt, zum Begriff einer socialen Durchdringung aller Individuen erhoben, damit Einer für Alle und Alle für Einen stehen, und doch Jeder selbstständig bleibe, wodurch die Sittlichkeit zum Rechte gelangt, während die Connexion einer gewissen Art eine durchaus unsittliche Anforderung

wie Befriedigung der Willkür ist. — Diese Berathungen, wie dem Einzelnen zu helfen sei, wie er auch im Falle der Auswanderung sich zu nehmen, wohin er sich zu wenden habe, bilden hier in der prophetischen Verkürzung bereits die Unterhaltungen einer höheren socialen Geselligkeit, welche nicht mehr jenes nutzlose, Zeit vergendende Gerede leerer Schöngeistigkeit oder politischer Kannegießerei aufkommen läßt, und wir dürfen es uns gestehen, um auch das Gute unserer Zeit mit Heiterkeit anzuerkennen, daß diese Seite gegenseitiger Berathungen in der socialen Lebensentwickelung unter uns, namentlich was die Auswanderung nach Amerika betrifft, bereits in die Erscheinung getreten ist. Das erhellt ganz besonders aus der Stelle, in welcher Lenardo sagt: „Unsere Gesellschaft ist darauf gegründet, daß jeder in seinem Maße, nach seinen Zwecken aufgeklärt werde. Hat irgend einer ein Land im Sinne, wohin er seine Wünsche richtet, so suchen wir ihm das Einzelne deutlich zu machen was im Ganzen seiner Einbildungskraft vorschwebte; uns wechselseitig einen Ueberblick der bewohnten und bewohnbaren Welt zu geben, ist die angenehmste, höchst belohnende Unterhaltung." S. 127. — Wie sehr dergleichen in unserer Zeit noth gethan hat, ist uns allen noch im Andenken, und bewährt sich mit jedem Jahre, indem die Auswanderungslustigen oft völlig in der Irre gingen, über ihr Verhalten ganz und gar ununterrichtet waren.

Wie nun aber die pädagogische Provinz ganz so angelegt ist, daß sie jener Gemeinschaft in die Hand arbeitet — Lenardo weist selbst darauf hin S. 129, daß einige unter ihnen aus dieser Schule schon hervorgegangen seien — um ein wohl erzogenes Volk und eine dem entsprechende Menschheit zu gewinnen, so wird es auch in unserer Rede ausdrücklich in Erwähnung gebracht, daß das „Band" sich zu einem „Weltbunde" nicht erst zu erweitern habe, sondern daß schon jetzt von ihm solcher Bund constituirt sei. Auch muß in der That ein solches Zusammenwirken socialer Einzelkräfte unendlich mehr leisten, als bis dahin etwa Freimaurer, Diplomaten, Herrnhuter, pietistische, jesuitische und andere weltliche und geistliche, geheime und öffentliche Verbrüderungen, Orden geleistet haben, da alle Stände und Geschicklichkeiten principiell in unser „Band" und damit in jenen „Weltbund" aufgenommen worden sind. So daß hier auch offenbar weiter reichende Mittel gegen den Pauperismus und anderes Elend gewonnen werden, als da, wo, ungeachtet aller Connexion und Congregation, doch das leidende Individuum außerhalb der Verbrüderung steht, höchstens nur unterstützt wird, nicht auch selbst handelt, oder wo gar der Einzelne auf einem verlorenen Posten sich befindet, d. h. nicht seiner selbst wegen Gegenstand der Beachtung ist, sondern der Willkür und, wie es sich gerade fügt, oft auch der Grausamkeit zum Opfer fällt, indem der

Einzelne dann, wie man zu sagen pflegt, bloß Futter für Pulver ist, als Mittel zum Zweck für Andere, als Sache einer andern Person dient.

Endlich wird auf's Befriedigendste am Ende der Rede noch ausgesprochen, wie freudig anerkennend man sich in Betreff jeder religiösen wie politischen Gemeinschaft (vorausgesetzt natürlich, daß beide edle Zwecke im Auge haben) zu verhalten berufen sei, wenn man ein würdiges Mitglied des Bundes sein wolle; worin freilich liegt, daß die Pädagogik die öffentlichen Institutionen selbst so aus sich herauszugestalten habe, daß sie auch ihrerseits solche Anerkennung jedem Einzelnen wie jeder Gemeinschaft zu spenden bereit seien, weil da keine gesunde Entwickelung in einem großen, geistigen Organismus vor sich gehen kann, wo nicht die Freiheit (nicht die Willkür) in einem jeden Organ mitgesetzt ist. Sind nun in dieser Darlegung Lenardo's (S. 128) alle die Bildungen freier Congregationen, welche aus wahrhaft religiösem und socialem Bedürfniß hervorgehen, anerkannt, und liegt dem sicher bei Göthe die würdige Idee zu Grunde, daß dergleichen Bildungen der Kirche wie dem Staate nicht den geringsten Eintrag thun, im Gegentheil deren eigenes Leben und Gesundheit verbürgen, so ist doch von Lenardo'n damit keineswegs jenem wüsten Auflösungsschwindel das Wort gesprochen, der sich, mit der Phrase: Aufklärung im Munde, um die Einsicht in seine eigene Ideenlosigkeit betrügt, und an die Stelle der Pietät die Frivolität, an die Stelle der Bürgertreue den Aufruhr bringt. Hier dagegen, in den Wanderjahren, tritt es wieder recht, und zwar bei Gelegenheit des „Credo" und der „Regierungsformen" S. 128, in das vollste Licht, auf einem wie hohen, nach allen Seiten hin gerechten Standpunkt Göthe sich befand. Auch wird, ganz im Gegensatz zur Verkehrtheit unserer Tage, die Sittlichkeit aus der Religion abgeleitet, nicht umgekehrt, wenn man nicht gar aller Religion das Recht des Bestehens aufkündigt, und statt der Religion die Sinnlichkeit, höchstens die Philosophie, nämlich der Herren eigene Weisheit, empfiehlt.

So sollen denn nach Lenardo alle Menschen, ungeachtet der sich nach allen Seiten hin abstufenden Verschiedenheit, als Brüder und Schwestern sich anerkennen, auf daß sie sich, trotz aller Getrenntheit durch Räume und durch Eigenthümlichkeiten, durch Schicksale und durch Ansichten, doch Alle zur Arbeit und zur Feier, und damit zu einem ewigen Zweck mitten in der Zeitlichkeit berufen wissen, und dieses Priesterthum der Menschheit auf dem ganzen Planeten in lebendiger Gemeinschaft darstellen. — Beachtenswerth ist noch, wie Lenardo in seiner Rede, in der Fassung großartigster Gesichtspunkte, in der Construktion weltweiter Verhältnisse dennoch mit Leichtigkeit überall sich zurecht findet,

in allem sich heimisch zeigt, alles und jedes mit einer solchen Behaglichkeit entwirft, und mit Zuversicht darüber sich ausspricht, daß man meinen sollte, es handle sich um die Ausmöblirung eines Zimmers, oder doch höchstens um den Lebensplan und die speciellen Maßregeln beim Antritte eines bloßen Privatverhältnisses oder auch eines Amts.

---

Ein Seiten- und wesentliches Ergänzungsstück zu der eben in Betracht gezogenen Rede Lenardo's ist die Rede eines Mannes, der uns zunächst (S. 130) als „der Fremde“ vorgeführt wird. Es ist Odoardo. Was Lenardo für die Auswanderer unseres Bandes ist, der Verweser, der Regulator, der Ordner, das ist Odoardo für die, welche auf dem heimischen Boden zu *bleiben* gedenken. Gehören doch Alle, ob sie gehen oder bleiben, zusammen, wie sie ja auch in der That *einer und derselben* Verbindung einverleibt worden sind, wie denn auch von dem wahren Welt- und Gottes-Bürger die alte und die neue Welt, der alte und der neue Bund, das Diesseits und das Jenseits, die Sinnenwelt und die Geister-Welt als zusammengehörig angesehen werden. Auch Lenardo und Odoardo gehören zusammen; sie ergänzen sich, indem jener eben so für das Wohl der Scheidenden wie dieser für das der Bleibenden besorgt und thätig ist. Dieß legt des Näheren Odoardo denn auch sogleich in seiner Rede dar, welche er an demselben Versammlungsorte hält, nachdem jedoch diejenigen zur leichteren Uebersicht so eben hinausgezogen sind, welche sich *für* die Auswanderung bestimmt haben.

Nun repräsentirt aber Odoardo noch im Besonderen eine Thätigkeit, welche auch ihn in unserm Roman zur prophetischen Gestalt macht, die sich bereits vielfach unter uns verwirklicht hat, sich aber freilich immer mehr noch verwirklichen wird. Es ist nämlich in unserer Zeit der socialen Probleme, namentlich seit der Frage, wie dem Pauperismus abzuhelfen sei, ausdrücklich von *Arbeitszuweisungsanstalten* oft die Rede gewesen; sie sind auch hie und da, obwohl mehr erst durch schwachbemittelte Versuche, in's Leben gerufen worden. Odoardo ist in seiner Person ein solcher *Arbeitszuweiser* für die, welche in Europa zu bleiben gedenken.

Hat Göthe auch bei andern Gelegenheiten die beiden Aussprüche gethan, jeder Mensch sei seines Glückes *Schmied*, und an der Beschränkung erkenne man den *Meister*, so scheinen diese beiden tiefsinnigen Worte, wie sie in dem Schmied und dem Meister ohnehin auf das Handwerk hinweisen, auch im Hintergrunde dieser ganzen Partie des Romans zu weben, so daß sie uns zu einer sehr reellen Formation einer in unsern Tagen oft sophistisch genug zugespitzten und verworr-

enen Antwort auf jene Frage des Pauperismus verhelfen. Denn gerade in solcher Frage handelt es sich um das bestimmte Wie einer verhältnißmäßigen Hebung jenes Contrastes von Darben und Prassen, von Besitzlosigkeit und Reichthum. Es soll jeder Gesunde und Arbeitsfähige (für den Kranken und Unfähigen hat die Gesellschaft aufzukommen), seiner Eigenthümlichkeit, seiner Anlage entsprechend, zu einer bestimmten Thätigkeit sich geschickt machen; er soll für sie Geschicklichkeit und Lust zugleich haben; er soll im Wirken wie in der Feier das rechte Maß halten; denn in der Maßlosigkeit, d. h. einmal: kein Maß halten zu können, und also ungeschickt zu sein, sodann: kein Maß halten zu wollen, also träge oder übermüthig zu sein, in beiden Fällen also in der Maßlosigkeit, in der wüsten, ungeregelten, in der verthierten oder blasirten Lebensweise und Sitte liegt alles Unglück auf Erden für den Einzelnen, und liegen die Gründe für jenen schroffen Contrast von Darben und Prassen, von Besitzlosigkeit und Reichthum in der Gesellschaft.

Wir finden in der nächstfolgenden Novelle: „nicht zu weit" (132), die wir aus dem Munde Odoard's vernehmen, sogleich eine Bestätigung jener Götheschen Aussprüche. Wie diese Novelle schon in der Ueberschrift die Göthesche Maxime: an der Beschränkung erkennt man den Meister, nur anders ausgedrückt, enthält, so legt sie uns auch in ihrem weiteren Inhalte dar, wie aus Unordnung Unordnung entsteht, und wie auch hier das Glück einer Ehe untergraben wird durch Maßlosigkeit der Leidenschaft, so daß auch in dieser Erzählung Odoard's jenes herbe Schicksal sich herausgebiert, dem der Dichter der „Wahlverwandtschaften" mannichfalt einen classischen Ausdruck gegeben hat. Denn was ist wohl jenes Unglück der wahlverwandtschaftlichen Beziehungen anderes, als eben dieses, daß die Naturbestimmtheit der Individuen durch Freiheit und Selbstentäußerung die Leidenschaft nicht durchbricht, sondern sich in ihrem Kreise sattsam und doch stets ungesättigt ergeht; daß die Naturbestimmtheit die Leidenschaft nährt, sie gewähren läßt; in Folge dessen der natürliche Mensch, trotz aller Bildung, das büßen muß, was der übernatürliche, nämlich der vernünftige, der geistige, der freie Mensch — wiefern der Geist die Macht ist über die Natur — schon früher hätte gut machen können; so daß dem Menschen da Seligkeit zu Theil geworden wäre, wo ihm nun Verhängniß entstanden ist, da Leben hervorgegangen wäre, wo jetzt der Tod ein so tragisches, oder doch wenigstens der Verdruß ein so herbes Ende herbeiführt.

Der Entwickelungsgang jener Novelle: „nicht zu weit" (die leider nur Bruchstück ist, und wiederholt darauf hindeutet, daß Göthe zur letzten Umarbeitung seines Romans nicht gekommen), die uns in einem hohen Grade schon von vorn herein spannt, lockert sich gegen die Neige

bedeutend auf, weßhalb wir den objektiv vom Dichter zu gebenden Zusammenhang mit den socialen Elementen dieser Partie hier vermissen.

---

Das Gespräch zwischen Wilhelm und Friedrich, worüber uns von S. 149 ab die inhaltreichsten Mittheilungen übersichtlich gemacht werden, legt uns gewissermaßen, wie der Augenblick der Abfahrt nach der neuen Welt immer näher rückt, das Reglement vor, den Lehr- und Lektions-Plan, welcher in der bevorstehenden Weltordnung von den Mitgliedern unsres Bundes beobachtet werden wird. Es ist gleichsam die Charte der socialen Gemeinde, welche man zunächst drüben in der neuen Welt zu realisiren, verfassungsmäßig zu verwirklichen gedenkt, um sie durch die Verbündeten, die ja für alle Menschen wirksam sind, allmählich überall zu verwirklichen. Wo Menschen zusammenleben, wo sie sich, wie recht und billig, durch einander ein allgemeines Wohlsein bereiten sollen, da kommt es nicht bloß auf das Was, es kommt auch auf das Wie an. Die Verfassung ist nur die bestimmte Fassung eines gemeinsamen Inhalts, gemeinsamer Bedürfnisse, was Sicherheit und Solidität, was Nutzen und Behaglichkeit, was Besitzthum und Genuß, was Arbeit und Feier anbelangt. Es ist die fortgesetzte Erziehung und Selbsterziehung einer kleineren, menschlichen Gemeinschaft und zuletzt des menschlichen Geschlechts. „Ubi homines sunt modi sunt.“ Wir haben das Vorliegende demnach als eine Fortsetzung der pädagogischen Provinz zu betrachten, nicht bloß als ein äußerliches Supplement, vielmehr als ein praktisch-organisches Complement derselben, denn was wäre das wohl für eine Erziehung durch Andere, die sich nicht auch im öffentlichen Leben durch Andere und durch sich selbst fortsetzte? Demnach erbaut sich hier schon wirklich das Gebäude einer solchen Verfassung, wie unsre Charte sie im Grundrisse verzeichnet, auf dem Fundamente der „Religion und Sitte“, die nur in dem Grade, als sie Fundament sind, auch die zusammenhaltenden Fugen gewähren, und zwar baut sich dieses Gebäude mit allen seinen Einzelheiten, wie gesagt, aus der pädagogischen Provinz hervor, die ja auch schon Religion und Sitte als die begründenden und zusammenhaltenden Mächte lehrte und praktisch bewährte.

Die Religion als solche, das Christenthum, (denn alle Culte sind im Credo „verfaßt“ S. 128) giebt mit Recht auch in dieser Darlegung den Ausgangspunkt. Auch das Christenthum, und das Christenthum erst wahrhaft, nicht bloß die antike Welt, in ihren höchsten Leistungen, weiß sich

mit dem Schicksal so auseinanderzusetzen, daß dieses gar nicht mehr da ist, sondern überall die siegende Freiheit, welche die Nothwendigkeit als sich selbst erkennt (S. 149). Vater nicht mein, sondern dein Wille geschehe. Hier liegt das Geheimniß, aber auch seine ewige Offenbarung. Beachtenswerth ist, daß auch hier, wie in der pädagogischen Provinz (Vergl. II. B. S. 26) in Betreff der künftig zu beobachtenden Methode des Unterrichts, der Ueberlieferung der christlichen Lehre ein weises Maß festgestellt wird, um gewisse Aufschlüsse über die ganze Herrlichkeit ihres Inhalts erst dann zu geben, wenn die rechte Zeit dafür gekommen sein wird, wie denn bei Gelegenheit der „Sittenlehre" (149) ausdrücklich wieder „die Mäßigung" eingeschärft wird. Wenn in dem Gespräche, welches uns jetzt beschäftigt, die Juden etwas übel angesehen werden, so legt es der Zusammenhang auf's Klarste vor Augen, daß dieses hier nur eine beziehungsweise Bedeutung hat, indem es in der Anerkennung des weltgeschichtlichen Fortschritts seinen Grund findet, da hier nicht bloß eine einzelne Gestalt dieses Fortschritts, sondern die Erneuerung und Wiedergeburt der Menschheit von Grund aus hervorgehoben wird, deren Bestätigung die nothwendige Bedingung der höchsten Bestätigung eines jeden Volkes wie jedes Individuums ist. Jene Erneuerung und Wiedergeburt der Menschheit ein für alle Mal aber ist ohne Widerrede das Christenthum.

Daß die Absonderung der Sittenlehre (149) nicht in jener altrationalistischen Verwässerungs- und Abklärungsmethode hier genommen werden darf, wonach man sich eine neue Religion für die Gebildeten zurechtfiltrirt und der Großmuth eingeständig ist, aus der alten Religion die Moral allenfalls sich noch gefallen zu lassen, mit dem übrigen Theil des Christlich-Religiösen aber nichts mehr anfangen zu können, da er von dem gesunden Menschenverstande längst als Aberglaube erkannt worden sei, dafür giebt schon jene bereits in Betracht gezogene Stelle der Wanderjahre S. 128 volle Gewähr, welche die Sittlichkeit auf die drei Ehrfurchten, und damit auf die Religion als solche lebendig zurückführt. Wogegen die vorliegende Aeußerung, in Betreff der Absonderung der Sittenlehre, nur den nächsten praktischen Zweck im Auge hat, um sich in dem werkthätigen Leben einmal für immer mit allen doktrinären und gewissensrichterlichen Spitzfindigkeiten und Anmaßungen auseinander zu setzen. Statt sich hier daher auf eine lange Gesetzeslitanei, auf einen Kanon von pfäffischbevormunden Satzungen einzulassen, heißt es ganz einfach: „Mäßigung im Willkürlichen, Emsigkeit im Nothwendigen".

Es ist in dem Weiteren, von S. 150 ab, von dem geneigten Leser auf's Sorgfältigste zu verfolgen, (da hier die Grundlinien jener Charte der socialen Gemeinde gezogen werden,) was hier von der Zeit ge-

sagt wird, wie bei dieser Gelegenheit das Wesen wahrhafter Gewissenhaftigkeit zur Sprache kommt, wie der Familie, des Unterrichts, der militärischen Vertheidigung, der Obrigkeit gedacht wird. Haben wir schon vielfach gesehen, daß die ganze Heilsordnung der Wanderjahre, bei dem beabsichtigten Wohlsein Aller, die Feier neben der Arbeit, überall aber auch die Befriedigung der höchsten Geistesinteressen überhaupt, wie schon in der pädagogischen Provinz, berücksichtigt, und daß sich hier also auch für die ideale Natur des Menschen im Künftigen ganz neue Regionen eröffnen, so wird doch für das sociale Amerika wie Europa zunächst auf das Reelle, das Nützliche hingearbeitet, um erst einen festen Bestand, eine fortgehende Werkthätigkeit nach getroffener Theilung der Arbeit zu gewinnen.

Wie nun in dieser Verhandlung Wilhelms und Friedrichs die Charte für die neue Verfassung entworfen, wie auf die unendliche Bedeutung der Zeit hingewiesen wird, so fühlen wir uns sogleich ganz englisch oder vielmehr amerikanisch gestimmt und doch zugleich deutsch. Die Zeit ist daher in dieser Auseinandersetzung unserer beiden Wanderer nicht bloß Geld im Sinne der Engländer und Amerikaner, sie ist auch Ewigkeit im Sinne einer idealischen und doch zugleich praktischen Metaphysik, indem die Zeit gegeben ist, auf daß der Mensch die Natur in Angriff nehme, im würdigsten Sinne Geschichte mache, und sich selbst, am Wohlsein Aller arbeitend, zur möglichsten Vollendung steigere, und so sein unsterbliches Theil immer reiner herausgestalte. Die Uhren mit ihrem Glockenschlage und ihrem Zeiger sollen, hier vervielfacht, den Menschen daran gemahnen, daß alle Zeit auf der Flucht ist, und daß nur der Geist mit seiner Thätigkeit sie anhalten könne. Nur solche Glocken, welche die gewissenhafte Benutzung der Zeit durch Arbeit anzeigen, hat man hier zu Lande im bürgerlichen Leben, wie ausdrücklich bemerkt wird; soll doch hier alles so viel wie möglich geräuschlos, sogar ohne viele Worte, auf den bloßen Druck einer Feder, durch die unmittelbare That des Menschen vollbracht werden; selbst im Militärischen daher genügt in dieser Welt die Menschenstimme als Zeichen, das mittelbare Signal hat man auf das Blasinstrument zurückgeführt. — Was die Glocke betrifft, so wissen wir aus unserer socialen Gegenwart ebenfalls, daß sie, um den Cultus der Arbeit zu signalisiren, oft an derselben Stelle ertönt, wo man sie früher in Klöstern, in Capellen die Mette, Vesper, Vigilie anklingen hörte, indem jetzt das Kloster selbst zur Welt, wir wollen nur wünschen dennoch zur Welt Gottes, erweitert worden ist. Und in der That, wer wollte nicht diese große Bedeutung der Zeit gelten lassen, da sich in der Zeit alles werdende Leben vollbringt vom Atom bis zum Stern und zur Herausarbeitung und Entwickelung des menschlichen Geistes; so daß die Zeit

selbst Leben ist, und es daher die tiefsinnigsten Redensarten sind, wenn die Sprache sagt: Müssiggang ist aller Laster Anfang, Gott den Tag wegstehlen, vor allem aber — weil hier auf die Lebendigkeit der Zeit hingedeutet wird — die Zeit todtschlagen.

Der sociale Verlauf unserer Charte setzt sich darin fort, daß die Bedienung (Knecht, Magd), zu allmählicher Abstellung jenes Wahnes, daß ein Theil der Menschen lediglich dazu da sei, um dem andern zu dienen, aus der Familie selbst sich herauszugestalten habe, worin wir das amerikanische Unabhängigkeitsbedürfniß auf's Neue sich ankündigen sehen, wie sich in der hier waltenden Lehrform, in der Methode Lancaster's, in dem „wechselsweisen Unterricht" — zu vergleichen einem Gewölbe, das sich selber trägt — wenigstens dem Moment nach auch wieder England und Frankreich geltend machen, aber es wird hier auch, indem der Abbé mit angreift, in heiterer Weise der Zusammenhang der Kirche mit der Schule nicht unbeachtet gelassen, über welchen man unter uns so viel Geschrei erhoben hat, wogegen man in dieser Association der Wanderjahre völlig vorurtheillos verfährt, da man sich ohnehin bewußt ist, nirgend die Vernunft zu verläugnen, und alles prüft, um das Beste zu behalten, wie man auch gar nicht vergißt, durch einen militärischen Ressort die Sicherheit nach außen hin wohl zu bedenken.

Endlich aber wird, wie hier, S. 152, die Obrigkeit in's Leben tritt, oder doch wenigstens construirt wird, wie sie mit kleinem Aufwande doch allgegenwärtig sein soll, wie sie strenge und milde zugleich zu verfahren berufen ist, wie sie eine Thätigkeit auszuüben, überall im Staate zu unterhalten hat, die Tag und Nacht nicht aufhört, im Kleinen wie im Großen, es wird uns dadurch die imposante Größe und Würde einer wahrhaften Regierung auf's Lebhafteste vergegenwärtigt. Diese rastlose, durch keine Zeitperiode, kein Ereigniß je zu unterbrechende Thätigkeit des Staats in allen Dimensionen, auf materiellem und geistigem Gebiete, überall das Gesetz aufrecht erhaltend, überall die Freiheit ehrend und sichernd, ist erst allerdings der wahrhafte Staat. So durchaus frei und nothwendig zugleich, so allgegenwärtig und human, so ununterbrochen soll auch das Kirchenregiment geübt werden. So freilich soll auch die Cultur in ihrer ganzen Ausdehnung, und zwar auch dasjenige Gebiet, auf welchem die Bildung sich den allseitigsten und klarsten Ausdruck giebt, die Literatur, beachtet und vertreten werden. Kein Werk des Geistes hat einen Aufschub zu erleiden, keine Idee, kein Gedanke darf gegen den Willen des Hervorbringenden durch den Zufall, oder gar durch bloße Willkür, der Oeffentlichkeit entzogen werden, denn Ideen, Gedanken sind die Impulse, die eigentlichen Nervpunkte des Fortschritts. Daher eben ist die Presse so wichtig, daher eben

darf ihr Gang weder durch Zufall noch durch Willkür je unterbrochen werden, denn der Sieg des Guten über das Böse, des Göttlichen über das Ungöttliche wird in der Welt des Geistes nie durch zufällige oder gewaltsame äußere Mittel erfochten, immer nur durch den Geist des Besseren selbst. Statt dessen ist es oft wohl bei unsern Lebzeiten vorgekommen, daß ein Werk des Geistes nicht befördert, nicht gedruckt werden konnte, weil etwa der Censor verreist war, wodurch die Oeffentlichkeit, man kann es nicht läugnen, etwas Uncivilisirtes, Dorfartiges erhält. Von jenem Direktorium, welches dem kleinen Staate unserer in Rede stehenden Charte vorsteht, dagegen heißt es: S. 152: „In jedem Bezirk sind drei Polizeidirectoren, die alle acht Stunden wechseln, schichtweise, wie im Bergwerk, das auch nicht stillstehen darf, und einer unsrer Männer wird bei Nachtzeit vorzüglich bei der Hand sein." Ganz so wie es von dem Astronomen dort auf dem Wohnsitze Makariens hieß: „Wie soll ich Ihnen aber kurz und gut den Gegenwärtigen vorstellen? Er ist unser Hausfreund im schönsten und weitesten Sinne, bei Tage der belehrende Gesellschafter, bei Nacht Astronom und Arzt zu jeder Stunde." Und weiter von Angelen: „Ich empfehle Ihnen dieses Frauenzimmer, als die bei Tage unermüdet Geschäftige, bei Nacht wenn's Noth thut gleich bei der Hand, und immerfort die heiterste Lebensbegleiterin." — Wie schon die Natur nie unbedingt ruht, sondern rastlos im Gange, in Thätigkeit auch selbst im Reiche des Todes, der Verwesung noch ist; wie viel mehr noch soll der Geist in den großen Institutionen menschlicher Gemeinschaft dasselbe offenbaren! Da ahnt, erkennt man Unsterblichkeit, Unwandelbarkeit, Göttlichkeit, man schaut da Gottheit in der Menschheit. Es ist nicht zu läugnen, schon die alte Welt, schon das Mittelalter hat in solcher Ununterbrochenheit des öffentlichen und sogar des häuslichen Lebens viel bereits geleistet, das Mittelalter, wie wir schon einmal erwähnt haben, sogar in seinen Klöstern. Die neue Zeit ist nicht zurückgeblieben; wir wollen nur die großartige Einrichtung unseres Postenlaufs anführen; aber es ist auch eben so gewiß, daß in unzähligen anderen Beziehungen noch viel Barbarei und Stillstand herrscht. — Was jene von Göthe namhaft gemachten „drei Polizeidirectoren" betrifft, so ist daran keineswegs Anstoß zu nehmen, daß die neue Ordnung der Dinge hier die Polizei nicht überflüssig zu machen weiß. Es darf hier auf den Ausdruck: Polizei gar kein ausschließliches Gewicht gelegt werden, denn es soll damit überhaupt nur die Allgegenwart des Staats zum Ausdrucke gelangen.

Es ist wohl zu beachten, wo in dem Gespräche unsrer Freunde der Obrigkeit, des eigentlichen Verfassungswesens gedacht wird (indem uns in dieser socialen Welt denn auch „Geschworene" begegnen, S. 152,

wie später noch einmal in der „zusammenberufenen Zahl"), daß da auch von der in unsern Tagen so viel besprochenen Stimmenzahl mit Anerkennung, gleichwohl nicht ohne Rüge die Rede ist, indem die Majorität nicht zu hoch angeschlagen werden dürfe. Man weiß, wie man solche Stimmenmehrheit unter Umständen zu gewinnen weiß. Erst wenn eine gewisse Gemeinheit und Feilheit aus der Gesellschaft durch fortgesetzte Erziehung zur Wahrheit und zu sonstiger Lauterkeit verschwunden ist, erst dann wird auf die vielgerühmte Majorität als auf eine Stimme des Volks und Gottes in jeder Hinsicht Verlaß sein, nie aber früher. — Es ist endlich sehr weise von den Entwurfsmännern jener Charte, daß sie die besondere Ausführung von der Oertlichkeit abhängig machen, wohin man bei der Auswanderung gelangen werde.

Wir sehen demnach auch in diesem Entwurf der Charte für die künftige Niederlassung des Bandes die Gegenwart bis auf eine Menge von Einzelnheiten prophetisch reflektirt, bis auf die Anerkennung „freier Staaten" (152), wie solche Anerkennung Göthe'n mancher wohl nicht zugetraut hätte, und bis auf die Erinnerung daran, was uns Deutsche angeht, daß die „Deutschen Kaiser umhergezogen" seien. Hier können wir denn auch daran denken, daß wenn wir in unserer neuesten Zeit ebenfalls in Verlegenheit gekommen waren, für das einige Deutschland eine Hauptstadt als Centralpunkt zu finden (obwohl Deutschland eine solche Centralisation so wie so nicht dulden darf), auch unter uns im Punkte jenes Umherziehens, bei Gelegenheit eines deutschen Kaisers, allen Ernstes in Vorschlag gebracht wurde, der deutsche Kaiser solle bald an diesem bald an jenem Orte seinen Aufenthalt haben.

Odoardo, der von uns als der Arbeitszuweiser bezeichnet worden ist, geht nun in seiner zweiten, ausgeführteren Rede S. 155 auf das Einzelne alles dessen ein, was er für die in Europa Bleibenden für's Künftige in Absicht führt.

Es ist nicht zu läugnen, das 19te Jahrhundert, welches sich die Aufgabe gestellt, jenes erhabene Losungswort: Menschenrechte genannt, nach allen Seiten hin zu verwirklichen, nachdem schon das 18te dasselbe Thema von England, Frankreich, Amerika aus zur Sprache gebracht, oft aber auch — man erinnere sich nur an Thomas Paine — grenzenlos verflacht hat, das 19te Jahrhundert hat bis dahin trotz alles Pochens auf die Rechte aller Menschen doch auch die Ungerechtigkeit von zwei extremen Seiten her noch keineswegs verlernt. Das Jahrhundert der Associationen hat den Egoismus und den Communismus zu gleicher Zeit gelehrt, es hat beide sogar systematisch zu begründen gesucht, es hat uns Beweise in Menge gegeben, daß man noch immer seine Seele an den bloßen Mammon, an den Götzen des todten Besitzes, aber auch an die Besitzlosigkeit als Cultus, als eitles Märtyrerthum mit der Schwärmerei für völlig gleichen

Besitz verkaufen könne, so daß hier Materialismus und Nihilismus, verbunden mit Geldaristokratie, Proletariat und Pauperismus in derselben Gemeinheit und Ungerechtigkeit sich begegnen. Man sieht daraus, wie wenig auf menschliche Versicherungen auch im Punkte der Gerechtigkeit Verlaß ist, wenn sie nicht auf ein Höheres zurückgeführt werden, als das bloß Natürliche und Menschliche, wenn sie nicht in jenem, auch von Göthe in den Wanderjahren wieder und wieder hervorgehobenen Credo wurzeln an eine überirdische Macht, welche in aller Zeit das eigentlich schöpferische Agens ist, eine Macht welche auch die Anlagen und Geschicke der Menschen nach verborgener Weisheit hervorbringt und lenkt, eine Macht, der Ehrfurcht in dreifacher Weise gebührt, damit der Mensch Ehrfurcht vor sich selbst habe.

Die Religion dagegen (wenn sie sich noch Religion nennt), welche jedes Credo der Art von sich ablehnt, die Religion des zeitlichen Diesseits und noch dazu eines Diesseits, welches sich im Bereich der Sinnlichkeit eigener Erfahrung abschließt und jedes Jenseits verwirft, ohne zu bedenken, daß das Diesseits ohne Jenseits sich um allen Gehalt und alle Ewigkeit bringt, diese Religion muß sich aus Princip jeder Anerkennung dessen widersetzen, was über den Genuß hinausliegt. Sie will die abstrakte Gleichheit, ohne zu bedenken, daß der ganze Reichthum der Schöpfung aus der unendlichen Ausbreitung der Einheit in die Unterschiedenheit durch Anlage und Willensäußerung entspringt. Da sie aber mit jener Gleichheit nur die Sinnlichkeit und den Genuß anerkennt, so verwirft sie eben deßhalb jede Pietät vor einer Vergangenheit und Zukunft, die nicht mehr und noch nicht sinnlich und zum Genusse vorhanden sind; damit aber verwirft sie eben die Ehrfurcht vor jedem Anderen als dem eigenen selbst, und kommt so freilich auch um die Ehrfurcht vor sich selbst.

Der Unglaube an Gott und an die Unsterblichkeit der Seele, wie er von den Modernen auch dem Volke docirt worden ist, hängt auf's Genaueste zusammen mit dem Mangel an aller Pietät vor dem Besitz. Wenn ich eben nur äußerlich haben will, und zwar eben so viel wie der andere hat, um gerade so viel genießen zu können, so erkläre ich damit, daß ich mein Talent und meine Rüstigkeit der Willenskraft so wie mein Verdienst völlig gleich anschlage mit denen des Andern, was schon, in Ansehung der letzten Punkte, aber auch so wie so frech ist, und aller Bescheidenheit den Todesstoß giebt; ich erkläre damit, daß ich kein anderes Wohlsein kenne als das der fünf Sinne; ich erkläre aber auch, daß ich alles das mißachte, was vor mir gewesen ist, was ich nicht erlebt habe, so wie ich an die Zukunft nicht mehr glaube, die ich selbst mir erarbeiten könnte, so wie ich gegen alle Zukunft überhaupt, die zeitliche wie die ewige, mich völlig gleichgültig verhalte, und sie sogar läugne, da sie nicht in den Bereich meiner groben Erfahrung gekommen ist.

Wenn Göthe in der pädagogischen Provinz seine drei Ehrfurchten räumlich ausdrückt, als Ehrfurcht vor dem was über uns, vor dem was unter uns und vor dem was uns gleich ist oder uns umgiebt, so könnten dieselben auch zeitlich ausgedrückt werden, als Ehrfurcht vor dem was vor uns gewesen ist, was nach uns kommt, und vor dem was in der Gegenwart oder gleichzeitig mit uns ist. In Betreff der letzten drei Ehrfurchten, also nach deren zeitlichem Ausdruck, giebt sich die Religion des abstrakten Diesseits den Schein, die zu bewahren, welche die Gegenwart bezeichnet. Wie aber die Religion des Diesseits in jener räumlichen Unterscheidung die Ehrfurcht vor dem, was uns gleich ist oder was uns umgiebt, in die abstrakte Gleichheit verwandelt, und dadurch das Individuum um alle Ehrfurcht vor seines Gleichen bringt, so verwandelt sie auch die Ehrfurcht vor der Gegenwart in eine abstrakte Gleichmacherei aller Tagesereignisse und der dabei betheiligten Personen; sie läßt die Gegenwart nur gelten, wiefern diese den Besitz und damit den Genuß den Individuen auch äußerlich in völlig gleichen Theilen zugesteht. Nun hängt aber aller rechtmäßige Besitz mit dem Verdienste zusammen. Der Besitz entspringt entweder aus dem Verdienste der Früheren, und setzt sich durch Vererbung in die Gegenwart fort, um, wo möglich, durch neue Verdienste in die Zukunft, in's Unendliche hin zu wachsen; oder er entspringt lediglich aus dem Verdienste der Jetzigen, um sich ebenfalls, wo möglich, in's Endlose fortzusetzen; in beiden Fällen aber entspringt er aus der specifischen Unterschiedenheit und Anwendung der Anlagen und sittlichen Willenskräfte, vom Talente bis zum Genie, durch die ganze Stufenleiter der Eigenthümlichkeit; von der Trägheit bis zu ununterbrochenem Fleiß, durch die ganze Stufenleiter der sittlichen Bestrebungen fort. Aber der rechtmäßige Besitz, seine gewissenhafte Anwendung und Vermehrung entspringt auch aus dem Glauben an den sittlichen Beruf der Menschheit, wie insbesondere daran, daß die Gesammtarbeit der Menschheit einen ewigen Erfolg habe. Die Menschheit als Gesellschaft, als die umfassendste Gemeinschaft auf unserm Planeten, hat aber ihren Grund-Typus in der Familie. Die Familie ist schon das potenzirte Individuum, die erweiterte Persönlichkeit. Die Familie ist die Urassociation. Hier ist der Besitz zunächst natürlich, schon wiefern die Eltern die Kinder besitzen; dann wird er jedoch sogleich sittlich und heilig durch den Familiengeist. Selbst durch den Tod wird dieser Geist nicht vernichtet. Das Leben der Väter und der Mütter setzt sich in der Sitte, in der ganzen Erziehung, setzt sich in dem Besitze fort, den sie den Kindern hinterlassen. Wir haben für diese heilige Gesammtheit schon nach dem 9ten Gebote den schönen, prägnanten Ausdruck: Haus; besonders prägnant, wiefern sich das 9te in's 10te Gebot hinein fortsetzt. — Die Eltern leben

auch nach dem Tode in solchem Besitze fort, da sie in dem Hause fortleben. Hier liegt die tiefe Berechtigung zur Verehrung der Ahnen, ohne den Popanz der sich daran oft knüpfen mag; während dagegen viele der Modernen in ihrem kläglichen Eifer gegen alles Ahnenthum so recht die flache Sprödigkeit und Armseligkeit zu erkennen gegeben haben, immer nur von heute an zu datiren, mit den Heutlebigen anzufangen und auch schon wieder mit ihnen aufzuhören, in der That eine Kurzlebigkeit, welche ihre eigene Schwäche schlagend beweist. Die Ahnen, recht gefaßt, sind die aus der Pietät der Kinder unvertilgbaren heiligen Familiengeister; sie sind die heiligen Gestalten im Cultus der Erinnerung. Aus solcher Pietät entwickeln sich in den Kindern die Regungen ächter Dankbarkeit, des Ehrgefühls, der Würdigkeit der Vorfahren überhaupt. Aber sicher wird in solcher Pietät auch der Glaube in den Kindern sich geltend machen nicht bloß an ein Fortleben der Eltern in deren sachlicher Hinterlassenschaft, sondern an deren ewige Geborgenheit in Gott. Dieß ist dann die wahre Unsterblichkeit, die nach der einen Seite also in die Religion, in Gott selbst, nach der anderen allerdings auch in den materiellen, ererbten und weiter geführten Besitz ausläuft; so daß aus unserem Gedankengange hinlänglich erhellen dürfte, wie dieselben, welche mit brutaler Allesgleichmacherei allem ungleichen Besitz den Krieg erklären, auch eben diejenigen sind, welche die Ehrfurcht vor der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, die Ehrfurcht vor der Niedrigkeit, Gleichheit und Höhe läugnen, und damit die Ehrfurcht vor sich selbst verlieren, indem sie mit dem sinnlich-zeitlichen wie räumlichen Diesseits abschließen; denn auch Vergangenheit und Zukunft, die Ferne unter mir und über mir, hinter mir und vor mir sind mir ein Jenseits.

Nun aber haben wir uns den Besitzenden als solchen zuzuwenden, wiefern auch sie möglicherweise jenen Communisten gegenüber (die wir als Schwärmer und Unverschämte erkannt haben) Egoisten sind. Denn soll es etwa im Jahrhunderte sittlicher Associationen ganz so mit dem Besitz bleiben, wie ihn der Egoismus bis dahin vertreten hat? Keineswegs. Diejenigen jedoch, welche atheistisch und communistisch zugleich verfahren, ohne die Ehrfurcht zu behalten, haben sich gerade um den Gegenstand gebracht, indem sie ihn läugnen, auf dessen Erkenntniß alles ankommt, auf daß es im Zeitalter der Associationen mit dem Besitz anders werde als bisher. Jener Gegenstand ist Gott. Der Zusammenhang aber ist dieser. Der rechtmäßige Besitz beruht auf dem Verdienst. Es verhält sich indessen mit allem menschlichen Verdienst recht betrachtet so, daß es, indem es dem Menschen relativ zuzugestehen ist, absoluter Weise allein auf Gott übertragen werden muß. Kein Verdienst ohne Arbeit, keine Arbeit ohne Kraft, keine Kraft ohne Exi-

stenz. Existenz, Kraft und Arbeit aber sind auf denjenigen zurückzuführen, der aller Schöpfung Ursprung ist. Folglich fällt ihm allein auch alles Verdienst zu, wie ihm aller Besitz zufällt. Der Mensch ist streng genommen nie Besitzer, er ist nur Verwalter, wie er streng genommen nie Gesetzgeber, immer nur Gesetzempfänger ist. Der Mensch hat zwar Schuld, wenn er das verwirklicht, was böse ist, aber er hat nie unbedingtes Verdienst, wenn er dasjenige verwirklicht, was gut ist; denn das Gute ist das Sein-Sollende, also Pflicht; es ist das von Gott Ausgehende, von ihm Gesetzte, also Gottes-That. Ist aber der Mensch, ungeachtet aller Arbeit und alles Besitzes, nur Vollstrecker der Pflicht, wie Verwalter eines höheren Eigenthums, so darf er auch nie mit dem Besitz bei sich abschließen, er muß stets es in's Werk richten, daß auch Andere an seinem Besitz theilnehmen, auf daß auch sie durch Arbeit relatives Verdienst sich erwerben, wie zu relativem Besitze kommen. Von hier aus eröffnet sich eine ganz neue Aussicht in die Theilung der Arbeit, wie in die Theilung des Besitzes, nicht im communistischen Sinne, sondern in einem solchen, wie das Christenthum für das Reich Gottes längst auf Erden den Boden dazu aufgelockert, den Samen dazu gestreut hat, was denn auch von den tiefer blickenden Socialisten anerkannt worden ist. Und auf eine solche Reform des Besitzthums, der Bewältigung und Ausbeutung der Natur zum Wohlsein der Menschheit arbeiten auch die Wanderjahre hin, wie auch die Rede Odoardo's, wo er in's Speciellere geht, solches auf's Deutlichste darlegt. Immer aber hat diese Darlegung zur Voraussetzung die Erziehung der Menschen auf Grund der drei Ehrfurchten, wie wir sie in der pädagogischen Provinz uns zur Anschauung gebracht haben, wie denn ohne solche Erziehung alle Vorschläge zum Besserwerden auf der Erde durchaus erfolglose Redensarten sind.

Es dürfte jetzt hinlänglich erhellen, weßhalb die gewöhnlichen Socialisten der Gegenwart, trotz aller Pläne die sie entworfen, trotz aller Anläufe die sie genommen, nichts haben ausrichten können, im Gegentheil den Socialismus bereits zum Vorurtheil gemacht haben und sogar bei vielen der Besseren. Der Hauptgrund war der, daß jene Socialisten nach Anleitung einer völlig ausgearteten Philosophie, die zuletzt bei dem öden und völlig unwahren Ergebniß ankommt, der Mensch allein sei der existirende Gott, denn er sei die höchste Spitze der Natur, und das Sinnliche sei das einzig Gewisse, daß sie nach solcher Anleitung denjenigen Gegenstand völlig aus dem Auge verloren, an den allein sich alle Ehrfurcht knüpft, um von ihm aus auch auf Andere überzugehen, und die Ehrfurcht vor der Existenz auch darin zu bewähren, daß man nicht mit dem Besitzthum spröde und egoistisch sich abschließt, sondern sich von demselben aus nun erst recht in den Zusammenhang

des Lebens und der Liebe mit Andern setzt, auf daß auch sie Besitzende werden, je nach ihrem Talent und ihrer Willensbestrebung.

Wie wir daher den communistischen Vertretern des Pauperismus und des Proletariats das ewig wahre Wort zurufen müssen: Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus, Weib, Knecht, Magd, noch alles was sein ist, so müssen wir den Verfechtern des abgeschlossenen, auf vermeintem Verdienst beruhenden Besitzes, den Vertretern des modernen Egoismus zurufen: Du sollst nicht vergessen, daß du in den Besitz nur hineingeboren bist, und wenn du ihn dir erworben hättest, daß dir Kraft und Existenz nicht durch dich selbst zu Theil geworden sind. — Wie wir uns die Seligkeit der Armuth unter allen Umständen erhalten sollen, so sollen wir auch besitzen, als besäßen wir nicht, in beiden Fällen aber so, daß wir uns auch den Pauperismus sophistisch als kein Verdienst auslegen, und darauf pochen zum Reichthum befördert zu werden, aber auch nicht so, daß wir den Besitz zu einer Schranke werden lassen, welche uns von den Besitzlosen kastenmäßig abschließt, vielmehr hat sich aller Besitz auf Erden nach allen Richtungen hin stetig so fort zu organisiren, daß, während das Eigenthum unantastbar ist, doch Jeder Eigenthum hat nach dem Verhältnisse seiner Eigenthümlichkeit wie zu menschenwürdigem Bestehen; auf daß Alle sich als Verwalter und nicht als Besitzer betrachten eines Reiches, welches der Menschheit den Zweck zuweist, Gott auf Erden durch Arbeit und Feier zugleich zu verherrlichen, das Leiden selbst zum Material für die Freude höchster Art zu verarbeiten, die Materie nicht zu verachten, sondern sie zu läutern, zu organisiren, zu verklären, damit sie überall auf dem Planeten der Ausdruck des Geistes werde, und so eine Association aller Völker entstehe, welche an die Stelle bisheriger Verbindung zum Behufe unausgesetzter Anfeindung und des Krieges trete, indem die Völker nur erweiterte Familien werden sollen, und die Erde das gemeinsame Haus welches diese bewohnen, um die Erlösung von allem Uebel, diese Grundidee des Christenthums, auch ihrerseits gegenseitig zu bethätigen, und auch darin in der Nachfolge Christi sich zu bewähren.

Es kann in der That keine größere Verblendung und Flachheit geben als die, vom Standpunkt des heutigen Socialismus aus das Christenthum anzufeinden, und die christliche Religion als eine vorübergegangene zu bezeichnen, das Christenthum, welches Diesseits und Jenseits überall als zusammengehörig auch zusammenschließt, die Wahrheit, welche frei macht, zu allen Völkern gebracht wissen will, alle Menschen verbindet, aber freilich dem Egoismus, auch dem communistischen, wie dem des spröden Besitzes, die Axt an die Wurzel legt, und kein Sybaritenleben fordert, sondern eines, welches durch Arbeit der Hand und des Geistes auch die Feier, d. h. höchstes Wohlsein, gewährt allen Denen,

die an der Arbeit redlich theilnehmen. Das aber entgeht vielen der heutigen Socialisten, daß wie die christliche Höhe zugleich die Niedrigkeit ist, auch das Jenseits des Christenthums eben so das Diesseits ist, und daß daher nie und nimmer über das Christenthum hinausgegangen werden darf, da die christliche Religion eine universelle ist, wie es denn auch dort in der pädagogischen Provinz mit Recht heißt (Wanderjahre, zweites Buch S. 15): „es ist ein Letztes, wozu die Menschheit gelangen konnte und mußte."

In der Rede Odoardo's, S. 155, welche zur richtigen Einsicht in das Wesen des Besitzes die wichtigsten Gesichtspunkte eröffnet, spiegelt es sich auf's Klarste ab, auf wie große Schwierigkeiten bei der herrschenden Sinnesart der Menschen der gesunde Socialismus auch in der Reform des Besitzes stoßen werde, um den doppelten Egoismus zu besiegen den der Besitzenden und den der Besitzlosen. Das tiefe Moment der Entsagung wird von Beiden gänzlich verkannt und verschmäht; die Gewißheit wird nicht beherzigt, daß man nur durch Beschränkung zur Bewältigung und damit zur Meisterschaft des Lebens gelangt. Durch weises, maßvolles Geben gewinnt man; Alle aber sollen die Empfangenden und die Gebenden zugleich sein.

Hier mündet denn unsre Betrachtung in jene Stelle der Rede Odoard's ein, in der es aus der Gerechtigkeit für Alle heißt: „Gewohnheit, jugendliche Eindrücke, Achtung für Vorfahren, Abneigung gegen den Nachbar und hunderterlei Dinge sind es, die den Besitzer starr und gegen jede Veränderung widerwillig machen. Je älter dergleichen Zustände sind, je verflochtener, je getheilter, desto schwieriger wird es, das Allgemeine durchzuführen, das, indem es dem Einzelnen etwas nähme, dem Ganzen und durch Rück- und Mitwirkung auch jenem wieder unerwartet zu Gute käme."

Indessen dürfen wir nicht so trüb sehen, daß wir es verkennen sollten, wie gerade das Zeitalter eines sehr raffinirten und systematischen Egoismus auch wirklich zu großen Aufopferungen für das Gemeinsame sich oft schon bereit gezeigt, und sich als das der Associationen damit zugleich bewährt hat. Kommt nun durch fortgesetzte Erziehung, auf die drei Ehrfurchten gegründet, im Sinne der pädagogischen Provinz, der Geist der Ehrfurcht vor sich selbst über die Mehrzahl, wird dieser Geist Nationalgeist, gesellen sich so die Geister der Nationen, so werden die Spröden und Selbstsüchtigen nachgeben müssen, um nicht der allgemeinen Verachtung zu unterliegen. So wird uns auch S. 158 der ausharrende Blick für eine solche Zukunft eingeschärft, und man könnte hier wohl an jene Fabel von dem Knaben und dem Dattelkern erinnern, deren Nutzanwendung, in weiteren Maßen pädagogisch gemacht, auch für unsern Fall der Menschheit zu Gute kommen wird.

Was aber das Weitere in der Rede Odoardo's betrifft, so sind auf uns Deutsche der letzten Zeit die Worte recht eigentlich anzuwenden, sie sind für uns, die wir uns bis dahin umsonst abgemüht haben, die Einheit aller germanischen Stämme zu verwirklichen, hier wieder im prophetischen Hellsehen gesprochen, nämlich die Worte: „Eines der stärksten Hindernisse besteht darin, daß die Menschen wohl über die Zwecke einig werden, viel seltener aber über die Mittel, dahin zu gelangen. Denn das wahre Große hebt uns über uns selbst hinaus und leuchtet uns vor wie ein Stern; die Wahl der Mittel aber ruft uns in uns selbst zurück, und da wird der Einzelne gerade wie er war, und fühlt sich eben so isolirt, als hätt' er vorher nicht in's Ganze gestimmt." Wenn Göthe hier kein glücklicher Prophet gewesen ist, so hat es noch nie einen Propheten auf dieser Erde gegeben. Man denke an Frankfurt, an die Paulskirche, an all' die schönen Redensarten der Deutschen und zwar der Oestreicher, Preußen, Würtemberger, Baiern u. s. w. u. s. w., und was aus all' den Berathungen deutscher Nation für die deutsche Nation geworden ist! Auch wir stimmten hier anfangs Alle für's Ganze, aber wir vergaßen bald das tiefe, christliche Wort, wer sein Leben aufgiebt, der wird es erhalten. Wir stimmten für's Ganze und in's Ganze, da aber fiel es uns Deutschen plötzlich wieder ein, daß wir nicht bloß Deutsche, sondern daß wir auch Oestreicher, Baiern, Würtemberger, Hannoveraner u. s. w. seien; wir fürchteten durch heiteres, bereitwilliges Aufgeben nicht einmal sondern schon durch Einanderhin-geben zu verlieren, und fühlten uns wieder in unserm Besitz nach wie vor isolirt. Der Stern der Einheit leuchtete uns vor. Ueber ihn, als Zweck, als Ziel, waren wir einig, über die Mittel ihn zu erreichen aber nicht; so ging auch jener Stern für uns unter.— Und nun auch die Beruhigung für uns in Odoardo's Worten: „Das Jahrhundert muß uns zu Hülfe kommen, die Zeit an die Stelle der Vernunft treten, und in einem erweiterten Herzen" (Deutschland ist ja das Herz Europa's, und Deutschland hat ja gerechte Ansprüche darauf, weiter zu reichen, als es reicht) „der höhere Vortheil den niedern verdrängen."

Wir sehen aus dem ganzen ferneren Verlauf der trefflichen Rede Odoardo's, daß er ähnlich für Europa wirbt, wie Lenardo für Amerika; daß er namentlich Reformen im deutschen Sinne (versteht sich: der lautersten Gesetzlichkeit), bis auf die des Handwerkerstandes und seiner Gesellungen, im Auge hat, wie Lenardo amerikanische. Und doch arbeiten beide und Alle an einem großen Werke, hüben und drüben. Auch in diesem Vortrage Odoardo's setzt sich jene, aus den früheren Partieen der Wanderjahre hinlänglich bekannte, großartige Organisation der verschiedenen Arbeiterfähigkeiten fort bis auf den steten Bedacht ihrer Hebung durch einander, ihres Fortschritts. Die Macht der Er=

klärung tritt hier recht in ihr volles Licht, der gewaltige Hebel, der in einer solchen Erklärung für den Corporationsgeist, das Ehrgefühl und die Betriebsamkeit liegt, indem es heißt: „die Handwerke werden sogleich für Künste erklärt," und doch auch verwahrt man sich vor jeder vagen Vermischung aus Eitelkeit und Uebertreibung, indem man „strenge" Künste von den „freien" unterscheidet (159).

Es wird uns der rüstige Fortgang dieses erhabenen Cultur=Baues (dieses Wort hat aufgehört, durch den Umfang seines Sinnes, eine bloße Tautologie zu sein, wie die Etymologie das letzte behaupten könnte), wie er sich ja in die Kunst hinein fortsetzt, gleichsam ein Zug der verschiedenen Handwerker, oder vielmehr Mitglieder „der strengen Künste," vor Augen gebracht. Noch jetzt versteht man sich in Frankreich vortrefflich auf dergleichen Aufzüge der Handwerker, bis auf die feinste Idealität der Bedeutung und der Form, wie man sich auch in Deutschland früher darauf verstand, und sich wieder darauf verstehen lernen wird, denn dergleichen befördert das Nationalleben, und treibt ein gesundes, heitres Blut durch den Körper des Volks, wie es seinen Schönheitssinn entwickelt. Es schreiten in der Darstellung Odoardo's an uns vorüber die Steinmetzen, die Maurer, Zimmerleute, Tischler, Glaser, Schlosser, Tüncher. Der Redner entwirft uns gleichsam ein Reglement, eine Tabulatur des Handwerks.

Wenn nun auch hier in dem Gedanken=Complex des Sprechenden, den nächsten Aufgaben des socialen Zeitalters gemäß, vorzugsweise die Idee des Nützlichen hervortritt, so sehen wir doch überall mit jener Beziehung auf die Kunst auch das Höhere, das Ideale wie in einem Transparent hindurchschimmern.

Ueberaus wichtig ist die bereits oben berührte Unterscheidung von „strenger" und „freier" Kunst (161). Es enthält diese Unterscheidung zugleich eine Rüge jenes in den freien Künsten vielfach grassirenden Dilettantismus und einer völlig subjektiven Rechthaberei, wie wir dort in der Stadt der bildenden Künstler sinnverwandten Beziehungen zu großer Belehrung für uns begegnet sind.

Das Lied: „Bleiben, Gehen, Gehen, Bleiben" (162), nach dem Schlusse der Rede angestimmt, correspondirt als ein Ausdruck schöner Toleranz und der Allgegenwart des „Bandes" und behaglich häuslicher Niederlassung mit dem früher gesungenen: „Von dem Berge zu den Hügeln" (13), und findet darin seinen Gegensatz und sein Seitenstück.

Indem die Rede Odoardo's, wie wir an Ort und Stelle bereits bemerkt haben, den für die Entwickelung des socialen Lebens so inhaltschweren Begriff des Besitzes in die lebhafteste Anregung bringt, so weist sie theils auf die Grundsätze und die Methode der pädagogischen Provinz hin, theils auf jenen Abschnitt (Wjahre, erstes Buch S. 221

u. f.), wo wir mit Wilhelm in das Haus des Sammlers und Besitzliebenden einkehren, theils auf den Landsitz des Onkels (Wjahre erstes Buch S. 96 u. f.). Besonders dürften es in jenen beiden letzten Partieen des Romans zwei Stellen sein, die durch das was Odoardo gesagt hat, wieder in unser Andenken gerufen werden, und für die künftige Reform des Bisitzthums alle Beachtung verdienen. So die Worte: „Jeder suche den Besitz der ihm von der Natur, von dem Schicksal gegönnt war, zu würdigen, zu erhalten, zu steigern, er greife mit allen seinen Fertigkeiten so weit umher als er zu reichen fähig ist; immer aber denke er dabei wie er andere daran will Theil nehmen lassen: denn nur in so fern werden die Vermögenden" (in der socialen Welt) „geschätzt, als andere durch sie genießen". Und dann: „Die Beharrlichkeit auf dem Besitz gibt uns in manchen Fällen die größte Energie. — Ja sogar über unser Dasein hinaus sind wir fähig" (und auch verpflichtet) „zu erhalten und zu sichern."

---

Jetzt sind wir in den Erlebnissen und Schicksalen der Wanderer so weit vorgerückt, daß dasjenige, wovon lange und in der mannichfaltigsten Weise unter ihnen die Rede gewesen ist, was einen jeden von ihnen auch in der Stille des Innern auf's Tiefste bewegt und gespannt hat, zur Ausführung gebracht werden soll. Es ist immer ein gewaltiger Unterschied zwischen dem Plan und seiner Verwirklichung. Es liegt oft eine beängstigende Kluft dazwischen, die trotz alles Vornehmens und Hantirens so ungeheuer ist, daß der Plan nie zur Ausführung gelangt. Kommt es nun aber dennoch dazu, soll und muß im nächsten Moment schon der Schritt gemacht werden, der uns von dem Früheren ablöst und in neue Verbindungen bringt, so trifft es wohl zu, daß gerade dem harmonisch gebildeten Menschen, der nicht bloß einen hellen, resoluten Verstand, sondern auch ein warmes, feinfühliges Gemüth hat, solcher Schritt, noch indem er ihn macht, namenlose Schmerzen bereitet. Er konnte den Tag der Ausführung immer nicht erwarten, er meinte oft, er würde ihn nie erleben, nun ist solcher Tag dennoch gekommen, und siehe da, die Trennung, das ein für allmalige Scheiden von dem Altgewohnten wird jetzt unendlich schwer. Es ist eine Art Uebergang vom Leben zum Tode. Jetzt erst treten dem Scheidenden alle die Einzigkeiten, Vorzüge derjenigen Welt vor's Auge der Seele, welche er diesen Augenblick verlassen soll. Und nicht bloß der harmonisch gebildete Mensch fühlt dieses Weh des Scheidens, indem Empfindungen in ihm wach werden, die er bis dahin nie gekannt hat, auch der ein-

fachere Mensch, der welcher mehr mit dem Materiellen umgeht, da er dasselbe vollständige Menschenherz besitzt, wird von der Allgewalt dessen, was Heimath besagt, jetzt vollständig übermannt, so daß er vor Schmerz sich nicht zu lassen weiß. Diesen Schmerz drückten schon früher, ungeachtet alles Weltbürgerthums des socialen Zeitalters, die Verse aus:

„Ich nun scheiden, ich nun wandern,
Wie die Wittwe trauervoll,
Statt dem Einen, mit dem Andern
Fort und fort mich wenden soll." (S. 14).

Wie muß erst denen jetzt zu Sinne sein, Frauen und Männern, die wir längst als höchst eigenthümlich organisirte, für die richtigste wie zarteste Wahrnehmung empfängliche Personen kennen gelernt haben, deren Intelligenz nicht allein fähig ist, immer neue Frucht hervorzubringen, sondern auch gerecht und liebevoll genug, um den Boden in seiner Fruchtbarkeit, die Welt in ihren eigenthümlichen Reizen anzuerkennen, welche jetzt verlassen werden soll, und welcher die Scheidenden selbst alle die Früchte verdanken, welche sie mitnehmen. Das urfrische, weltweite, jeder freien Entwickelung günstige Amerika lockt sie Alle gewiß nicht wenig, aber Europa, wer Europa kennt, wer es zu schätzen weiß und selbst sich zu eigen machte, was dieser Welttheil durch die Jahrhunderte geleistet hat, der wird ihn nicht leichten Sinnes verlassen, er wird es als gebildeter Mensch nur ausführen können, wiefern er den Glauben und die Mission mitnimmt, daß wie einst die Goldströme von Peru und Mexiko in breiten Adern über den Ocean nach Europa flossen, jetzt die Zeit gekommen ist, in welcher die werthvolleren Schätze des Geistes in endlosen Strömen in jenen Welttheil des großartigsten materiellen Betriebs wieder zurückfließen sollen, um von dort aus Europa selbst wieder zu verjüngen. Dieß ist denn auch der große Beruf unseres „Bandes" und all' seiner Angehörigen, dieß ist seine Allgegenwart hier und dort, und dieß allein konnte unsern Wanderern, von denen einige bereits fort sind, die Schritte beflügeln, die Schmerzen der Trennung versüßen.

Wir werden sogleich sehen, wie sich vieles von dem, was bis dahin allein Europa gewährte, beim Abschiede noch ankündigt.

Es ist nach so langer, theurer Bekanntschaft und Freundschaft zwischen ihnen und uns, von den Lehrjahren her durch die Wanderjahre hindurch, ein erschütternder und doch erhebender Moment, wie hier diese Paare theils in der Erinnerung (denn Lothario, Julie, Natalie und der Abbé befinden sich schon auf dem Ocean), theils in der Gegenwart an uns vorüberziehen. Sogar Personen aus dem Novellenkreise finden wir in der Gesellschaft. Man freut sich dieser Ge-

stalten, als gehörten sie dem Leben der Wirklichkeit an. Natalie geht (in unserm Zusammenschauen) mit Wilhelmen, Julie mit Lothario'n, Hilarie mit Flavio, die Merkwürdige mit dem Major, Juliette mit einem Ungenannten, Lucie (Lydie) mit Jarno, Angela mit dem Gehülfen, Philine mit Friedrich, ja zuletzt, im tiefsten Nebelhintergrunde der Ferne und Zukunft, glauben wir auch die Schöne-Gute an der Hand Lenardo's zu sehen. Alle diese Paare, diese Gestalten schauen hier verklärt durch alle ihre Erfahrungen, Entsagungen, Erarbeitungen, durch Irrthümer, Leichtfertigkeiten und Fehltritte, durch Leiden und Freuden wie aus einem Empyreum hervor, und wie diese Mitglieder des „Bandes" hier wirklich in eine andere, in die neue Welt hinübergehen, und doch mit den Diesseitigen verbunden bleiben, um mit denselben auf dasselbe Ziel hinzuwirken, so werden (der Glaube aller Zeiten verbürgt es), alle Glieder des großen Geisterreichs diesseits und jenseits unsres Planeten, wie unermeßlich sich auch die Welträume dehnen, dennoch zusammenbleiben, und auf ein und dasselbe Ziel alles Geschichtslebens hin wirken. — Zu beachten wohl ist, daß es S. 200 ohne Zweifel statt Silvio F l a v i o heißen muß, wie denn hier auch am besten die Bemerkung ihren Ort findet, daß, im Fall wir nicht irren, auch Lothario an einer Stelle durch einen Druckfehler unrechtmäßigerweise einer Dame gesellt wird.

Mit edler Grazie hat der Dichter allen diesen Figuren irgend ein Emblem, irgend ein Charakteristisches mitgegeben, welches oft aus der Fülle des Ernstes in die heiterste Ergötzlichkeit hineinspielt, und aus den entferntesten Zeiten Aehnliches wiederbringt. So könnte uns der Major mit seiner unverwüstlichen Dichter-Passion aus purem Dilettantismus, wie er sich hier an den Astronomen herandrängt, und sich, nachdem er es mit Garten und Feld dichtend, nicht unglücklich versucht hat, auch für den Himmel jetzt anbietet, er könnte uns als eine Art von modernem Aratus erscheinen in dieser Gesellschaft, welche auf die Befriedigung aller edlen Interessen bedacht ist, während Philine wiederholt als Schneidermamsell sich präsentirt und als solche zu Diensten steht, was denn in der That ganz und gar zu ihrem Wesen schon von Alters her paßt, bis auf das sich Herandrängen sogar an vornehme Personen und bis auf das Bemühen sich Allen, Niedern und Hohen, wie es sich eben macht, selbst anzupassen.

In diesem Zusammenhange ist es eine der schönsten Erfindungen des Dichters, daß uns über all' dieser Verklärung, durch Ernst und durch Scherz, zur Vollendung derselben, auf's Neue M a k a r i e wie eine Sonne aufgeht, oder vielmehr nach all' den Berathungen und Vorkehrungen unserer Wanderer, nach des Tages Mühe und Schwüle in der Scheidestunde wie eine prachtvolle Abendsonne noch einmal er-

scheint, und alles umher in ihr himmlisches, erst recht verklärendes Strahlenlicht taucht, oder endlich — um nicht bildlich zu sprechen — unter diesen mehr oder weniger trefflichen Menschen als der trefflichste, vollendetste hervortritt; so daß wir noch zum Schlusse Gelegenheit haben, uns ihrer seltenen Herrlichkeit und alles umwaltenden Weisheit zu freuen.

Wie Makarie für einen Jeden, auch den Untergeordneteren, Unbedeutenderen Sorgfalt und Innigkeit der Theilnahme hat, so entsteht denn ganz natürlich jene Gruppe, die auch den harten, der Versteinerung nahen Montan theilzunehmen zwingt und erweicht, eine Gruppe in welcher wir eine leichtfertige, sich selbst tröstende Sünderin und eine des Trostes, der Absolution von solch' einer Meisterin wie Makarie tief Bedürftige, Philine und Lucie (Lydie), vor Makarien fußfällig erblicken. Auch hier haben wir die Vollständigkeit des Christenthums und seiner Heilsordnung, so wie die Vollständigkeit der Menschenwelt wie sie heute noch ist. Philine, der es, wo es sich um das Tiefste handelt, je kaum rechter Ernst gewesen, flüchtet sich sogar Makarien gegenüber in die Selbstrechtfertigung und geradeswegs in die Selbstgerechtigkeit hinein; Lucie (Lydie) dagegen in die Zerknirschung und in das Ergeben auf Gnade und Ungnade. Sie gewiß hat das beste und sicherste Theil erwählt. S. 205 und 6. Der Humor des Dichters spielt in diesem heiligen Ernst in den schönsten Farben, wie der Humor ja in dem sittlich reinen Ernste immer seinen sichern Rückhalt hat, und dadurch eben alle Freiheit der Gedankenäußerung gewinnt. Makarie entspricht hier am Ende der Wanderjahre jenen heiligen Anachoreten am Ende des zweiten Faust, über welche der Dichter auch ein so mystisches und doch helles, beseligendes Licht der Verklärung gegossen hat, um die Vergebung, zu welcher sogar Faust heranreift, vorzudeuten, obwohl sich Makarie hier zu einer größeren Selbstständigkeit und zwar zur höchsten Höhe der Vollendung verdichtet. — Es könnte uns diese Scene der Wanderjahre mit ihren drei Gestalten an jene beiden Schächer am Kreuze zu Seiten des Reinsten, des Heiligsten aller Sterblichen gemahnen, wenn auch nur annähernd. Ist Philine, in ihrer weltlichen Schnellfertigkeit sich zu beruhigen, auch nicht gerade der verstockte Sünder, so ist sie doch als die schnell auf ihre Tugenden Bedachte, die Verzeihung dreist Voraussetzende, nur eine zweideutige Bekehrte, während Lucie (Lydie), die, durch die Stärke ihres Glaubens und nun vollends durch die Hand Makariens christlich-magnetisch wiedergeborene Büßerin ist, so daß sie wohl auch wie jener Gichtbrüchige aufsteht, ihr Bette nimmt und geht.

Je mehr sich von jetzt ab die Tiefe und der Reichthum umfassender Gedanken in der edelsten Form bis zum Ende des Romans hin steigern, desto stärker müssen wir es bedauern, daß der Verfasser nicht

auch zur Ausführung und letzten Ueberarbeitung gekommen ist, sondern daß sich hie und da die Erzählung wieder stark auflockert, und gar nur in Fragmenten an einander reiht. Ein solches Fragment und wieder Gefüge von Fragmenten des köstlichsten Inhalts zieht sich von S. 208—25 fort. Wir fassen den nächsten Gang unserer Entwickelung unter der Ueberschrift:

## 12. Makarie und die wunderbare Person

zusammen. In dem Gespräche, oder eigentlich nur in den Mittheilungen aus demselben, zwischen Montan und dem Astronomen ist die Hauptgestalt Makarie; so daß das vom Dichter über sie von Neuem Dargebrachte uns die willkommensten Aufschlüsse gewährt, um uns mit Hülfe des früher Erörterten ihr Wesen vollständig abzurunden.

Makarie ist, wie sie sich auch hier giebt, ganz in Liebe aufgegangen, aber in Liebe aus Wissen um das Größte und Kleinste, in Liebe aus Einsicht in das Umfassendste und Zarteste. Ungeachtet Makarie einen so ausgebreiteten Kreis von Menschen mit mütterlicher Aufmerksamkeit und weiser Praxis umwaltet, ungeachtet sie die Oekonomie des Erdenlebens für einen Jeden der Ihrigen fürsorglich entwirft; so hat sie doch noch einem ganz anderen Zuge ihrer Individualität gewissenhaft Folge zu leisten, der sie nach oben, der sie in die Höhen des Universums zieht, Höhen welche freilich eben so gut Tiefen sind. Wir dürfen uns über solchen Zug Makariens nicht zu sehr wundern, denn jeder Mensch, wenn er sich recht erkennete, würde sich selbst als eine Weltsphäre erkennen, die freilich eine Bahn der Nothwendigkeit und Freiheit zugleich zu verfolgen hat, wie jeder Mensch ein Universum im Kleinen genannt werden darf. Wie hoch die Höhe, in der Makarie kreist, eigentlich ist, wie groß die Sternweite von ihr bis zu Philinen eigentlich sein mag, obwohl auch dieser kleine, lockere, fast nur Fläche bietende Weltkörper von ihr beschienen wird, der seinerseits wieder um jene sich bewegt — das dürfte selbst unser Astronom nicht zu bestimmen vermögen. Besonders erscheint die Entfernung endlos, wenn wir den moralischen Abstand zu messen uns erkühnen.

Nehmen wir mehr den Gesichtspunkt des Dämonischen für jenes erhabene Geistesgestirn Makariens (welches, da Gleiches von Gleichem erkannt wird, auch so trefflich unter Sternen als seines Gleichen Bescheid weiß), so finden wir den Gegensatz zu Makarien in jener „wunderbaren" Person, von der es wörtlich heißt, daß sie „ganz wundersame Eigenschaften und einen ganz eigenen Bezug auf alles habe was

man Gestein, Mineral, ja sogar was man überhaupt Element nennen könne.“ Vergl. S. 209 u. f. Denselben, freilich unendlich potenzirten und durch das vollständige Aufgewachtsein der Intelligenz vermittelten Bezug wie jene Person auf Gestein und Mineral hat nun Makarie auf die moralische und sociale Welt, wie auf das Gestirn und den Weltbau überhaupt. Darin daß ursprünglich in Beiden, in der „wunderbaren Person“ wie in Makarien, die angedeuteten Eigenschaften angeborene, also Naturbestimmtheiten sind, darin waltet in Beiden das Dämonische vor, aber mit dem sehr großen Unterschiede, daß dieses Dämonische in jener Person Instinkt ist und bleibt, in dieser dagegen zu einem durch Moralität, Religion und scientivische Bildung getragenen Hellsehen sich steigert. In jener wunderbaren Person ist der treibende Geist daher auch nur Elementargeist, mit der Sicherheit und Unwiderstehlichkeit des thierischen Triebes vereint; in Makarien ist der Geist Gottesgeist, von Liebe und Einsicht, durch Nothwendigkeit und Freiheit zugleich, beflügelt und vor jedem Mißlingen bewahrt. Da wo die „wunderbare Person“ das Höchste leistet, was sie durch ihren richtigen Spürsinn im Gebiete des Elementes zu leisten vermag, erscheint sie uns in der seltsamen, zwar auch noch völlig instinktiven, aber durch Erfahrung schon geläuterten Beschaffenheit jener Menschen, die über den Naturwuchs und sein Gesetz nie hinauskommen, aber auch darüber, bis zum Geiste und zur Wissenschaft, nicht hinauswollen, und dennoch Erstaunenswerthes leisten; so daß uns auch jene Person durch einen so eigengearteten Mann wie Prießnitz in Gräfenberg einigermaßen deutlich wird, wie in moralisch-siderischer Beziehung auch Makarie an Prießnitz schon früher uns erinnert hat. Wogegen aber Makarie, durch Anlage und Erziehung, in der Ordnung menschlicher Wesen auf einer so außerordentlichen Höhe steht, daß sie uns nicht bloß an solche gemahnt, die im magnetischen Hellsehen außergewöhnliche Kräfte entwickeln, und den Zweifler durch den Erfolg, durch das was des Zutreffenden von ihren Lippen kommt, zum Glauben zwingen, sondern vorzüglich diejenigen uns vergegenwärtigt, welche durch Genialität und moralische Lauterkeit uns das Uebersinnliche zur Anschauung bringen, und die schon auf eine Reihe von Geister-Existenzen hindeuten, welche etwa gleich nach dem Menschen beginnen könnte. Denn das ist wohl zu beachten, daß Makariens Hellsehen, bis auf die Höhen und in die Abgründe des Universums hin, nicht durch Magnetismus vermittelt ist, sondern durch Genialität und Moralität, durch Anlage und Trefflichkeit ihres sittlichen wie religiösen Menschen. Alle hier geltend gemachten Unterschiede concentriren sich nun in jenen beiden, von uns in Vergleich gezogenen Persönlichkeiten besonders da, wo mit dem Einen der angeborene Instinkt, mit dem Anderen das Hellsehen gleichsam durchgeht. Obwohl

jener dienstbeflissene Elementargeist in Menschengestalt anderen Menschen in der civilisirten Welt willig zur Hand, und sogar in Montan's Dienste getreten ist, so bricht doch zuweilen der Natursinn, das altangestammte Heimathsgefühl so in ihm durch, daß er reißaus nimmt, und nun zu den Quellen und dem Gestein flieht, ganz so wie mit Mühe gezähmte Raubthiere, die sogar zu mildern Nahrungsmitteln gewöhnt worden, plötzlich sich los machen, das Weite suchen, und wieder nach Lust des Naturtriebes würgen; oder wie sogar verwilderte Menschen aus der Zähmung und Haft von ihres Gleichen wieder zu Wald und Gethier zurückkehren, um vielleicht wieder zurückgebracht zu werden. — — Die entgegengesetzte Richtung nicht in's Terrestrische, Animalische, sondern in's Siderische, Uebermenschliche nimmt Makarie, aber erst dann, wenn sie den Menschen alles, was sie konnte, gewesen ist, nachdem sie „äußere Pflichten auf das treueste zu erfüllen" sich bemüht hat. Ihre Seele ist dann in Eleusis angekommen, wo alle Geheimnisse sich enthüllen, wo alle Undurchdringlichkeit der Materie aufhört, wo alle Fernen des Raumes und der Zeit zusammenschwinden, und zwar direkt zusammenschwinden, denn wohin Makarie sich im Geiste bewegt, sie bedarf keiner Vermittelung, sie wird durch Niemanden von außen in einen erhöheten Zustand versetzt, sie grübelt nicht, sie forscht nicht, sie schaut das alles unmittelbar, es ist ihr eben so normal, wie es andern abnorm erscheint; sie erfüllt damit geistig eben so ihr Gesetz, wie der es leiblich erfüllt, welcher auf festem Erdboden geht, indem er Füße hat, oder sieht, da er Augen besitzt; sie dagegen geht eben so sicher seelisch im Weltraum, das Gesetz des Falles, ungeachtet sie keinen Boden unter sich fühlt, hat für sie aufgehört, denn sie wird nicht mehr erdschwer nach dem Mittelpunkt der Erde gezogen, sondern ätherleicht dringt sie zum Mittelpunkte Dessen aufwärts, der aus sich das All heraussetzt. Makarie also fällt nicht sondern sie steigt; sie arbeitet nicht sondern sie feiert; sie schaut nicht bloß Einzelnes sondern den Weltbau, wenn auch zunächst nur in unserm Sonnensystem, und es ist unvergleichlich schön vom Dichter (221 u. 22) ausgedrückt worden, wie sie sich bewegt, und, sich bewegend, schaut; so daß wenn von der „wunderbaren Person" das Erdhafte gewittert wird, das Himmlische sich Makarien in einer Vision darstellt. Endlich dürfte in Makarien und jener Person bei mancher Aehnlichkeit noch das Unterschiedene zu beachten sein, daß beide nach entgegengesetzten Seiten über das Geschlechtliche hinausgehen, indem der dienstbeflissene Elementargeist in das Minerale, in das Wasser zurückstrebt, die noch nicht bis zur Geschlechtlichkeit vorgedrungen sind; Makarie dagegen, schon als Matrone, vollends aber durch Priesterlichkeit, durch Idealität, durch die astralische Ruhe in der sich der Sternenhimmel ihr innerlich, in den Ideen, auf's Treueste abspiegelt, über das

Geschlechtliche völlig hinaus gelangt, oder vielmehr schon hinaus ist, da sie sich in ihrer sittlichen Klarheit bereits über den Stürmen und Gewittern der Leidenschaft befindet, wo denn auch das Geschlechtliche keine Bedeutung mehr hat, denn im Himmel wird nicht gefreit und läßt man sich nicht freien.

Es ist auch in dieser Partie der Wanderjahre von Göthe'n der socialen Welt, welche sich, durch kurzsichtige Führer irre geleitet, dem Unglauben an das Ueberirdische hingegeben, das Ideale vernachlässigt hat, zur Orientirung vorgehalten, wie beide, das Materielle und Ideelle, das Diesseitige und Jenseitige zusammengehören; wie zwar in den Individuen der Beruf für die eine oder die andere Thätigkeit meist getheilt sich vorfinde, und dem auch Folge zu leisten sei, wie sich aber die Menschheit um beide Thätigkeiten und Regionen zugleich nie werde bringen lassen, ohne sich doch in's Grenzenlose zu verlieren. S. 210 u. 11. — Montan der Geognost steht hier zum Astronomen ähnlich, wie die „wunderbare Person" zu Makarien, obwohl der Gegensatz in jenen beiden nicht ein so äußerster, ein nicht so schöpferischer, sondern mehr ein mittlerer und empfangender ist. Der Zusammengehörigkeit wegen des Ideellen mit dem Menschlichen verweilt Makarie in ihrer Vision vorzugsweise in unserm Sonnensystem, obwohl auch angedeutet wird, daß sie in ihrer Bewegung nach der Peripherie hinstrebe, um möglicher Weise noch darüber hinaus zu gehen. Diese Andeutung hat ihren Grund in der religiösen Weltanschauung unseres Romans. Denn die Richtung in's Unendliche, von allem bloß Creatürlichen hinweg, führt um so sicherer zu Gott, obwohl dabei keine auseinander fliehende Unendlichkeit gefürchtet werden darf, da Gott das Weltall durchdringt, und dieses also in ihm als Gegenwart erscheint. Merkwürdig ist es, und beweist die Vielseitigkeit unsers Dichters, daß Göthe, der gewiß kein Mystiker war, und in allem der Natur und des Rationellen bedurfte, in Makarien dem Mystischen seine Berechtigung doch zuerkennt (wie er es auch im Leben zu thun gewohnt war), nicht daß man dabei stehen bleiben, sondern daß man daraus schöpfen und sich daraus befruchten solle.

---

Gehen wir in der oben bezeichneten Reihe trefflicher Fragmente noch an die Betrachtung manches Einzelnen, so machen wir darauf aufmerksam, wie gleich am Anfang (208) das von Montan und dem Astronomen hier Beigebrachte seine Anwendung auch auf die Theologie, zumal auf den Streit um die symbolischen Bücher, beim Kundigen finden wird, so zwar daß sowohl dem Aufklärungsschwindel, der noch

dazu unproduktiv sich erweist, und der gleich öden Art im Hergebrachten einer todten Orthodoxie gedankenlos zu verharren, auf's Kräftigste begegnet wird. So ist namentlich das Wort „modisch" ganz und gar auf jene neuesten Glaubensbekenntnisse religiöser Umtriebe zu übertragen, welche sich meist als entschiedene Ideenlosigkeit erwiesen, und nur das Bekenntniß des Unglaubens an den Tag gebracht haben; wogegen von Göthe aber auch, zum Behufe wissenschaftlicher Forschung, der „absolutesten Freiheit" das Wort gesprochen wird, die auf den Fortschritt des Lebens nicht ohne Folgen bleibt, und unmöglich alles beim Alten lassen kann; nur darf auch bei der Fassung des Credo für ein ganzes Gemeindeleben eben so wenig willkürlich verfahren werden, als, wie wir gesehen, der Künstler oder der Denker willkürlich verfahren dürfen.

In der Art und Weise wie wir hier nun selbst mit der wunderbaren Person (209 u. 10, ferner 223 u. 24) bekannt gemacht werden, erhält jeder Gelegenheit sich zu prüfen, wie weit er in Beobachtung menschlicher Individualität gekommen sei. Makarie muß dabei ganz besonders erwogen werden. Wer in den bezeichneten Gestalten nur Dichtung sieht, dem sind sicher die interessantesten, tiefsinnigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Menschheit entgangen. Es ist gar keine Frage, es giebt eine magnetische Erregung durch das bloße Verhältniß (ohne alles künstliche Zuthun) gewisser Individuen zur Natur. Es giebt eben deßhalb bloß tellurische aber eben so auch siderische Menschen, solche, die mit dem Universum in Rapport stehen. Makarie ist ein solches Wesen. Es ist nicht das Maximum von Vernunft, jenes von uns Behauptete zu läugnen, es ist vielmehr eine Beschränkung ihres Gebietes aus Mangel an Sinn für Beobachtung und an innerem Leben.

Der wichtigste Aufschluß über Makarien wird uns von S. 218 zu Theil. Wer die in diesem Abschnitte niedergelegten Schätze zu heben verstünde, der würde sich thatsächlich davon überzeugen, daß unserer Wissenschaft noch unendliche Erweiterungen bevorstehen. In dem, was der Astronom über Makarien berichtet, finden wir das durchaus bewährt und auseinandergelegt, was Makarie in ihrem Archiv S. 263 hinterlassen hat, ohne daß sie es v i e l l e i c h t wußte, daß sie uns hier sich selbst zeichnete in ihrer eigenthümlichen Stellung zum Weltall. Diese Worte Makariens, welche den Schlüssel zu obigem Abschnitte bilden, aber lauten: „Der Mensch an sich selbst, in so fern er sich seiner gesunden Sinne bedient, ist der größte und genaueste physikalische Apparat den es geben kann; und das ist eben das größte Unheil der neuern Physik, daß man die Experimente gleichsam vom Menschen abgesondert hat, und bloß in dem, was künstliche Instrumente zeigen, die Natur erkennen, ja was sie leisten kann dadurch beschränken und beweisen will." Das gerade Gegentheil von jenem Unheil finden wir in Ma-

karien, wie auch Göthe so zu verfahren liebte, nur daß sich bei ihr an Stelle des „gesunden Sinnes" die Anschauung, und zwar die geistige, gesetzt hat. Dieser Gesichtspunkt, nach Anleitung eben angeführter Worte, ist vor allem festzuhalten, um sich in den Gedankenäußerungen von S. 218—22 zurecht zu finden, welche man als die schwierigste Partie der Wanderjahre bezeichnen muß, Gedankenäußerungen, welche uns aber auch auf eine Höhe versetzen, wie selbst Plato sie nur dann erreicht, wenn sein Genius ihn des kühnsten Schwunges hinanträgt. Diese Höhe der Betrachtung erreichen wir an der Hand des Dichters, indem er uns aus dem Munde des Astronomen ganz einfach Aufschluß giebt, wie Makarie von früh auf sich entwickelt, wie sie die Stellung errungen, welche sie jetzt einnimmt, und wie sie ihn selbst überzeugt und bleibend an sich gefesselt habe.

Wie in einer gewissen Zeit, nach der Empfängniß, beim Weibe die Irritabilität so groß wird, daß alles und jedes erregend, erschütternd auf dasselbe wirkt, oft sogar bestimmend auf das was sie unter ihrem Herzen trägt, so daß auch die Anschauung des Anmuthigen, Schönen, Harmonischen wohlthuend und Aehnliches nachbildend wirkt, wogegen das Gewöhnliche, Häßliche, Verzerrte ebenfalls Analoges hervorbringt; oder wie der Traum des Menschen oft die Wirklichkeit auf's Treueste nach- und sogar vor-bildet, daß die Uebereinstimmung uns in Erstaunen setzt; so haben wir bei Makarien in dieser Prädestination für das Weltall, um es so in sich zu haben, wie es draußen ist, etwas Analoges mit jenen Erfahrungen in Betreff des Weibes und des Traumes, und doch haben wir in jener Erscheinung etwas dermaßen Erweitertes, daß die Erinnerung an Analoges nur dazu dienen soll, um das Aburtheilen ausklügelnder Verständigkeit vor Uebereilung zu warnen.

Freilich ist das, um was es sich hier handelt, keine Empfängniß des Weibes vom Manne, sondern es ist in der priesterlichen Makarie die Welt Gottes, für deren geistige Durchdringung sie Anlage wie kein anderer hat (etwa wie kein anderer ein solches Requiem componiren wird, wie Mozart es componirt hat), welche Welt sie daher auch von früh auf geistig an ihrem, ja unter ihrem Herzen trägt, wie mit der Herzgrube schaut und die ihr, nachdem Makarie das Menschenleben liebend durchkämpft, mit Einsicht durchdrungen, nun sie im Kampfe gesiegt hat, jetzt vollends klar wird. Wir haben schon früher, bei Gelegenheit Makariens, an die Beschaffenheit des Menschenauges in seinem Verhältniß zur Außenwelt hingewiesen. Wir müssen es auch hier thun. Niemand wundert sich darüber, daß das physische Auge, trotz seines geringen Umfanges, so gebaut ist, um den ganzen Complex des Weltbaues, innerhalb des scheinbaren Horizontes, in sich aufzunehmen,

und der Seele, dem Bewußtsein mitzutheilen; darüber aber wundert man sich, daß einem eigengearteten Wesen, durch eine Menge vermittelnder Eindrücke von Jugend auf zur Reife gebracht, es begegnen könne, daß es mit dem Auge des Geistes einen weiteren Horizont deutlicher durchdringt als jeder andere Mensch.

Wie Makariens Wesen in jeder Hinsicht vom Dichter mit höchster Vorsicht und mit einer gewissen Zurückhaltung gezeichnet worden ist, weil er wohl wußte, wie gewagt es sei, einem größeren Kreise solche Mysterien seltenster Art zuzuführen, so ist es auch sehr bedeutsam, und vergegenwärtigt die Berechtigung so außerordentlicher Individuen wie Makarie, daß es uns der Verfasser ausdrücklich kund giebt, wie Makarie stets mehr als pflichttreu gewesen sei, wie sie sich erst nach rastlosem Wirken solche Feier höchster Anschauung abgerungen habe, aber ihr zuletzt auch habe Folge leisten müssen. Und in der That sollte jeder Mensch so dastehen wohl wissend, wie er noch einer ganz anderen Gemeinschaft angehöre, und zu gehorsamen habe, als die ist, über welche Menschen zu urtheilen oder zur Rechenschaft zu ziehen befugt sind. S. 219.

Wie Makarie innerlich (aus eigenster Anlage von früh auf auch darin sich fortbildend) in ihren Visionen zum Weltall sich verhält; wie sie zu diesen erhabenen Anschauungen prädestinirt ist; so ist sie Instrument und Beobachter in Einem, ja die Gegenstände der Beobchtung selbst findet sie in sich, so daß sie in Wahrheit ausrufen könnte: omnia mea mecum portans, so daß sich im Spiegel ihrer reinen Seele das Sternen-All in einer viel deutlicheren und umfassenderen Weise reflektirt als in dem trefflichsten Spiegelteleskope. Sie ist darin Genius, wenn auch ächt weiblicher, da sie nicht sowohl schafft als vielmehr empfängt, aber mit der größten Treue in sich aufnimmt und abbildet, und nur in so fern allerdings auch hervorbringt. Genius aber ist sie in all' dem, denn der wahrhafte Genius verfährt so wenig willkürlich, daß er im Gegentheil schon alle die Gesetze mit auf die Welt bringt, welche später erst von ihm die Theoretiker abstrahiren, welche sie, wie unglaublich sie ihnen anfangs dünken, auch an andern Kunstwerken außer dem seinigen bewährt finden. Dieser Theoretiker Makarien gegenüber ist der Astronom, den sein Verstand, sein Calkül, seine exakte Wissenschaft ebenfalls anfangs bei den Aussagen Makariens mit Unglauben erfüllen, bis er, da er selbst Geist und nicht bloß Verstand und Massen des Wissens hat, auf's Deutlichste einsieht, wie ganz und gar die Anschauungen Makariens in Natur und Wirklichkeit als Wahrheiten sich kund thun. Makarie ist indessen keineswegs bloß Genius, sie ist vor allem reinen Herzens, und zwar in auserwählter Weise, wie wir sie auf ihrem Wohnsitze, in allen Kreisen ihres Wirkens auch kennen gelernt haben, so daß an ihr das Wort der Schrift schon

hienieden in Erfüllung zu gehen beginnt: „selig sind die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen."

Wie das Lauffeuer genau den Weg hinfliegt, den ihm die, in noch so labyrinthischen Windungen und Verschlingungen gedehnte Schlange des ausgestreueten Pulvers angiebt; so fliegt das siderische Feuer der Seele Makariens, ihre Begeisterung — da Aehnliches von Aehnlichem vernommen wird — genau denselben Weg, den ihr die Riesenschlange der Unendlichkeit, deren einzelne Glieder Sterne sind, vorzeichnet.

Wenn es S. 218 heißt: Makarie mache „gleichsam einen Theil" unseres Sonnensystems aus, so ist das freilich in einem gewissen Sinne von jedem Menschen zu sagen, von ihr aber gilt es in einer viel tieferen und geistigeren Bedeutung, weil sie sich stets als diesen integrirenden Theil, in dem das Ganze sich abspiegelt, weiß, weil sie als Individuum dieß ganz bestimmte Verhältniß zum Sonnensystem und Weltall hat. „Scheint sie" (ferner) „nur geboren, um sich von dem Irdischen zu entbinden," so ist dieses keine Geringschätzung des Diesseits, keine der Materie; es ist vielmehr nur die in Makariens Eigenthümlichkeit zum Muster für alle Menschen ausgesprochene Weisung, daß alle Materie nur dazu da sei, Organ des Geistes zu sein, durch den Geist bewegt, verbraucht, verklärt, von ihm durchdrungen zu werden. Und bewegt sich endlich „ihr geistiges Ganze zwar um die Weltsonne aber nach dem Ueberweltlichen in stätig zunehmenden Kreisen," so geschieht dieses deßhalb, weil die Materie, weil Zeit und Raum sogar als Unendlichkeit den edleren Geist nicht befriedigen, so lange noch ein Rest des Jenseits übrig bleibt; denn die eigentliche Heimath des Geistes ist nicht die äußere Räumlichkeit, ist nicht die Dauer der Zeit, sondern der intelligible Raum und die intelligible Zeit, welche nicht gleich Unendlichkeit, sondern gleich Ewigkeit d. h. gleich unvergänglicher Gegenwart sind, da Gott selbst nicht im Sensibeln, sondern im Intelligibeln wohnt. Auch ist mit jener Bewegung des „geistigen Ganzen" Makariens die Entelechie der menschlichen Seele, und der Makariens ganz besonders ausgedrückt, denn die Unverwüstlichkeit des seelischen Lebens, dieses, daß die Seele schon ihrem ursprünglichen Wesen nach unzerstörbar und das einzige perpetuum mobile ist, welches es giebt, vollends als Geist gefaßt, dieses drückt doch eigentlich das Wort Entelechie aus.

Fragen wir aber zuletzt, woher in dem Göthe'schen Roman eine solche, wenn auch noch so tiefsinnige und herrliche Eröffnung über Makariens Verhältniß zum Sonnensystem, und zu dem was noch gar darüber hinaus liegt; woher eine solche Eröffnung in einem Werke, welches die großen pädagogischen und socialen Probleme der Gegenwart und Zukunft zur Darstellung bringt; so ist auf diese Frage eine sehr ent=

schiedene Antwort zu ertheilen, die wir hie und da auch bereits angedeutet haben.

Gerade der Charakter Makariens, mit allem was sich von der Sternwarte und dem Astronomen ab auf sie bezieht, und worauf sie sich wieder zurück bezieht, sei es ihre nächste Umgebung, seien es die Bleibenden oder die Auswandernden nach Amerika, oder das Sonnenall, beweist, wie würdig und umfassend Göthe die Idee des Socialen nahm, und auch von Andern genommen wissen wollte. Das Individuum soll durch Benutzung seiner Anlagen auf pädagogischem Wege so gesund und brauchbar, so für ein bestimmtes Fach und doch auch so harmonisch gebildet werden, daß es in sein Volk, in die Menschheit lebendig und heiter hineinwachse; auf daß die Erde immer mehr aufhöre, ein bloßes Jammerthal zu sein, vielmehr ein Gottesreich werde, was alles aber nur zu erlangen ist, wenn das Individuum schon von früh auf nicht bloß an der Scholle haftet, nicht bloß an die Schranke des Diesseits sich fesselt, und mit allem nur wie mit seines Gleichen verkehrt, sondern indem es von seiner Umgebung auch zurück und voraus, hinunter- und hinaufblickt, auch die Welten der Ferne, der Vergangenheit und Zukunft, der Niedrigkeit und Höhe als zu ihm gehörig, als demselben Ursprung entquollen, anerkennt, so aber zu jener Ehrfurcht gedeiht, welche, alles in allem genommen, die Ehrfurcht vor Gott ist, woraus auch die Ehrfurcht vor sich selbst folgt. Dieser Standpunkt der Wanderjahre knüpft also das Individuum nicht bloß mit seines Gleichen zusammen; er bindet dasselbe nicht bloß in der äußerlichen Weise eines bloßen Vertrages mit seines Gleichen; er bindet dasselbe an alle Wesen, weil an der Wesen Ursprung, und verbindet es mit allen durch eine Liebe, welche sich außer Gottes auch ihrer eigenen Unvergänglichkeit bewußt ist, und nun ganz andere Belebungs- und Kräftigungsmittel zum Wirken erhält, als ohne dergleichen auch nur möglich wäre.

Göthe hat sich gewiß überall als ein solcher bewährt, der das Diesseits zu schätzen wußte. Er war ein Feind aller Ueberstürzung, aller Beschäftigung mit Phantasmen. Aber in demselben Grade als Göthe die Natur liebte, als er das Nationelle in Ehren hielt, und sogar den prometheischen Standpunkt als relativ berechtigt erkannte (wenn auch nur den Göttern gegenüber), in demselben Grade hatte er eine heilige Scheu vor dem Mysterium, liebte er es, lockte es ihn, und war er ein Feind alles rohen Materialismus, aller Vermessenheit und Frechheit, um den prometheischen Standpunkt nie zu jener Unbedingtheit vieler Neueren zu erheben, die freilich flach und frivol genug sind, um nicht einmal mehr das Du der Gottheit gelten zu lassen in den Worten des Prometheus: „mußt mir meine Erde doch lassen stehn.“

Wie Göthe „das Band" in den Wanderjahren construirt, so, meinte er, solle die Bildung, die Liebe allmählich alle Menschen zusammenschließen, während die Rohheit, die Selbstsucht sie von einander entfernt; das Band der Gesellung durch Civilisation soll die Menschen aller Länder zu einem großen Werke, zu einer Feier vereinen, und sie sollen in solcher Feier vor allem auch ihres ewigen Berufs eingedenk sein, mit dem Diesseits sich auch des Jenseits bewußt werden. Daher eben finden wir bei Göthe in Betreff der menschlichen Seele und deren Unvergänglichkeit in der Unendlichkeit des Universums auch wieder die Entelechie in Erinnerung gebracht, wogegen viele Moderne statt der Seele den vergänglichen Hüpfpunkt des bloßen Nervenreizes in der unvergänglichen Gattung des Menschengeschlechts als einen traurigen Lückenbüßer setzen. Der Götheſche Socialismus des „Bandes" ist so umfassend, daß er über die immer herrlicher werdende Erde noch hinausreicht in einen Himmel, der ebenfalls unendlich reich an Leben und Gestaltung ist. Das „Band" ist so sehr Band, und drückt auch die religiöse und nicht bloß werkthätige Bedeutung des Socialismus der Zukunft aus, daß das „Band" sich auch dessen bewußt ist, daß die Erde zunächst eine Beziehung auf die Sonne und das ganze System, dann aber auch auf das Weltall und damit auf Gott hat. So drückt das „Band" zugleich jene Copula aus, von der in Bezug auf das Universum bekanntlich auch Philosophen gesprochen haben. — Dieß zusammengenommen ist die Bedeutung Makariens in den Wanderjahren von der Sternwarte bis auf unsre gegenwärtige Stelle, derselben Makarie, welche der Thätigkeit für das Irdische zum Wohle Anderer stets bedacht ist. Makariens Wesen weist darauf hin, wie Göthe über das Problem eines möglichen Ueberganges menschlicher Existenz in andere Weltsphären gedacht hat. Makarie ist daher auch die classische Antwort auf gewisse Fragen des Kleinmuths; sie ist die Erhebung über gewisse Einengungen einer zu abstrakten und dann wieder ganz und gar materialistischen, an der Erde haftenden, kleinstädtischen Philosophie und Buchstabentheologie.

So ist dieser ganze, durch den Roman sich hindurchziehende, prachtvolle, siderische Gürtel Makariens als eine Mahnung den Neueren gesetzt, um rüstig und wacker zu sein im Diesseits, jedoch über der Erde auch nicht den Himmel, über dem Menschen nicht Gott zu vergessen, sondern das sociale Band stets so umfassend zu schlingen, um Erde und Himmel, Mensch und Gott stets als zusammengehörig zu wissen. Daher in diesem Roman jener wunderbar herrliche Hinausblick in das Universum, in die Unsterblichkeit, wie schon im ersten Buche S. 180 u. f. f., wie im dritten S. 218 u. f. Und so sind eben die Wanderjahre, wenn wir bedenken, wie die Erdkultur, und zwar die Landwirthschaft bis zu den Arbeiten des Bergbaues, der geognostischen Forschung, das Handwerk, die Kunst, die Wissenschaft, die ganze sociale Breite des Lebens bis hinauf in das Transscendentale, das

Siderische darin zur Darstellung kommen, es sind die Wanderjahre ein Werk von durchaus universellem Charakter, würdig, die Gegenwart und Zukunft wie in einem Spiegel aufzufangen.

Es ist rührend, und preßt dem Leser unwillkürlich einen Seufzer aus, daß Göthe S. 222, nachdem er uns eine so unendlich interessante Mittheilung über Makarien und ihr Verhältniß zum Ueberirdischen gegeben, doch — da er gewisse Leute schon kennt, die bei der Tiefe wie bei der Höhe nie aushalten — sagen muß: „Indem wir nun diese ätherische Dichtung, Verzeihung hoffend, hiemit beschließen.“ — Wie? Also „Verzeihung hoffend“, da wo wir dem Dichter innigsten Dank zu zollen haben, wo er uns über flache, frivole Ansichten in Betreff der Menschenexistenz erhoben hat, da hofft er Verzeihung von uns?! Doch, wer könnte sich Göthe's Hoffnung nicht erklären, wenn er an zwei Schichten der noch bestehenden Gesellschaft denkt, an die Gedankenscheuen aus Aberglauben und aus Unglauben; wie denn in der That, wir wiederholen es absichtlich, gewissen Individuen nicht von Natur, sondern durch eigene Vernachlässigung und durch die abstumpfende Macht alltäglicher Verhältnisse sogar der bloße Wahrnehmungssinn für die Herrlichkeit des siderischen Lebens verloren gegangen ist.

Aber wir gelangen jetzt zum letzten Abschnitte in Betrachtung des Wesens der Wanderjahre, welcher uns nach kurzer Mittheilung der Vorgänge auf dem Schlosse und der eines Schreibens an Wilhelm von Hersilien

## 13. Das Scheiden der Wanderer

vorführt. S. 235.

Auch in Hersiliens Briefe kommt das Geheimniß des Lebens, an dessen allmähliche Eröffnung Göthe glaubte, an der er selbst arbeitete, dessen gewaltsame und doch vergebene Enthüllung er aber verabscheuete, zur Sprache, in jenem wunderbaren Kästchen dessen eigentlicher Inhalt im Verlaufe des Romans doch nicht offenbar wird. Aber das Schlüsselchen ist nicht entzweigebrochen, es paßt in seinen Theilen magnetisch zusammen, und wenn die Menschheit immer mehr, durch sittliche Bande zusammengehalten, in ihren Einzelkräften auf ein gemeinsames Ziel gerichtet wird, so wird ein solch' magnetischer Rapport, der durch das Ganze geht, immer mehr das Geheimniß lüften, und sein Inhalt wird Allen zu Gute kommen.

Die Besseren der Heutigen haben eine schwere Aufgabe darin zu lösen, daß sie durch fortgesetzte Pädagogik zu Gunsten des wahren

Socialismus die zum Forcirten, zur Ueberstürzung nur zu geneigte, jüngere Generation — ein frühreifes aber kurzlebiges Geschlecht — zur Besonnenheit, zum Maßhalten, zur Gesundheit und damit zu längerem Leben verhelfen sollen. Göthe äußert sich, irren wir nicht, einmal selbst dahin, es sei eine vielbegabte aber dünkelhafte Jugend.

Wir schauen die Schnelligkeit der Modernen sogleich in einer Gestalt, die wir schon von früher her kennen, die wir als den Repräsentanten unserer heutigen Jugend bezeichnen müssen. Es ist Felix. Wir haben uns über ihn schon des Ausführlicheren vernehmen lassen. Felix strebt, lebhaft, unternehmend, feurig, sanguinisch, wie er ist, nach schneller Befriedigung, Abkühlung dieses wilden Lebensreizes und Naturfeuers. Felix ist voll Anlage, aber wie die bloße Naturbestimmtheit ihn stachelt, wie er keine Rast hat, in's Glück hineinstürmt, das Glück also erreicht und doch nie ganz erreicht, müssen wir ihn tadeln, müssen wir für ihn fürchten.

Wir finden ihn auch hier, wie er den Wanderern auf fliegendem Rosse, schon seit der pädagogischen Provinz seine Liebhaberei, in stürmischer Hast nachjagt. Sie dagegen die Wanderer, nicht Stürmende, nicht Verlangende, sondern Entsagende gleiten in sanfter, gleichmäßiger Bewegung auf ruhigem Flusse dahin, um in's Meer zu gelangen. Dieß zusammen gewährt schon einen schönen, ja erhabenen Contrast. Aber wie Beide, der auf dem Rosse jählings Dahinsausende und die langsam vorüberziehenden Wanderer nun zu einander gelangen, ist es von Seiten des unbändigen Knaben der Sturz mit dem Pferde vom Ufer hinunter. So umfassen ihn jetzt des Vaters Arme. Man vergleiche das Weitere S. 235.

Es könnte uns erscheinen, als sei hier die Darstellung des Romans, bis auf einen ganz eigenthümlichen Numerus der Sprache, dem Geschilderten auf's Genaueste entsprechend. Und in der That haben diese letzten Partieen der Wanderjahre, unausgeführt wie sie sind, in ihrem fragmentarischen, hie und da beinahe wilden, pfadlos zerklüfteten Charakter etwas Symbolisches für den tiefer dringenden Leser, als sollten sie das Wilde, Maßlose, Zerrissene, in jeder Hinsicht schwer zu Deutende der Gegenwart uns verkünden; so daß sich denn auch der fast tragisch auslaufende Sturz des Felix in solcher Form glücklich reflektirt. Denken wir dabei an so manche unstäte, exaltirte, früh vorübergegangene Gestalten der neuen Zeit, erinnern wir uns an das Verwandte in Felix, Euphorion, Byron, so will uns dieses ganze Finale der Wanderjahre den, vielfach mit einem tragischen Ausgang drohenden Charakter unseres modernen Weltalters signalisiren.

Wie in Byron, dem eigentlichen Anfänger unserer heutigen Zeitperiode, Antikes und Modernes sich mischte, so ist in der ganzen Darstellung

des Schlusses unsers Romans in dem modernen Grundton etwas Antikes, Plastisches, welches sich besonders in der eigenthümlich gehaltenen Vers-Prosa auf's Schönste zu erkennen giebt, wie Aehnliches sich bei fast allen hervorragenden, modernen Dichtern Deutschlands vorfindet, wir wollen nur Hölderlin anführen.

Felix also, vom Feuer der Liebe und Sehnsucht getrieben, in ähnlichem Feuer wie es auch jenen englischen Dichterlord rastlos umhertrieb, wenn auch in Felix all' solche Leidenschaft noch knabenhaft unreif ist, Felix stürzt, sieht sich vom Vater aufgenommen, gepflegt, sogar ärztlich behandelt. Wir führen aus jener Versprosa, in durchaus antikem Tonfalle, an:

„Und mit der schlängelnd anspielenden Welle vermischt
Folgte es (das Blut) gekreiseltem Strome nach." S. 236.

„Braune Locken schnell getrocknet
Rollten sich schon wieder auf."

„Wirst du doch immer auf's neue hervorgebracht,
Herrlich Ebenbild Gottes!
Und wirst sogleich wieder beschädigt,
Verletzt von innen oder von außen."

Was aber Felix betrifft, wie er bereits der Prototyp zu Euphorion im zweiten Faust ist, wie Euphorion wieder auf Byron hindeutet, so vergleiche man die Parallelen in beiden Werken:

„Ganz oben auf dem schroffsten Rande einer solchen Steile, wo sonst der Leinpfad mochte hergegangen sein, sah der Freund einen jungen Mann herantraben, gut gebaut von kräftiger Gestalt. Kaum aber wollte man ihn schärfer in's Auge fassen, als der dort überhangende Rasen losbricht und jener Unglückliche jählings, Pferd über Mann unter, in's Wasser stürzt. Hier war nicht Zeit zu denken wie und warum, die Schiffer fuhren pfeilschnell dem Strudel zu und hatten im Augenblick die schöne Beute gefaßt. Entseelt scheinend lag der holde Jüngling im Schiffe." Wjahre S. 235. — —

„Helena, Faust und Chor.
Welch Entsetzen! welches Grauen!
Ist der Tod denn dir Gebot?

Euphorion.
Sollt' ich aus der Ferne schauen?
Nein! ich theile Sorg' und Noth.

Die Vorigen.
Uebermuth und Gefahr!
Tödtliches Loos.

Euphorion.

Doch! — und ein Flügelpaar
Faltet sich los!
Dorthin! Ich muß! ich muß!
Gönnt mir den Flug!
(Er wirft sich in die Lüfte.)

Chor.

Ikarus! Ikarus!
Jammer genug.
(Ein schöner Jüngling stürzt zu der Eltern Füßen.)"

Zweiter Faust S. 242.

Wenn es daselbst schon früher S. 238 heißt: „Euphorion, ein junges Mädchen hereintragend", so entspricht dieses junge Mädchen im Verhältniß zu Euphorion Hersilien in den Wanderjahren im Verhältniß zu Felix.

Zwar wird Felix, ungeachtet des Sturzes, in den Wanderjahren wieder in's Leben gerufen, während Euphorion zu Grunde geht, — wie denn überhaupt in unserm Romane der Mensch durch alle Verirrungen und tragischen Erlebnisse doch dem Leben und seinem Heil frisch wieder entgegenwandert — dennoch aber können wir für die lange Lebensdauer Felixens nicht Hoffnung hegen. Er selbst scheint seinen frühen Tod zu ahnen, wenn er S. 232 zu Hersilien sagt: „so reit' ich in die Welt, bis ich umkomme." Diesen jähen Tod des Felix würde der Dichter ohne Zweifel auch dargestellt haben, wenn er seinen Roman fortgeführt hätte. So stehen wir denn vor

## 14. Makariens Archiv.

Es muß für uns von höchstem Interesse sein, wie wir Makarie kennen gelernt haben, theils aus ihrem unmittelbaren Walten, theils aus den Berichten des Astronomen, hier am Ende des Romans auch einen Einblick zu gewinnen in ihre Hinterlassenschaft, in das was wir, nun wir mit den Wanderern von ihr uns trennen, oder auch nach ihrem Tode, als ein geistiges Testament von ihr antreten, worin sie uns gegenwärtig bleibt, und nicht bloß sie sondern der ganze Kreis, den sie sich gebildet, in dem sie gelebt und gewirkt hat. Und fürwahr scheinen diese Aussprüche aphoristischer Form, nach dem Sinne des Dichters, nicht bloß Makariens Aufzeichnungen zu sein, vielmehr dem engsten Bande zusammen zu gehören, welches sie an sich geknüpft hatte. Wir glauben demnach in dieser über-

aus trefflichen Sammlung in einigem den Astronomen, in anderem Freund Jarno-Montan, in manchem vielleicht einen der Dreie aus der pädagogischen Provinz, in noch anderem wohl sogar Wilhelm selbst, in nicht wenigem allerdings Makarien zu vernehmen. Wie dem aber auch sei, alle diese Sprüche goldener Weisheit sind von der Art, daß sie den Stempel einer so hohen, selbstständigen Bildung an sich tragen, daß in ihnen alle Unterschiede des Fachwesens und vollends bloßer Geschlechtlichkeit aufgehört haben, daß sie alle das höchste Wohlwollen gegen die Menschheit aussprechen, und eine Lebenskunst offenbaren, welche wir vollendet nennen dürfen; so daß wir alles auf Makarien als die Seele dieser auserlesenen Sammlung zurückführen müssen, jedenfalls sie als die betrachten, welche dieses Archiv mit sorgsamstem Fleiße angelegt, und durch eigene Beiträge bereichert hat.

Daß wir dann aber besonders den ganzen Göthe in seiner einzigen Art, über das Leben nicht bloß zu reflektiren, vielmehr das Leben selbst zu geben, wieder finden, das beweist uns hier jede Skizze, jedes Urtheil, jede Maxime, Beobachtung, jeder Rath, Wink, die wir erhalten, in denen Tiefe und Klarheit, Idee und Erfahrung zugleich sich offenbaren. Es ist namentlich diese einfache Weise zu philosophiren, die sich von jeder Schule und ihrem Ausdrucke fern hält, und doch durch den Genius, die positive Kenntniß und eigene Beobachtung hinlänglich geschult ist, woran wir Göthe sogleich in seiner ihm eigenthümlichen Lebenskunst erkennen, wie denn auch alles hier Vorkommende auf Natur und Alterthum als seinem Grunde beruht, und durch das frischeste Ingenium für die Lebenden, die sich rathen und weisen lassen wollen, fruchtbar gemacht wird.

Wir werden hier meistens nur eine Beleuchtung dieser Fragmente im Allgemeinen geben. Es dürfte beachtenswerth sein, daß der Gesichtspunkt des Werdens, des Schaffens der Grundtypus vieler dieser Aphorismen ist, wie wir auch früher schon angedeutet haben, daß Makariens Verhältniß zum Sternenall zwar empfangend ist, ein Empfangen das aber auch stets etwas ideell Hervorbringendes, Schaffendes hat.

Wir Alle werden, so oft wir zum Studium der Götheschen Wanderjahre, als des Romanes der Gegenwart und Zukunft, zurückkehren, gut thun, sogleich das erste Fragment uns zum Leitstern zu nehmen, zumal auch was das Ende jenes Werkes betrifft, um uns so schneller zu recht zu finden. — Wie die jetzige Zeit nicht selten es liebt, das Tiefste der Ueberlieferung einer früheren herunterzusetzen, in dem Gehaltvollsten eine bloße Fiktion, wo nicht gar Aberglauben zu sehen, wird uns das dritte Fragment stets als eine Mahnung erscheinen, uns nicht auch zu solcher Uebereilung fortreißen zu lassen, vielmehr das Ueberlieferte in seinem ganzen Werthe zu schätzen, und z. B. aus jenem herrlichen, großartigen Prologe zum Johannesevangelium: „Im Anfang war das Wort, und das Wort

war bei Gott, und Gott war das Wort" wie aus einem Quelle des Lebens zu schöpfen, der in keiner Zeit versiegen wird, und göttliches Leben dem Schöpfenden selbst zuführt. Daher heißt es S. 241 mit Recht: „Das Wahre ist gottähnlich; es erscheint nicht unmittelbar, wir müssen es aus seinen Manifestationen errathen." Aber man unterscheide bei solchen Offenbarungen doch ja die höhere von der niedern, denn was ist in unserer alles durch einander werfenden Zeit nicht alles Manifestation des Göttlichen genannt worden! so daß wir S. 243 beim vierten Aphorismus nicht vergessen mögen, wie der bloße Instinkt, auch selbst der höhere, immer nur auf eine sehr beschränkte Fährte leitet, so weit es mit bloßer Naturkraft und Natur eben geht, und man also weise handelt, einer gewissen, jetzt sehr beliebten, pantheistischen Apotheose auch selbst des Thierischen, wie der Natur überhaupt, doch bei sich Einhalt zu thun.

Auf Jeden, der den Reiz des Denkens und wiederholter Vertiefung kennt, werden die Fragmente S. 244 u. 45 (von dem 17ten Fragment: „Da wir überzeugt sind" an) in denen eine der Götheschen Lieblingsideen, die Entelechie, der Nervpunkt ist, einen so nachhaltigen Eindruck machen, daß er zu Zeiten immer wieder bei ihnen vorsprechen wird, wo er denn von dem heitern, antiken, rationellen Göthe die Wahrheit mindestens zwischen den Zeilen verkündet findet, daß es für das Geschöpf allerdings eine unendliche Weltferne von Gott wie ein Innewerden desselben aus nächster Nähe giebt, wovon jeder besonnene Künstler ebenfalls zu sagen weiß, davon überzeugt, daß das Schöne, Erhabene eben so gut einen Urquell haben müsse, wie ihn die Wahrheit hat. Die von uns hier angedeuteten Fragmente des Archivs sind von einem so reinen Geiste der Kunst und der Einsicht in das Wesen aller Kunst beseelt, sie sind in einer so keuschen und zugleich glücklich versinnbildenden Form zur Sprache gebracht, wie z. B.: „Nehmet an: zwei steinerne Massen", daß sie uns, wie in jener Stadt der bildenden Künstler empfangen, einem größeren, organischen Werke anzugehören scheinen, welches als ein ächtes Lehr- und Lebens-Buch der Künstler alle die Weihen solchen ertheilt, welche sie nöthig haben, um auf ihrem gefährlichen Wege sicher zu gehen. Wie unendlich reich diese Aussprüche sind, auch in Anwendung auf andere Gebiete, davon überzeuge man sich, wenn man die letzten Worte am Ende desselben Fragments auf Christus, freilich mit zartester Vorsicht, anwendet, wiefern er in seinen Reden nicht auf seine bloß individuelle Einzelnheit sondern auf seine Unbedingtheit als Sohn Gottes und doch auch des Menschen Sohn sich bezieht.

Dieß bringt uns wieder auf Göthe den Philosophen zurück. Auch hier wäre heut zu Tage unbeschreiblich viel von ihm zu lernen. Die Philosophie der Kunst erinnern wir uns schon in der pädagogischen Provinz, eben in jener Stadt der Skulpturkünstler, in der eigenthümlichsten Weise

vernommen zu haben. Das setzt sich im Archive Makariens nun auch Hinsichts der Philosophie selbst fort. Was die Göthesche Philosophie betrifft, so haben wir schon in unserer Einleitung darüber Andeutungen gegeben. Es gehört dahin, was über Göthe's Verhältniß zur Natur, was über ihn als Beobachter des Phänomens gesagt worden ist, und greift hier S. 251 wieder ein. Jeder Mensch soll eben so gesetzmäßig, so vernunftgemäß verfahren, wie die Natur verfährt; aber er soll, mehr als die Natur vermag, über solche Gesetzmäßigkeit auch ein Bewußtsein haben. Nichts darf ihn darin mehr irre machen. Auf diesem Standpunkt verräth Göthe (wie er es S. 251 von der Geometrie aus geltend macht) den reinsten Sinn für Philosophie, eine Wissenschaft, welche viele ihm nur deßhalb absprechen wollen, weil er zwar nicht Dialektik im Sinne einer besonderen Schule, wohl aber Naturverfahren und zwar mit Bewußtsein besitzt.

Wenn es von dem Knaben (251) heißt, der zur Erkenntniß einer bestimmten geometrischen Wahrheit gelangt, er fühle dabei „ein Behagen", so drückt dieses schon im Entstehen einer solchen Erkenntniß jene Seligkeit aus, zu der alle wahre Wissenschaft eben so wie Kunst und Religion führt (eine Seligkeit die Niemand wärmer gepriesen und empfohlen hat als der ältere Fichte), so daß wer wahrhaft in die Wissenschaft dringt, eben so wie der Religiose die Erfahrung macht: es ist alles unser, wir aber sind Gottes. Es ist daher alles würdige Thun des Menschen, auch das der forschenden Erkenntniß, Gottesdienst, Gottesschauen, wie schon die eigentliche Bedeutung des Wortes Theorie (θεωρια) in Erinnerung bringt; die Thoren nennen das Mystik, aber auch Göthe wußte es, daß dergleichen Thorheit Weisheit und Wahrheit ist und huldigte ihr. Wird aber im Weiteren gesagt (252): „wenn wir uns dem Alterthum gegenüberstellen und es ernstlich in der Absicht anschauen, uns daran zu bilden, so gewinnen wir die Empfindung, als ob wir erst eigentlich zu Menschen würden", so ist uns damit zur Ueberzeugung gebracht, welche Massen von Vorurtheilen, Medien die aber Hemmungen waren, Methoden die von jedem Ziele abführten, die Zeiten zusammengewälzt haben, und durch welche Barbareien wir uns erst hindurchdrängen müssen, wie vieler Ballast erst abzuwerfen ist, um mit dem Menschlichen anzufangen, um etwas vor uns zu bringen; so daß wir in der That erst rückwärts gehen müssen, um wahrhaft vorwärts zu kommen. In dieser reich belehrenden Weise wird uns über das Alterthum auch in den weiteren Aphorismen Außerordentliches gespendet.

Was S. 262 bei Gelegenheit des Forschers von der Jury, von der Majorität und Minorität, gesagt wird, dürfte für die Gegenwart um so erheblicher sein, als es sich dort um drei Gegenstände handelt, die unserer Zeit dem Gebrauche nach zwar geläufig sind, nicht aber immer ohne Vorurtheil gefaßt werden. Während Göthe in seiner Fassung

gewiß nicht dem Zeitgeiste schmeichelt — wie er ihm nie geschmeichelt hat — erkennt er doch ebenfalls als wichtig für's öffentliche Leben an, daß bei derartigen Verhandlungen etwas herauskomme, was von jeder Berechnung und kleinlichen Absicht, wie schamlos sie auch verfahren möchte, unerreichbar ist; solche Anerkennung liegt in den denkwürdigen Worten: „(der einzelne Forscher) ist nicht Herr über die Geister noch über die Gemüther," wo denn auch sogleich die beiden trefflichen Worte zum Troste für manchen Wackern hier abfallen, wenn er an so manche politische Versammlung zurückdenkt, einmal: „weil sehr wenige Menschen eigentlich selbstständig sind, so zieht die Menge den Einzelnen nach sich;" und: „Ja derjenige, der sich in höherem Sinne ausgebildet, kann immer voraussetzen daß er die Majorität gegen sich habe."

Zu dem folgenden Fragmente in Betreff der Natur notiren wir uns als Randbemerkung: Aller erlaubte, wohlthuende Luxus beruht auf gewissenhaftester Oekonomie, alle Kühnheit der Genialität auf strenger Ausübung des Gesetzes. — Zu jenem bereits früher namhaft gemachten Fragment S. 263: „Der Mensch an sich selbst" u. s. w., worin wir Makariens eigenste Persönlichkeit abgebildet sahen, finden wir ein Seitenstück S. 264, welches uns Makariens Wesen und Walten ebenfalls und zwar (nach jener Lehre vom Ebenbilde Gottes, wie nach der, daß der Mensch sei das Maß aller Dinge) gewissermaßen als Universalgeist im Gegensatze zum bloßen Elementargeist auf's Schönste wie ein glückliches Selbstportrait darstellt, wie sie denn auch in denselben Rahmen ihren Gegensatz wenigstens andeutend faßt, den wir früher in der „wunderbaren Person" erkannt haben; der merkwürdige Ausspruch lautet: „Dafür steht ja aber der Mensch so hoch, daß sich das sonst Undarstellbare in ihm darstellt. Was ist denn eine Saite und alle mechanische Theilung derselben gegen das Ohr des Musikers; ja man kann sagen, was sind die elementaren Erscheinungen der Natur selbst gegen den Menschen, der sie alle erst bändigen und modificiren muß, um sie sich einigermaßen assimiliren zu können."

So wollen wir auch aufrichtig denen, die nicht Lust haben, durch den philosophischen Modegeist sich ferner noch hintergehen zu lassen, das Fragment S. 265 oben: „Jeder Denkende" u. s. w. als ein kostbares Xenion der Philosophie Göthe's und Makariens empfehlen, in welchem auch der extramundane Gott anerkannt wird, den sie jetzt sehr vornehm läugnen, welches Läugnen jedoch nur ein neuer Aberglaube in einem sehr modernen Gewande ist, während allerdings Inneres und Aeußeres sich gegenseitig fordern, und beide noch einer letzten Erklärung bedürfen, einer Erklärung welche auf dem Wege eines nicht modischen Denkens auch zu finden ist, und welche es außer Zweifel setzt, daß der außerweltliche Gott eben so wahr und gewiß ist wie der innerweltliche, denn was ist der außerweltliche

Gott anderes als das nothwendige, unbedingte Prius alles Geschaffenen? Hegel z. B., der so allseitige und jetzt so verkannte, hat dieses stets anerkannt. Aber die Einseitigen sehen immer nur eine Seite, welche man die der Erde, d. h. der materialistischen Spekulation allein zugekehrte Seite des Mondes, d. h. eines bloß pantheistischen, mit der Welt verschwimmenden Gottes, nennen könnte, da ja in der That alles im Mondlichte verschwimmt. Wir ziehen hier zu dem in Rede stehenden Aphorismus noch den trefflichen der folgenden Seite hinzu, als Complement zu jenem: „Die Menschen sind durch die unendlichen Bedingungen des Erscheinens dergestalt obruirt, daß sie das Eine Urbedingende nicht gewahren können.“ Freilich sehr bemitleidenswerth und doch nie ohne Selbstschuld. Auch liegt darin die eigentliche Ursache jedes Atheismus, des wohlfeilen wie des theuer erkauften, als des immer sich gleichbleibenden Wahndenkens.

Wie sehr Makarie und die Gesellschaft, deren geistiger Mittelpunkt sie ist, sich auch vor Einseitigkeiten einzelner ihrer Mitglieder verwahren, und sie in das Licht einer heitern Ironie, unter den Sprudel einer schalkhaften Polemik bringen, das erfährt mehrfach in unserm Archiv sogar Freund Montan, wie er im Umgange mit Steinen und Metallen sich gegen die freie Idealität des Gedankens etwas verkrustet hat. Möchten Viele sich das annehmen, die tief unter Montan stehen! Es stimmt uns höchst behaglich, weil eine so entschiedene Wahrheit darin ergötzlich ausgedrückt wird, die eben nur vor der Einseitigkeit warnt, und unter Umständen den Standpunkt auf Höhen der Erde gewiß völlig zu respektiren weiß, wenn es S. 266 offenbar auch gegen Montan gerichtet lautet: „Wenn Reisende ein sehr großes Ergötzen auf ihren Bergklettereien empfinden, so ist für mich etwas Barbarisches, ja Gottloses in dieser Leidenschaft; Berge geben uns wohl den Begriff von Naturgewalt, nicht aber von Wohlthätigkeit der Vorsehung“ u. s. w. u. s. w. Man könnte daran erinnern, daß das Kolossale, versteht sich als solches, das Ungeheure eben das Maßlose, das Unkünstlerische ist; daß Riesen noch lange nicht große Geister, und daß Titanen noch lange keine Götter sind, wenn sie auch den Ossa auf den Olymp thürmen. Wie sehr sie mit Bergen, mit Massen hantiren, früher oder später werden sie der Macht der Götter, der Macht des Geistes unterliegen. Auch wird in demselben Fragment das Streben in das Antisociale („ohne Gesellschaft“) gezüchtigt; wie es auch S. 267 unten in einem andern Ausspruche gegen Montan heißt: „Steine sind stumme Lehrer, sie machen den Beobachter stumm, und das Beste was man von ihnen lernt ist nicht mitzutheilen,“ und also doch auch antisocial, wenn auch zunächst nur im Sinne der Ungeselligkeit sein. — Dagegen wird in dem Archiv, um Gerechtigkeit zu üben, auch wieder Montan's Seite genommen, oder er macht wohl vielmehr selbst sein volles Recht geltend, indem es vermuthlich hier von ihm selbst niedergelegt ist, wenn wir lesen: „Was ich

recht weiß, weiß ich nur mir selbst; ein ausgesprochenes Wort fördert selten, es erregt meistens Widerspruch, Stocken und Stillstehen." Aber es ist durchaus in der Absicht des Dichters, hier gerade immer nur eine Seite hervorzuheben, um das Mißliche aller Einseitigkeit im Interesse des Socialen und des wahren Fortschritts zu zeigen, denn es ist eben so sicher, daß gerade der Widerspruch fördert, und Göthe bemerkt selbst einmal, mehr im Namen seiner Person, im Gegensatze zu jenem Ausspruche Montan's, den wir dort an dem Lapidarstyl sogleich erkennen: „Ein geistreich aufgeschlossenes Wort wirkt auf die Ewigkeit." — Auch die S. 268 zunächst folgenden Bruchstücke sind wieder gegen solche schroffe Lieblingsart eines einsiedlerischen Grübelns eines ältlichen Junggesellen gerichtet (wir machen auf das: „mönchisch-hagestolzenartige" eben daselbst aufmerksam), die Dinge und die Menschen zu betrachten, eine Art von der den sonst so wackern Montan, der als Jarno der feinste Weltmann war, ohne Zweifel in der neuen Welt Lucie (Lydie), sobald er mit ihr verheirathet ist, befreien wird. — S. 269 Fragment 1.: „Der Begriff vom Entstehen" u. s. w. mögen sich die Herren Metaphysiker, die zum Materialismus hinüberneigen, merken, denn es ist jenes Bruchstück für das Wesen der Materie von großer Fruchtbarkeit bei weiterem Durchdenken. —

Endlich wird in Makariens Archiv, von S. 271 ab, unter andern auch die Literatur mit Erinnerungen, Winken ersprießlich bedacht, indem es mit der Weltliteratur beginnt und auf das Theater einlenkt, wo denn auch Tieck und die Schlegel manche nicht unberechtigte Rüge erhalten, wie hier nicht bloß Wolf, J. H. Voß und Heyne und ähnliche Streitgenossen, sondern in Betreff dessen, was bei der Abfassung der Wanderjahre noch Zukunft ist, auch die Richtung unserer heutigen Strauß, Bruno Bauer, und wer sich ihnen anschließt, in der prophetischen Fernschau ihr Theil abbekommen, da wo sie zu weit gehen, wenn man von den „alten Schriften", von „Virgil" und „Homer" auch auf die heiligen Ueberlieferungen Anwendung zu machen versteht zu Gunsten des ideellen Werthes. Vergl. S. 275 u. 76. So dürfte auch denen, die in unsern Tagen an dem Heißhunger nach dem Pikanten, nach der beliebten Novität leiden, Fragment 3, S. 278, als eine sehr probate Arznei zu empfehlen sein, um sich von ihrer Entnervtheit noch heilen zu lassen. — Doch, wir treten bescheiden zurück, indem wir vielleicht schon zu ausführlich gewesen sind im Ausdrucke unserer Freude und Dankbarkeit an den Dichter für die Eröffnung des Testamentes eines der herrlichsten Wesen. —

Wenn uns aber am Schlusse dieses merkwürdigen Romans, an dessen überraschenden Erfüllungen und immer neuen Fernblicken die spätesten Enkel sich noch erfreuen und orientiren werden, wenn uns an diesem Schlusse, der keiner ist, da die Wanderjahre in die endlose Perspektive der immer wieder Neues heraufwälzenden Zeit wie von selbst fortlaufen, jenes

schauerlich tiefsinnige Gedicht begegnet, in welchem der Dichter an der eigentlichen Stätte der Vergänglichkeit, der in Staub zerfallenden Tempel menschlicher Seelen doch noch eine Trümmer entdeckt, die noch ganz die Spuren des einst in ihr wohnenden gottbegeisterten Genius (der dieses Mal kein geringerer als Schiller ist) offenbart; so giebt dieser Schluß uns die Mahnung, daß es nur an uns liegt, wenn nicht auch wir den schaffenden Gott auf unserm Wandrerwege erkennen, wie er in diesem steten Wandel aller Materie, in der rastlosen Bewegung des Erdenstaubes und der Himmelssonnen immer Höheres auswirkt. Ihn in Ehrfurcht erkennen und lieben zu lehren, und damit der Menschheit den wahrhaften Fortschritt, die gesunde Rüstigkeit zuzuführen, die schon im Entsagen Seligkeit erntet, in den Mitwanderern, den socialen Genossen, Mitbewerber um das gleiche Ziel, in der Wanderung aber die Zuversicht hat, auch wirklich vorwärts zu gelangen, ist die große Aufgabe der Wanderjahre, und sie haben sie, ungeachtet der äußern Nichtvollendung, trefflich gelöst.

Wie sie jede Umgebung und jede Gegenwart weise benutzen, beider immerdar sich zu freuen lehren, so schärfen sie zugleich unsern Blick für die doppelte Ferne des Raumes und der Zeit, in denen sich alles Natur- und Geschichtsleben vollbringt, und worin wir einen stetigen Zusammenhang alles Seins und Geschehens auf's Untrüglichste gewahren, wenn wir uns nur einigermaßen auf derartige Beobachtungen verstehen.

Haben wir nun in der letzten Erörterung das Wesen der Wanderjahre in Betracht gezogen, so wollen auch wir jetzt unsere Beobachtung, wenn auch nur für einige Augenblicke, jenen beiden Fernen des Raumes und der Zeit in irdisch-geschichtlicher Beziehung zuwenden, und hier noch einige Bemerkungen uns erlauben über die Wanderjahre in Betreff des Auslandes und der Zukunft.

---

## VI. Die Wanderjahre und das Ausland.

Wenn wir selbst jetzt noch, nachdem wir uns in der Auseinandersetzung des Götheschen Romans eine solche Ausführlichkeit haben zu Schulden kommen lassen, eine Ueberschrift wie die obige wagen, deren sachgemäße Wichtigkeit eine besondere Darstellung erforderte, und künftig immer mehr erfordern wird, so geschieht dieses, weil wir dem Dringen des Gegenstandes ganz nicht auszuweichen vermögen. Dennoch werden wir uns damit begnügen, nur die nöthigsten Umrisse zu geben, nur in Betreff eines einzigen Werkes der ausländischen Literatur, da es eine gar zu über-

raschende Analogie mit den Wanderjahren bietet, werden wir unsre Skizze um einige Striche vollständiger zeichnen.

Die Fragen, welche in unserm Thema eigentlich liegen, ob die Götheschen Wanderjahre bereits ein Verhältniß zum Auslande haben und welches dieses ist, oder ob ein solches Verhältniß erst von der Zukunft abgewartet werden müsse, werden wir nach kurzer Hervorhebung dessen, was jetzt vorzugsweise Deutschland und wenigstens einen Theil des Auslandes beschäftigt, literarisch beantworten, denn die Wanderjahre sind ein Werk der Literatur. Da aber die Literatur ganz besonders mit der Cultur, mit der Civilisation zusammenhängt, indem sie der letzten den umfangreichsten und zwar einen bleibenden Ausdruck giebt, so werden hier nur diejenigen Länder von uns erwähnt werden, welche gegenwärtig in Europa oben an stehen in der literarischen Angelegenheit, wie in der Civilisation überhaupt. Diese Länder sind aber offenbar: England, Frankreich und Deutschland. Auch der Friedenskongreß, eine Erscheinung in unsern Tagen von großer Bedeutung, vorausgesetzt, daß die daran Betheiligten reine Zwecke verfolgen, welcher jüngst seine dritte Sitzung gehalten hat, ist europäischer Seits vorzüglich von England, Frankreich und Deutschland beschickt worden, was auch gar nicht unerwartet befunden werden kann, denn diese drei Länder bilden in der That, wie stark auch die Wögen der Ueberstürzung über zwei von ihnen in letzter Zeit drein schlugen, die feste Triarchie, worin die Zukunft und der Sieg der Intelligenz über rohe, revolutionäre Gewalten beschlossen liegt. Das aber, was diese Länder so durchaus in den Vordergrund drängt, das worin sie zwar lange noch nicht fertig, wohl jedoch unendlich zukunftsreich sind, ist das pädagogische, zumal aber das sociale Interesse, welches die Intelligenz dieser Länder schon lange beschäftigt, so daß sie auch gegenseitig, schon seit Rousseau's Emil, im Pädagogischen Einfluß auf einander geübt haben, obwohl in Frankreich das pädagogische Element freilich nur zu oft durch politische Extravaganzen verunreinigt worden ist, die es nie zu einer rechten Volkserziehung haben kommen lassen, während in England die Stagnation des kirchlichen Lebens und der Buchstabe des Gesetzes hemmend auf die Erziehung wirkten, während man dagegen in Deutschland fast zu viel erzogen, und darüber das öffentliche Leben, die politische Mündigkeit lange genug vernachlässigt hat. Dem allen scheint jetzt Abhülfe zu kommen durch den Geist der Geschichte, welcher wunderbar erfinderisch und unerschöpflich an neuen Geburten ist. Eine solche Neugeburt ist jedenfalls der Socialismus im wahren Sinne des Wortes, nicht in der Verdrehung und frivolen Ausbeutung moderner Selbstlinge. Der Socialismus ist und bleibt das Hauptthema der Gegenwart, das Verdienst der Zukunft, und es ist gar keine Frage, daß die sociale Wiedergeburt der Völker der Gegenstand ist, welcher gegenwärtig England, Frankreich und Deutsch-

land, in denen welche ihre Zeit verstehen und Scharfblick in die Zukunft genug haben, ganz besonders beschäftigt.

Aller Anfang ist indessen nicht bloß schwer, er ist oft auch chaotisch, excentrisch, titanenhaft, mehr tastend, als gestaltend, mehr schmerzvoll als erquicklich. Derjenige welcher unseres Erachtens zuerst gestaltende Kraft im Sinne der neuen Zeit besitzt, jedoch in die frühere noch ganz und gar, sogar bis in's Romantische, in's Antike, zurückgreift, oft sogar an seiner Zeit und sich selbst irre wird, so daß sich in ihm ein Schwanken, ein Gähren und Brausen, ja ein Toben und fast Verzweifeln furchtbar großartig kund giebt, der also recht im Wendepunkte zweier Zeitalter steht, des romantischen und des socialen, im Wendepunkte des Aristokratischen und des Nationalen, des Privaten und des Oeffentlichen, ist Lord Byron.

Nun läßt sich zwar schwerlich von einem einzelnen Byron'schen Dichtungswerke nachweisen, daß es entschieden den Charakter der socialen Lebensentwickelung an sich trage, eben so wenig daß es in irgend welcher Verwandtschaft mit den Götheschen Wanderjahren stehe, eben weil die Natur, die ganze Lebens- und Dichtungsweise des edeln Lords unstät, unversöhnlich, zwiespältig, zweigetheilt war zwischen Alt und Neu; wohl aber finden wir in seinen Produktionen, als Ausdruck jener Unversöhnlichkeit, ein völliges Ungenüge an den bisherigen Zuständen, und sehen wie auch sein Leben selbst demgemäß sich verläuft, wie er denn in Betreff seines Vaterlandes wirklich der Entsagende ist, in der Fremde als Wanderer von Ort zu Ort rastlos umirrt, so daß er darin allerdings dieß Uebergangswesen, dieses chaotische Zusammenbrechen einer alten und Werden der Neu-Zeit bis auf die Bethätigung an dem Freiheitskampfe eines unterdrückten Volkes repräsentirt, und in seinem Leben als Entsagender und Wanderer auch eine Beziehung auf das Thema der Götheschen Wanderjahre kund giebt.

Nach der Stärke daher mit welcher Göthe in den Wanderjahren seine Divination eines kommenden Zeitalters offenbart, hat es eine tiefe Bedeutung, daß gerade Byron einer seiner Lieblinge war, und daß er eben in dem Werke, welches wir schon früher unter seinen eigenen Hervorbringungen in Vergleich gezogen haben mit den Wanderjahren, nämlich im zweiten Faust jenem englischen Dichter ein so herrliches Requiem singt, und darin ebenfalls das Naturbestimmte, Unstäte, Stürmische der Dichter-Individualität desselben andeutet, wie wir in unserer Entwickelung dieses bei Gelegenheit des Felix und Euphorion mit Bezug auf Byron hervorgehoben haben. Selbst den tragischen Zug, der ganz auf die Gegenwart als Uebergangsperiode und auf ihre Opfer paßt, trotz ungeheurer Anläufe doch nichts dem Leben wahrhaft Ersprießliches, Ganzes erlangt zu haben, finden wir in jenem Requiem rührend, erschütternd für Deutsch-

land, zugleich mit der Erhebung, ausgedrückt, wenn es in den köstlichen Versen heißt:

„Doch du ranntest unaufhaltsam
Frei in's willenlose Netz,
So entzweitest du gewaltsam
Dich mit Sitte, mit Gesetz;
Doch zuletzt das höchste Sinnen
Gab dem reinen Muth Gewicht,
Wolltest Herrliches gewinnen,
Aber es gelang dir nicht.

Wem gelingt es? — Trübe Frage,
Der das Schicksal sich vermummt,
Wenn am unglückseligsten Tage
Blutend alles Volk verstummt.
Doch erfrischet neue Lieder,
Steht nicht länger tief gebeugt;
Denn der Boden zeugt sie wieder,
Wie von je er sie gezeugt."

II. Faust. Göth. W. B. 41, S. 244.

Was sonst England betrifft, so wäre, um etwas mit den Götheschen Wanderjahren in Vergleich zu Stellendes hier namhaft zu machen, wohl vorzüglich auf die Schriften von Robert Owen zu verweisen, der seinen Socialismus bekanntlich in der Colonie von New-Lanark zu verwirklichen suchte. — —

Wie steht es nun aber mit Frankreich? —

Hier finden wir allerdings einen Genius, den größten Geistern gleich zu achten (wenn man sich durch keine Prüderie und sonstige Engherzigkeit um die Gerechtigkeit des Urtheils bringen lassen will), welche je ein Jahrhundert erzeugt hat, es ist George Sand. Wir finden diesen Genius nicht bloß wie den Byronschen erst als Vorläufer einer neuen Zeit, nicht getheilt zwischen Einst und Jetzt, wir finden ihn vielmehr als den beredtesten, von dem heiligsten Feuer des Geistes für das Wohl aller Menschen durchdrungenen Sachwalter der Gegenwart mit ganzer, oft extravaganter Entschiedenheit dem Jetzigen und Kommenden zugekehrt. Es giebt wohl schwerlich unter den Lebenden einen Schriftsteller, in welchem das sociale Element eine solche Höhe der Begabung und wenigstens poetischen Ausführung erreicht hätte als George Sand, keinen in der französischen Literatur, welcher eine solche Fülle reiner Idealität mit solcher Anmuth der Form zu verbinden wüßte. Selbst der Tadel, den man über diese Schriftstellerin auszusprechen geneigt sein könnte, um

dem Lobe auch die Schattenpartie beizugeben, ist noch keineswegs berechtigt, weil wir ihr Leben bis dahin noch viel zu wenig kennen, weil man weiß, wie gerade die edelsten Menschen vom Leumund der Gewöhnlichkeit am meisten verlästert werden, weil George Sand überhaupt einen geheimnißvollen Hintergrund der Existenz hat, und Kämpfe, Wandelungen ihres innern Menschen verräth, die jedes Aburtheil niederschlagen, endlich weil sie selbst, und zwar in dem was sie des Specielleren bis dahin von sich bekannt hat, in einer so priesterlichen Weihe sich vernehmen läßt, die es außer Zweifel setzt, daß sie vom Ernste des Menschenlebens durchdrungen ist. So daß wir aus den angeführten Gründen — bis wir eines Anderen belehrt werden — alles das theils ablehnen, was ~~man~~ man ihr als Theilnahme an schlechter Emancipation des Weibes, welche allerdings verdammenswerth ist, zur Last gelegt hat, theils, wiefern es sich gegründet erwiese, einer früheren Periode zuschreiben, welche von ihr ganz und gar überwunden worden ist, wo denn der Fall eintritt, daß jeder redlich Kämpfende an sich selbst denkt, was er für Stufen hinter und unter sich hat. Hierher gehört denn wohl auch, bis auf weitere Aufklärung, der fast nachtheilige Einfluß, den ein Mann wie Lamennais zu Zeiten auf die Ideenentwickelung der ausgezeichneten Frau gehabt zu haben scheint, Lamennais der an Ideen-Reichthum unendlich hinter George Sand zurücksteht, Lamennais der viel zu herrschsüchtig in seinen Reformen und oft fanatisch im Sinne eines falschen Priesterthums ist, als daß wir ihn etwa als den Astronomen jener französischen Makarie, als den ihr beigegebenen Rathgeber, Gewissensrath gelten lassen dürften.

Genug, George Sand ist es, welche das sociale Zeitalter mit allem Ernste eines wahrhaften Besserwerdens, mit allem Ernste für Religion und Sittlichkeit, wenn auch auf dem Wege oft sehr schroffer und bedenklicher Erfindungen, mit einer Tiefe und Höhe philosophischen Reichthums, dichterischer Schönheit, mit einer Breite des positiven Wissens, einer Kenntniß des Lebens, Geschicklichkeit und Grazie der Darstellung vertritt, wie kaum einer noch unter den Lebenden.

Um so erfreulicher ist es für uns Deutsche, und ein Beweis wie im Pragmatismus der Geisterwelt ein ununterbrochener Faden durchgeht, daß wir in der langen Reihe der Produktionen dieser genialen Frau einem Werke begegnen, welches das selbstständige und doch überraschend zutreffende Analogon zu dem Göthe'schen Roman ist, der uns hier beschäftigt. Dieses Werk George Sand's ist der ebenfalls noch nicht beendete Roman: *Le Compagnon du Tour de France.* Die beiden Bände dieses bewunderungswürdigen Dichter-Produkts sind *die Wanderjahre der französischen Literatur.*

Welches Behagen, welche Freude und Erhebung würde unser größter Dichter genossen haben, wenn er George Sand's Entwickelung noch erlebt

hätte, wie er Byron zu erleben das Glück hatte, und wie er mit heiterer Anerkennung der neuesten Literatur Frankreichs vielfach zugewendet war. Treffen wir in dem Göthe'schen Romane doch auch sogar ein ergötzliches Vorbild zu George Sand, was ihre Verarbeitung des Thema's der Frauen-Emancipation angeht, ein Vorbild voll ächt französischer Liebenswürdigkeit, würdig des Landes so vieler Liebensabenteuer, in jener „wandernden Thörin," welche mit allerliebster Anmuth und Selbstständigkeit über das Urtheil der Welt sich hinwegsetzt, zu Fuße die Welt durchwandert, überall erscheint, wo zu erscheinen sie Lust hat, und keines andern Schutzes bedarf als des ihres eigenen Taktes, wie sie denn auch in der Darstellung alles dessen, was sie erzählt, Meisterin ist.

Ob nun George Sand bei Abfassung ihres Romans le compagnon die Göthe'schen Wanderjahre schon gekannt hat oder nicht (das erste ist wahrscheinlich), kurz, sie schuf in jenem trefflichen Werke etwas dem deutschen durchaus Verwandtes, wenn auch etwas völlig Originelles, Selbstständiges. So setzt sich alles im Leben fort, das Leben des schaffenden Gottes und das Schaffen des lebenden Künstlers, ähnlich und doch immer wieder anders, und wie wir mit Wilhelm in den Wanderjahren Göthe's gleich am Anfange noch einmal die heilige Familie finden in jenen sprechend lebenden Abbildern von Joseph und Marieen im Gebirge, und doch ganz wieder anders als die der Vorzeit, so finden wir in dem „Handwerksburschen" der Dudevant die Wanderjahre Göthe's wieder und doch wieder anders.

Es dürfte hier noch daran zu erinnern sein, daß es sich vor einiger Zeit verlauten ließ, George Sand habe in einem Schreiben an eine unserer genialsten Schriftstellerinnen mit höchster Anerkennung über das Göthe'sche Werk sich geäußert und dieselbe aufgefordert, Deutschland und die Welt auf das noch so wenig gekannte herrliche Produkt unseres Dichters des Näheren aufmerksam zu machen; sollte sie nicht auf diesen Vorschlag eingehen, so würde sie selbst die Lösung dieser Aufgabe übernehmen.

Wir wollen nun unsrerseits, wie wir den gewagten Versuch durchgeführt haben, die Göthe'schen Wanderjahre zu deuten, den neuen wagen, Einzelnheiten aus dem französischen Romane, wie sie sich uns schnell eben darbieten, mit solchen aus dem deutschen ihrer Analogie nach zusammenzustellen. Wir werden zu diesem Zweck die erforderlichen Citate zu weiter reichender Vergleichung, und weil die Analogie in dieser Weise um so schlagender hervortritt, nicht dem französischen Original entnehmen, sondern der Uebersetzung des Sand'schen Werkes: „Der französische Handwerksbursche. Von Georg Sand. Nach dem Französischen von Wilhelm Ludwig Wesché. Leipzig, Verlag von Chr. E. Kollmann" (zwei Bände), ohne, wir wiederholen es, damit mehr als eben unsre Ansicht und keineswegs etwas Erschöpfendes geben zu wollen.

Es ist bekannt, wie es mit Aehnlichkeiten geht. Wo der eine solche bemerkt, findet der andere sie oft nicht im Entferntesten, wie etwa bei menschlichen Physiognomieen. Uebrigens ist eine comparative Betrachtung beider Werke vorherrschend auch nur im Punkte des Socialen, als dem Hauptelemente des gegenwärtigen Zeitalters, durchzuführen, so jedoch daß einiges von dem hier geltend zu Machenden nicht bloß in die Wanderjahre sondern auch in die Lehrjahre Göthe's hineinreicht. —

Dahin gehört denn sogleich das Geheimwesen, gehören die geheimen Gesellschaften und ihre etwaige Ausdeutung, wie wir dem schon in der Vorrede der Sand zu ihrem Romane begegnen, und wie es sich auch aus den Lehrjahren Göthe's in die Wanderjahre hineinzieht. Das Geheime bildet hier den nothwendigen Gegensatz einer früheren Zeit zu der jetzigen als der einer zunehmenden Oeffentlichkeit, wenigstens unter den Völkern von überwiegender Civilisation in Europa, wie ja denn immer gerade aus dem Geheimnißvollen, nicht bloß Privaten, der Oeffentlichkeit der fruchtbarste Zuwachs zu Theil wird, was auch die Geschichte des Christenthums beweist. Brüten und schleichen allerdings im Geheimen auch die Dämonen des Bösen, so wohnt doch in ihm auch die Nemesis der Geschichte, weben in ihm die Mächte des Geisterreichs, welche die Menschheit, wenn sie vortreten, wieder um ein Bedeutendes vorwärts bringen.

In jenem Connex der beiden, hier in Betracht zu ziehenden Dichterwerke wird nun sogleich das Handwerk von überaus großer Wichtigkeit. Denken wir an die historische Entwickelung der Freimaurerei (wie der Name, die Abzeichen der Freimaurer schon an das Handwerk erinnern), denken wir an so viele ceremonielle Gebräuche der Handwerker, vergegenwärtigen wir uns, wie diese in Deutschland zur Zeit des Meistergesangs das Handwerk mit der Kunst zu verbinden sich bemühten, so kündigt sich hier ein nicht abzuläugnender Tiefsinn an, der gerade im socialen Zeitalter in neuer Metamorphose auch wieder an's Licht kommt, und was mehrfach in den Göthe'schen Lehr- und Wanderjahren wie in dem Werke der Sand anklingt. Das Handwerk als die gesunde, solide Mitte des Volkes hat einen festen, ja einen goldenen Boden, bewahrt aber auch in sich die Möglichkeit und sogar die Nothwendigkeit einer unendlichen Vervollkommnung, so daß auch dieser Uebergang des Handwerks in die Kunst, wie in den „Wanderjahren" so in dem Sand'schen „Handwerksburschen" an mehreren Stellen ausgesprochen wird. — Vor allem aber darin, daß das Handwerk die solide Mitte einer Nation ist, liegt die Möglichkeit einer organischen Ausgleichung und heitern Vereinigung aller Stände durch dasselbe.

Vieles von dem, was George Sand in der Vorrede von der Sitte, den Anordnungen, den „Verpflichtungen" in den einzelnen Handwerkerkreisen erzählt, erscheint uns so heimisch bekannt, daß wir es unserm

deutschen Handwerkerleben entnommen meinen, wie sich denn ein Theil dieses Handwerker-Comments sogar auch im deutschen Studententhum fortsetzt, wodurch überhaupt eine Seite bezeichnet wird, die wichtig ist, weil sie von dem Punkte ausgeht, in welchem das Handwerkerleben (zumal in der heiter-poetischen Zeit des Gesellenthums) in das Leben des Gelehrten und des künftigen Beamten hineinspielt, zum Beweise daß auch hier ein humaner Uebergang aller Stände in einander, um jeden in seiner Eigenthümlichkeit um so reiner zu erhalten, somit eine Wiedergeburt des ständischen Lebens leicht möglich wäre, und von dem socialen Weltalter auch verwirklicht werden wird. —

Wir haben es also in beiden Romanen bald von vorn herein mit dem Handwerke zu thun, wie dieses sich allmählich zur Kunst steigert und verfeinert, wenn wir uns in den Wanderjahren die Geschichte von Sankt Joseph dem Zweiten (1. B. S. 13) und in le compagnon die des Meisters Huguenin und seines trefflichen Sohnes vergegenwärtigen (I. 10). St. Joseph, der Sohn eines Böttichers, widmet sich dem edeln Tischler- ja Schnitzerhandwerke, und in seiner Betrachtung der heiligen Bilder in der Capelle regt sich in ihm sogar der Künstler. — Peter Huguenin wird auch Schreiner, wie sein Vater es ist, aber die große, besondere Geschicklichkeit erfordernde Arbeit, welche Vater und Sohn aufgetragen wird, nämlich die Wiederherstellung einer Capelle, steigert den Sinn des jungen Schreiners, der überhaupt nach hohen Dingen trachtet, zum Kunstsinne, sein Hantiren zur Thätigkeit des Künstlers. Dieß wird in beiden Romanen in den schönsten Modifikationen ausgeführt. Dort, bei Göthe, einstweilen episodisch, denn das Handwerk kommt erst, wie es mit der Kunst in Verwandschaft steht, in der pädagogischen Provinz, und wie es eine sociale Bedeutung hat, von dem Beginne des dritten Buches zur eigentlichen Darstellung. In dem Sand'schen Werke zieht sich dieses Element freilich durch den ganzen Roman, da es mit dem Thema völlig identisch ist.

Die erwähnte Capelle ist also in beiden Dichterwerken von Wichtigkeit, sie wird in beiden restaurirt und zwar von zwei Handwerkern. Sie erhebt sich in beiden Romanen später sogar zu einem sehr verhängnißvollen Thurme, welcher für das Schicksal Wilhelms wie Peters entscheidend wird; so der Thurm auf der Sternwarte des Astronomen (Wjahre 1. B. S. 180.), welcher Thurm die Welt des Unendlichen Wilhelmen zur Anschauung bringt, und jener Thurm auf dem Schlosse des Grafen von Villepreux (le comp. in d. Uebers. 1. B. S. 61), welcher Thurm mit seinen geheimnißvoll kostbar erfüllten Räumen, mit seinen Kupferstichen und Büchern in Petern die unendliche Welt des Geistes aufschließt. Wir könnten mit diesen beiden Thürmen noch jenen ebenfalls mysteriösen Thurm auf dem Schlosse Lotharios in Meisters

Lehrjahren (7tes Buch, S. 120) in Verbindung bringen, welcher Thurm ohne Zweifel ebenfalls einen ganz bestimmten Einfluß auf Wilhelms Schicksal übt. — Wie nun so in dem Göthe'schen und Sand'schen Romane das Handwerk zur Sprache kommt, wie es sich in idealer Geistesstimmung beider Werke vorwärts zur Kunst der Bildhauerei gestaltet, so wird es auch hier und dort bis auf die ehrwürdigen Ueberlieferungen des biblischen Alterthums zurückgeführt oder doch an damit zusammenhängende Sagen geknüpft, in den Wanderjahren an Herodes und Joseph, in le compagnon an den Salomonischen Tempelbau; auch der Name: Jakob begegnet uns hier. Endlich entsprechen die wiederholt in den Wanderjahren erwähnten „Bedingungen", denen sich jeder Wanderer zu unterwerfen hat, den „Verpflichtungen" der Gesellenschaft, von welchen in dem Sand'schen Romane mehrfach die Rede ist.

Wir werden aber am besten thun, zu weiterer Parallele beider Werke uns in den Anfang des dritten Buches der Wanderjahre zu versetzen, da hier bei Göthe das sociale Element zur Ausführung kommt. Wir können ja doch immer, wo es nöthig sein sollte, in die früheren Partieen und sogar in die Lehrjahre zurückblicken.

Wie das Handwerk in beiden Romanen nach der Seite der Kunst und der ganzen Strömung des Lebens hin auf dem angegeben Grunde fortgeführt wird, ersehen wir aus allem, es geschieht um Vorurtheile zurückzuschlagen, um die wirklichen Menschenrechte, gegenüber den eingebildeten, geltend zu machen, um die Stände einander zu nähern, um darzulegen, was in dem Volke für Kräfte, für edle Gesinnungen angelegt und ausgebildet sind, wie Niemand darben dürfte, wenn jeder Gesunde arbeiten wollte, wie durch Anerkennung der Eigenthümlichkeit und ihres Berufs ein gleichmäßigeres Verhältniß von Verbrauch und Erwerb, durch Tüchtigkeit in einem bestimmten Fache auf realem Boden, aber auch durch allgemeine Theilnahme an den Schätzen des Geistes, durch harmonische Ausgleichung der Unterschiede des Besitzes, wie Talent und Sittlichkeit diese herbeiführen, durch Ausgleichung von Arbeit und Feier, endlich durch ungehinderte Verbreitung der Menschen über die Erde ein größeres Wohlsein Aller erreicht werden könnte, und nach Gottes Willen auch erreicht werden soll.

Da mit jeder wahrhaften Analogie immer auch der Unterschied gegeben ist, gerade je selbstständiger die Ausführungen sind, so ist der Unterschied in beiden Romanen in der angedeuteten Beziehung dann der, daß Göthe in seinem Werke eine größere Weltweite ausdrücklich in Aussicht stellt, indem die Auswanderer für Amerika sich bestimmt haben, wogegen George Sand sich auf Frankreich beschränkt, ein Punkt der auch anderweitig von Wichtigkeit ist, und auf den wir noch einmal zu

sprechen kommen. Die ganze Herrlichkeit des Göthe'schen Romans geht in verschiedenen seiner Partieen auf den idealen Grund der Religion und auf die Unverdorbenheit des Naturlebens zurück, wie in der heiligen Novelle, wie in den drei Ehrfurchten, in Lenardo's Tagebuch, während George Sand die Schönheiten ihres Werkes aus den reizenden Contrasten der Gesellschaft, aus dem Gegensatze von bürgerlicher Einfachheit, dem Fleiße und der Harmlosigkeit des Handwerks mit der feinen Sitte, dem Glanze und der hohen Bildung, aber freilich auch der Intrigue der Aristokratie hervorlockt; so daß denn bei Sand auch mehr die Hindernisse hervorgehoben werden, auf welche das sociale Zeitalter noch stößt, und woran (so weit der Roman bis dahin ausgeführt worden) das Ganze zum Stillstande, wie Peter Huguenin zur Entsagung kommt, während bei Göthe die Wanderer, wie sie schon von vorn herein Entsagende sind, vorwärts gelangen, und, statt mit ihren Plänen zu stranden, sich heiter in die neue Welt einschiffen.

Das Alles schürzt sich nun bei Göthe in einen bestimmten Knoten zusammen, oder vielmehr es gelangt in dem „Bande" zu positiver Ausbreitung, während es bei George Sand aus der „Verpflichtung" der Gesellschaften oder noch richtiger aus dem Gesellenthum „der Wanderschaft durch Frankreich" (I. S. 171) hervorstrebt. Es schlingt sich in jenes „Band" wie in diese „Verpflichtung" in der Ausführung beider Werke, wie in dem Bemühen der Auftretenden nützlich zu sein, auch die Anmuth der idealsten Poesie hinein, und zwar bei Göthe in der reichsten Mannichfaltigkeit des Novellenspiels, bei George Sand in dem Aufzuge, nicht bloß in dem Einschlage, des Romans selbst, durch Abenteuer und Liebesintrigue hindurch, ja es erhebt sich das alles gleichmäßig bei beiden Dichtern zu einer Popularpoesie des höchsten Schwunges, zu einem Gesange, in den Handwerker Künstlern gleich einstimmen, und ihn wohl gar selbst gedichtet haben, so wenn bei Sand der Vaudois singt:

„Jadis sur le beau tour de France,
Je promenais mes pas errants."

Le comp. I. 146.

Oder bei Göthe:

„Bleiben, Gehen, Gehen, Bleiben,
Sei fortan dem Tücht'gen gleich," u. s. w.

Wjahre III. 162.

So entspricht auch die Rede Peters in der Sitzung der Gesellen vielfach den Reden Lenardo's und Odoardo's bis auf Einzelnheiten und völlig entgegengesetzte Gesichtspunkte. So wenn Peter sagt, um mit Odoardo in den Wanderjahren für das Bleiben zu werben und den Geist der Duldsamkeit zu verbreiten: „Begehen wir nicht eine große Ungerechtigkeit, wenn wir zu gleich uns arbeitsamen und dürftigen

Menschen sagen: diese Stadt vermag uns nicht alle zu fassen, und uns nach dem Behagen unseres Stolzes oder unseres Ehrgeizes leben zu lassen; losen wir darum, oder besser, versuchen wir unsere Kräfte; mögen die geschicktesten siegen, und die Besiegten barfuß auf dem peinlichen Lebenspfade dahin wandern, um sich einen unfruchtbaren Winkel zu suchen, wohin es unser Stolz nicht der Mühe werth hält, sie zu verfolgen? Wollt Ihr sagen, daß die Erde groß genug sei, und es überall Arbeit gäbe? Ja, es giebt überall Raum und Hülfsquellen für die Menschen, welche sich einander gegenseitig unterstützen. Es giebt keinen Raum und keine Hülfsquellen, nein, das Weltall ist nicht groß genug für Menschen, die sich absondern, und in kleine, feindselige und eifersüchtige Gruppen zerstreuen wollen."

Wogegen es bei Göthe aus dem entgegengesetzten Gesichtspunkte heißt:

„Bleibe nicht am Boden heften,
Frisch gewagt und frisch hinaus,
Kopf und Arm mit heitern Kräften
Ueberall sind sie zu Haus:
Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jede Sorgen los:
Daß wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so groß."

Wie bemerkt, das Gegentheil in einem gewissen Sinne gehört auch zur Analogie, und begründet die Sicherheit ihres Reichthums, so zwar daß gewöhnlich in solchem Falle auch leicht ein Austausch der Gesichtspunkte stattfindet. So würde Peter, hätte er duldsamere Gegner, gerade wie Göthe auf die Größe der Welt als ausreichend hinweisen, und hätte Lenardo (Wjahre III, 129) unter andern Umständen gesprochen, wie etwa Odoardo, so würde er das Bleiben, das Vaterland, die trauliche Enge eines Weltwinkels verherrlicht haben.

Wenn wir in der meisterhaften Schilderung der Gesellensitzungen bei George Sand diesen Mutterwitz, diese leichte Anstelligkeit, diese Gewandtheit im Sprechen und Organisiren an den schlichten Handwerkern bewundern, und nun bei Göthe am Anfange des dritten Buchs ähnliche Situationen, wenn auch in einer prophetischen Perspektive verkürzt, finden; so wollen wir Deutsche uns darüber freuen, daß Göthe lange vor Sand auch hierin richtig in die deutsche Zukunft geblickt hat, indem wirklich in den Handwerker-Associationen auf deutschem Boden, und zwar in unsern Tagen, ähnliches wie dort zur Erscheinung gekommen ist. — Uebrigens könnten wir auch zu jenen, freilich in's Wilde und Tolle überspringenden Raufereien und Kämpfen auf Tod und Leben in der Herberge (le comp. I. S. 245 u. f.) ein

kleines Seitenstück in den Wanderjahren nachweisen, in der Novelle: „die gefährliche Wette" (III. 114 u. 15), wie denn unser deutsches Gesellen- und Studentenleben, besonders in etwas früherer Zeit, ähnliche Scenen in Menge aufzuzeigen hat, gleichsam als das noch in einander gährende und tobende Chaos einer Zeit, die einer größeren Civilisation der Gesellschaft auch unter Handwerkern und Musensöhnen vorausgeht.

Wie Göthe durch die ganze Erziehung in der pädagogischen Provinz auf den Sturz der Vorurtheile, auf gegenseitige Anerkennung der Stände dadurch hinarbeitet, daß er die Jugend sachtüchtig und vielseitig gebildet zugleich macht, und dadurch, wie später in der Organisation des „Bandes", weit über die alten Gilden und Innungen hinausdringt, so erkennen wir in le comp. (I, 160 u. f.) ähnliche Bestrebungen, wenn auch zunächst nur für das Handwerk. Hier finden wir bei George Sand den gesunden Kern des Socialismus der Gegenwart, wir finden auch bei ihr den Sturz des alten Gildenwesens, sogenannter Gerechtsamen, Privilegien, aller in's Willkürliche hinauslaufenden Partikularitäten des Mittelalters, die Ankündigung sogar (was bei einer Französin viel sagen will), wenn auch etwas zwischen den Zeilen, einer Humanität und großen Association unter den Völkern (163 u. an andern Orten).

Bemerkten wir oben bei Nachweisung des Auseinandergehens beider Romane, daß George Sand in ihrer Entwickelung nicht eigentlich über Frankreich hinausstrebe, so hat sie, wie es scheint, über das Mißliche solcher Einengung sehr wohl ein Bewußtsein, und wird nur durch das herrschende Gesetz zu solcher Schranke noch bestimmt. Solches legt sie so dar, daß sie mehrfach auf das Tyrannisirende jener „Verpflichtungen" hindeutet. Der Unterschied beider Romane in Betreff des Socialen ist dann der, daß das „Band" der Wanderjahre die Gesellschaft zwar bindet aber auch befreit, und in der Entlassung in alle Welt doch zusammenhält, während die „Verpflichtung der Freiheit" in le compagnon ihre Mitglieder nur begünstigt, um sie zu beherrschen, nur befreit, um sie zu fesseln; so daß dort wahrer Weltbürgersinn, wie er dem Deutschen auch in der That eigen ist, hier Nationalegoismus die natürliche Folge sein muß, innerhalb dessen doch so viel Zwiespalt angetroffen wird, wie wir es in diesen Gesellen-Associationen des Sand-schen Romans sehen. Es wirkt um so sinnreicher, daß „der Freund des Risses" (Peter) der Freund und Verkündiger der Eintracht ist (219). Wo denn George Sand sogleich auf den St. Simonismus einlenkt.

Wir finden in dem „französischen Handwerksburschen", in diesen Gestalten aus dem Volke, dieselbe Treuherzigkeit, nur durch den nation-

alen Grundunterschied nüancirt, wie in den „Wanderjahren". Das bräutliche Verhältniß zwischen der Savinienne und dem Korinther würde in dem Susannens zu Lenardo'n sein Seitenstück haben; so Meister Lacrête und Vater Huguenin bei George Sand, in dem gleich trefflichen Garnboten und Schirrfasser bei Göthe. Im Weiteren wird denn auch bei Sand (I, 231 u. f.) das Christenthum, wie fern es im Glauben des Volks wurzelt, in der lieblichsten Weise uns vorgeführt, ähnlich wie bei Göthe in Lenardo's Tagebuche. Die Bibel gehört ihrem Geist und ihrer Sprache nach dem Volke, selbst im katholischen Lande, ob man sie ihm hier auch nicht gestattete, darum spricht das Volk in der Sprache der Bibel.

Nun müssen wir uns aber vor allem den Hauptheldeu beider Romane zuwenden, dem Wilhelm der „Wanderjahre" und dem Peter des „Handwerksburschen". Obwohl jeder von ihnen anders ist, so haben sie doch in mehrfacher Beziehung auch eine auffallende Aehnlichkeit; wir müssen unsre Behauptung bis auf die Lehrjahre erstrecken. Peter ist eben so recht eigentlich der Bürgerliche, wie Wilhelm es ist, und zwar so daß ihn sein Naturell eben so vom Handwerke zu höheren Beschäftigungen, ja zum Idealismus fortdrängt, aber auch zum Umgange mit den höheren Ständen der Gesellschaft, mit dem Adel in Verbindung bringt, wie es Wilhelmen, dem Kaufmannssohne und Kaufmanne selbst, ebenfalls begegnet. Die zwischen durch laufenden Unterschiede werden auch hier wieder durch die Abweichung des Volksthümlichen, durch den Unterschied der Zeiten, durch ein gewisses Beruhen auf sich in Peter, und das Bedürfniß der Hingebung an Andre in Wilhelm, motivirt. Hier ist die Steigerung im Verhältniß der Lehrjahre zu den Wanderjahren wohl zu beachten. Jene haben schon vieles von Vorurtheilen in Deutschland weggearbeitet, so daß die Wanderjahre schon eine freiere Bahn vorfinden, und in ihren Forderungen noch weiter gehen. Doch — wir wenden uns wieder Wilhelmen und Petern zu.

Das Gefühl der Menschenwürde, der Geist ist es in beiden, wodurch trotz aller Beengtheit bürgerlicher Verhältnisse, dem Adel gegenüber, das Bewußtsein der Ebenbürtigkeit mit diesem in beiden entsteht, und frisch der neuen Zeit entgegenwächst. Was Peter'n zu statten kommt, und was er vor Wilhelmen im Leben voraus hat, ist, daß er schon von vorn herein den festen Boden des Handwerks unter seinen Füßen fühlt, wogegen Wilhelm lange schwankt, Versuche macht, bis er erst später in der Chirurgie eine ähnliche Festigkeit im Realen gewinnt.

Hier nehmen wir mit einigen Worten denn auch gleich den Felix der Wanderjahre mit. Er findet sein Gegenbild im Isidor des Handwerksburschen, freilich bis zur Carikatur und Parodie des Ernstes und zwar in das Burlesk-Komische verändert. In der That, dieser Isidor

ist ein in's Stark-Komische verwandelter Felix-Euphorion. Was in Felix die Naturbestimmtheit, das Dämonisch-Zügellose ist, das ist in Isidor die ländliche Rohheit, das Selbstische, die Rücksichtslosigkeit gegen alle Sitte; was in Felix die Wißbegierde, aber auch der Schönheitssinn, die früh erwachende Leidenschaft der Liebe ist, das ist in Isidor die Neugierde, die Eitelkeit, der Neid, die Eifersucht, die Ungeberdigkeit geschlechtlicher Triebe; wie den Sohn Wilhelms das wilde Naturfeuer, die stürmische Hast, mit der er alles betreibt, wiederholt in jenen fast tragischen Sturz hinunterreißt, der sein frühes Ende fürchten läßt, so reißt den Sohn des Intendanten die Eitelkeit, die wilde Hast der Gefallsucht, vor einer hohen Dame sein Pferd courbettiren zu lassen, in den höchst ergötzlichen Sturz, der seine fernere Laufbahn andeutet, um im Urtheile gesetzter Menschen stets tiefer zu sinken. Diese Unterschiedenheit in der Analogie, im Punkte des Ungestümen, in Beiden faßt sich gar artig in folgenden Stellen beider Romane zusammen. So wenn es im ersten Buche der Wanderjahre, S. 104, von Felix heißt: „Auf dem Rückwege brachte ein unerwarteter Schlag die Gesellschaft in einige Gemüthsbewegung. Hersilie sagte zu dem neben ihr reitenden Felix: „sieh dort, was mögen das für Blumen sein? sie decken die ganze Sommerseite des Hügels, ich hab' sie noch nie gesehen. Sogleich regte Felix sein Pferd an, sprengte auf die Stelle los und war im Zurückkommen mit einem ganzen Büschel blühender Kronen, die er von weitem schüttelte, als er auf einmal mit dem Pferde verschwand. Er war in einen Graben gestürzt. Sogleich lös'ten sich zwei Reiter von der Gesellschaft ab nach dem Punkte hinsprengend." So auch am Ende, drittes Buch, S. 235, die auch schon früher citirten Worte: „Ganz oben, auf dem schroffsten Rande einer solchen Steile, wo sonst der Leinpfad mochte hergegangen sein, sah der Freund einen jungen Mann herantraben, gut gebaut von kräftiger Gestalt. Kaum aber wollte man ihn schärfer in's Auge fassen als der dort überhangende Rasen losbricht und jener Unglückliche jählings, Pferd über Mann unter, in's Wasser stürzt. Hier war nicht Zeit zu denken wie und warum, die Schiffer fuhren pfeilschnell dem Strudel zu und hatten im Augenblick die schöne Beute gefaßt." — Und in le comp. I., S. 98: „Der Wagen erreichte auch den Abhang, und fuhr im Schritt hinauf. Der Graf richtete an den Schlag gebeugt einige Fragen an seinen Intendanten: das war für Isidor der Augenblick, um an der Seite der ihn gerade betrachtenden Damen zu glänzen. Der immer noch sehr ärgerliche Beauceron unterstützte, ohne es zu wollen, die Absichten seines Herrn, indem er die großen Augen rollte und mit einer fürchterlichen Miene den Kopf einzog. Aber ein unerwarteter Zufall verwandelte auf eine sehr verhängnißvolle Weise den Stolz des Reiters in Zorn

und in Verwirrung. Der im Stalle durch seinen Herrn geschlagene Beauceron, der nicht wußte, wem er die Schuld beimessen sollte, hatte den Grauschimmel, eine alte, ziemlich ruhige Stute gebissen, die sich jetzt zu dritt an dem Reisewagen vorgespannt befand. Der Grauschimmel fühlte kaum den Beauceron vorüber und herüber kommen, als sein Groll erwachte. Er schleuderte ihm Hufschläge zu, die der Klepper erwiedern wollte; Isidor schnitt den Streit ab, indem er seinem Gaule unbesonnener Weise kräftige Peitschenhiebe versetzte; der erbitterte Beauceron bäumte sich so wüthend, daß der Reiter gezwungen wurde, sich an den Mähnen fest zu klammern; der über die Zerstreutheit des Grauschimmels unwillige Postillon versetzte ihm einen Peitschenhieb, welcher den Beauceron traf, dieser verlor die Geduld, und durch die Seitensprünge, durch das wiederholte Ausschlagen wurde der tapfere Isidor aus dem Sattel geworfen, und verschwand im Staube. — Das hatte ich erwartet! sagte der Graf mit seiner unerschütterlichen Ruhe." —

Doch — indem wir auf's Neue zu Peter im „Handwerksburschen" zurückkehren, machen wir, zu unserm nicht geringen Erstaunen, in seiner Nähe auch eine Bekanntschaft, die uns auf's Lebhafteste an Freund Jarno (Montan) zunächst in den Lehrjahren erinnert. Der Mann, den wir meinen, im Besitze feinster, weltmännischer Urbanität, vielseitigster Kenntnisse, mit einer Art durch Persönlichkeit unwiderstehlich zu fesseln, mit dem Hange zu beherrschen, tritt an Peter (I., 260) ganz ähnlich heran, wie einst Jarno Wilhelmen zum ersten Male sich näherte. Jener Fremde besitzt eine seltene Gabe, auch das Verborgenste zu erforschen und selbst doch verborgen zu bleiben; er weiß die Sprache nach allen Gegenständen, welche die Unterhaltung bringen mag, eigenthümlich zu stimmen, und spricht sie mit einer Wahl, einem Glanze, der den Mann verräth, der eben Welt kennt und Welt hat. Es ist ein Glück, daß Peter ihm vorsichtig Rede zu stehen weiß, ja ihm imponirt, wie denn Wilhelm ebenfalls, ungeachtet aller Bescheidenheit und Neigung von Andern anzunehmen, sowohl Jarno'n wie später Montan gegenüber sich geltend zu machen vermag. Jener merkwürdige Mann des französischen Romans wird uns als der Fremde, als ein Handlungsreisender, im Weiteren unter dem Namen Achilles Lefort aufgeführt. Die spätere Umgebung Lefort's (I., 267), die auf eine geheime Verbindung deutet, gemahnt uns wieder an den Thurm in Lothario's Schlosse und an die Männer, zu deren Gesellschaft Jarno gehört. Auch setzt sich jene Bekanntschaft für Peter ähnlich folgenreich fort, wie diese für Wilhelm bis in die Wanderjahre hinein.

Aber noch andere Einzelzüge bieten sich dar, um den Achilles Lefort der Sand mit dem Jarno Montan Göthe's in Vergleich zu stellen. Die Kälte, die Glätte, die Liebe zu Verstandes-Maximen verbinden sich

in Beiden mit einer feinen Proselytenmacherei, mit einer überaus beredten Weise, für ihre Zwecke zu werben. Wenn es demgemäß in le comp. I., 316 heißt: „Herr Achilles Lefort, der vorgebliche Handlungsreisende, in der Wirklichkeit Mitglied des Werbungs-Ausschusses für den Carbonarismus;" so heißt es in den Lehrjahren Buch III., S. 316: „Er sah nun in Jarno nichts als den Werber; die Umarmung des fremden Officiers war ihm leicht erklärlich." — Auch Jarno Montan trägt sich wie Achilles Lefort ewig mit neuen Projekten, Reformvorschlägen, mit Weltverbesserungsplänen. Wenn der Jarno der Lehrjahre, wie er den Montan der Wanderjahre als Sonderling bereits vorbereitet, seiner Stellung und seinem Wesen nach allerdings zur Aristokratie gehört, so steht er als Edelmann doch so zwischen dem Volk und dem Fürsten, daß sein Interesse gewiß meist ein ganz anderes ist, als das seines Fürsten. Wenn dagegen Lefort, ungeachtet er etwas Cavalierartiges, Weltmännisches hat, zu den Bürgerlichen gezählt werden muß, wie er in der Gesellschaft nun einmal placirt erscheint, so steht doch auch er als Bürger so zwischen dem Volk und dem Adel, daß er in seiner Wirksamkeit weniger an das Volk als an sich selbst, und höchstens an den engsten Ausschuß der Seinigen denken wird. Vergl. le comp. II., S. 205—11. —

Wie der Adel Frankreichs, und zwar die Elite dieses Adels, in dem Sand'schen Romane, in der Familie des Grafen von Villepreux mit Meisterzügen geschildert wird, so müssen wir die entsprechenden Darstellungen bei Göthe mehr in den Lehr- als in den Wanderjahren suchen, wo sie sich denn auch vollauf finden, in dem Grafen, in der Gräfin, in dem Baron, wie in der Baronesse auf dem Schlosse, dann aber vor allem in Lothario'n und Natalie'n. In den Wanderjahren ist durch die Lehrjahre das Vorurtheil der Stände gegen einander durch Bildung bereits so sehr überwunden, daß wir uns schon viel entschiedener auf dem rein socialen Boden befinden als in dem Sand'schen Werke, da, wie wir bereits andeuteten, im letzten noch weit mehr Kampf um eine solche Errungenschaft stattfindet als in den Wanderjahren. In diesem Roman würde das Seitenstück zum Adel in le comp. etwa die Novelle: der Mann von 50 Jahren liefern. Sonst haben beide, Göthe wie Sand, in den angezogenen Werken, die gleiche Gerechtigkeit, die gleich treffliche Kunst, die liebenswürdige Seite der edelsten Aristokratie uns vorzuführen, sie uns in aller Anmuth des Auftretens, aber auch in aller Gediegenheit geistiger Bildung nahe zu bringen. Welch' heller, überlegener Weltverstand, welch' reines Menschenherz, wie viel eigenthümlicher Geist giebt sich in dem Grafen von Villepreux kund, Eigenschaften, zu denen in seiner Tochter Yseult noch die ganze Größe, Höhe und vorurtheillose Humanität einer idealen

Seele hinzukommen. Bei Göthe dürfen wir in den beiden Meister nach dem Entsprechenden nicht lange suchen. Aber es bleibt, eben der Gerechtigkeit wegen, auch der Mangel nicht aus, wie er jedem Stande anhaftet, wie wir es bei Göthe in den Lehrjahren im Grafen und dem Baron antreffen, dem gegenüber bei Sand gegen das Ende des Romans nun doch, trotz aller Bildung und Menschenliebe, trotz alles Wohlwollens für Peter von Seiten des Grafen, das plötzlich in diesem durchbrechende Vorurtheil seines Standes sich ausspricht, was sich schon in einer gewissen arrière — pensée seines Benehmens zu erkennen giebt.

Auch in all' dem erscheint Peter oft ähnlich wie Wilhelm der hohen Herrschaft gegenüber, nur daß — weil bei Göthe der sociale Boden schon gewonnen wird — die Kluft zwischen dem Kaufmannssohne (noch dazu von einer so bedeutenden Bildung) und dem Adel schon an sich nicht so groß sein kann, wie die zwischen dem Schreiner und der gräflichen Familie, und daß Peter einem tragischen Erfahren entgegen geht und am Ende (wenigstens des zweiten Bandes, so weit der Roman bis jetzt vorliegt,) entsagen muß, während Wilhelm, schon früher der Entsagende unter Entsagenden, die Eroberung eines so herrlichen Wesens wie Nataliens macht, und nicht bloß der „Gesellschaft", dem „Bande" gehört, sondern auch in den Adel hineinheirathet.

So könnten wir auch nach der Seite des Volks hin die Verwandtschaft und doch Unterschiedenheit beider Werke nachweisen, wie z. B. wo bei Sand jene herrliche Savinienne, eine „Frau des Volks" auf dem Gute des Grafen anlangt, wo sie auf Gräfin Yseult trifft, woselbst es heißt: „Indem sie den um den Park laufenden Weg, auf welchem Peter zuweilen ankam, mit den Augen erforschte, sah Fräulein von Villepreux eine Frau von ziemlich hohem Wuchse, die mit vielem Anstande und Adel in ihren ländlichen Kleidern ging, daher kommen. Sie trug einen Rock von braunem baumwollenen Zeuge und einen Mantel von blauer Wolle, der ihr den Kopf ungefähr auf die Weise einhüllte, wie die Florentinischen Maler ihre Bilder der Jungfrau darstellen. Die regelmäßige Schönheit und der ernste und reine Ausdruck dieser Frau gaben ihr eine überraschende Aehnlichkeit mit jenen göttlichen Köpfen aus der Schule Raphaels. Sie führte einen Esel, auf welchem ein schönes Kind mit goldigen Haaren, wie sie in eine wollene Bekleidung gehüllt, und die Beine in einen Korb hängend, saß. Yseult wurde von dieser, an die Flucht nach Aegypten erinnernden Gruppe überrascht, und sie blieb stehen, um dieses lebende Bild, dem nur ein Heilgenschein fehlte, zu betrachten." Le comp. II., S. 354, 55. — In einer anders gruppirten Weise heißt es bei Göthe in den Wanderjahren, in jenem Abschnitte der heiligen

Novelle, welcher ausdrücklich: „Die Flucht nach Aegypten" überschrieben ist: „Wilhelm sah aufwärts und, hatten ihn die Kinder in Verwunderung gesetzt, so erfüllte ihn das, was ihm jetzt zu Augen kam, mit Erstaunen. Ein derber, tüchtiger, nicht allzugroßer junger Mann, leicht geschürzt, von brauner Haut und schwarzen Haaren, trat kräftig und sorgfältig den Feldweg herab, indem er hinter sich einen Esel führte, der erst sein wohlgenährtes und wohlgeputztes Haupt zeigte, dann aber, die schöne Last, die er trug, sehen ließ. Ein sanftes, liebenswürdiges Weib saß auf einem großen, wohlbeschlagenen Sattel; in einem blauen Mantel, der sie umgab, hielt sie ein Wochenkind, das sie an ihre Brust drückte und mit unbeschreiblicher Lieblichkeit betrachtete. Dem Führer ging's wie den Kindern: er stutzte einen Augenblick, als er Wilhelmen erblickte. Das Thier verzögerte seinen Schritt aber der Abstieg war zu jäh, die Vorüberziehenden konnten nicht anhalten und Wilhelm sah sie mit Verwunderung hinter der vorstehenden Felswand verschwinden". Und etwas später eben daselbst: „Auch hatte die Mutter, als er sie näher betrachtete, unter dem blauen Mantel ein röthliches, zartgefärbtes Unterkleid, so daß unser Freund die Flucht nach Aegypten, die er so oft gemalt gesehen, mit Verwunderung hier vor seinen Augen wirklich finden mußte". Vergl. Göthe's Wjahre I, S. 5, 6 u. 7. —

Hier sieht man in der erfreulichsten Weise, zwei Genien bei einer vielfach ähnlichen Darstellung oder doch Anschauung freundlich zusammentreffen, und doch gleich erfinderisch, gleich selbstständig verfahren, als hätte Göthe in seinem prophetischen Buch auch jene Scene der nach ihm kommenden Sand schon vorausgesehen und vorgebildet, um auch darin die Zukunft zu treffen, und als hätte George Sand es sich nicht nehmen lassen wollen, auch ihrerseits das Heiter-Moderne an das Ehrwürdig-Alte, das Sociale an die tiefsinnige Ueberlieferung der heiligen Schrift anzuknüpfen. Es könnten uns beide Stellen in ihrer Abweichung und Analogie wie ein sinnreiches Anagramm der Dichtkunst erscheinen, wie zwei kunstvoll musivische Bilder deren jedes, indem die Theilchen sich anders fügen, zu anderen Figurationen zusammentritt, so jedoch daß hier ein verwandter Schöpfer-Geist auch verwandte Formen und Züge hervorruft.

Wie in beiden Werken, in den „Wanderjahren" wie in dem „französischen Handwerksburschen", Gegenwart und Zukunft zur Darstellung kommen, bei Göthe schon durch gewonnene Bildung zu ruhiger Klarheit herangereift, und doch erst recht im Werden begriffen und doch voll Schönheit, Tiefe und Erhebung zu den höchsten Ideen, voll prophetischer Weisheit und Wahrheit; bei George Sand ein Durcheinandergähren, im chaotischen Brausen der socialen Elemente, des Volks und des Adels, dann aber auch in der Parteiung des Volks selbst, im Kampfe der Rohheit mit

der Bildung, des Vorurtheils mit der Humanität, der Leidenschaft mit der Vernunft, endlich in der Annäherung hervorragender Gestalten an die höheren Kreise der Gesellschaft, ja in der Aufnahme in dieselben, und doch wieder in der theilweisen Dissonanz zu tragischer Entsagung für den Helden und das alles zugleich voll Anmuth, Gestalt und Idealität; so sind beide Werke auch darin von höchster Wichtigkeit, daß sie dem Handwerke eine solche Bedeutung geben, daß sie es in Berührung mit höherer Bildung bringen, daß sie das Wohl Aller im Auge haben, und daß sie dieses Wohl vor allem auf dem Wege einer gleichmäßigeren aber auch gesteigerten Civilisation gewinnen zu können überzeugt sind.

Die tiefsten, ergiebigsten Probleme, in Betreff der Arbeit, des Besitzes, der wahren Menschenrechte und eines gotteswürdigen Zustandes auf Erden, die ja ein Reich Gottes, also ein Reich der Vollkommenheit und nicht der Mittelmäßigkeit, oder bloßer Vergeudungen und Nothbehelfe werden soll, sind für den, der nur Einsicht und Wohlwollen für Alle genug hat, über beide Romane wie ausgesäet, und wir finden hier sogar mehr als bloße Probleme, wir finden die ideenvollsten Ausführungen zum Besserwerden. Die Natur soll unter die gerechte Herrschaft der Intelligenz kommen, die Geschichte vor allem soll es freilich nicht minder. Die Natur soll aber kein bloßer Nutzgarten sein, wie sie selbst das lange noch nicht einmal ganz ist, sie soll ein wiedergewonnenes Eden werden. Es ist in der That christlich genommen durchaus unwahr, Eden oder vielmehr den Himmel immer und ewig in das bloße Jenseits zu versetzen. Denn: das Himmelreich ist nahe herbeikommen, und: zu uns komme Dein Reich! Aus solchen Gesichtspunkten treffen denn auch in oben schon angeführten Stellen die „Wanderjahre" und der „Handwerksbursche" zusammen, wenn es bei Göthe lautet: „Bleibe nicht am Boden heften; — Daß wir uns in ihr zerstreuen, darum ist die Welt so groß". Und wenn Peter bei George Sand ausruft: „Ja, es giebt überall Raum und Hülfsquellen für die Menschen, welche sich einander gegenseitig unterstützen". Freilich aber durch Arbeit und Feier, diese ewigen Pulsschläge des socialen Lebens, sollen sie sich unterstützen, und in dieser Unterstützung eine große Gemeinde auf Erden bilden.

Man ersieht ferner aus der Darstellung beider Romane, daß kein Stand, keine Thätigkeit, wie dem Realen, dem Materiellen hingegeben sie sein mag, ohne Sinn und Beruf für das Geistige, Ideale ist, wie solches die Flachheit, die der derben Sinnlichkeit aus Trägheit und thierischer Genußsucht hingegebene Classe selbstsüchtiger Menschen, die Classe der Halbbildung so oft behauptet. Das Göttliche, oder sagen wir richtiger: das Gottesbewußtsein beseligt, und erfüllt mit Liebe und entflammt zu immer neuer Liebe. —

In beiden Romanen giebt es sich genugsam zu erkennen, daß deren

Verfasser einen Cultus auf Erden bezwecken, in dem Alle mit oder wider Willen thätig sein sollen. (Fata volentem ducunt, nolentem trahunt). So daß sie auch beide mit dem was sie geben, mehr wollen, als für die leidige Unterhaltung der Lesecirkel sorgen; vielmehr wollen sie durch die Arbeit des Nachdenkens, der Vertiefung erst erheben, vielmehr sind sie sich bewußt, eine göttliche Mission mit diesen Darstellungen zu vollbringen. Zwar wissen sie, daß jener Cultus schon jetzt auf Erden vor sich geht, aber er soll ununterbrochener vor sich gehen, er soll endlich frei werden von jenen wilden Einbrüchen der Rohheit und bloß physischer Gewalten, welche alles durch die Cultur bereits Gewonnene wieder auf's Spiel setzen, und die Menschheit möglicher Weise wieder auf den Anfang der Arbeit zurückbringen. Der höhere Mensch — dieß setzen beide Werke auseinander — verträgt sich sehr wohl mit der Wirklichkeit, auch mit dem Nützlichkeitsprincip, und es ist gerade Ueberspanntheit nicht daran glauben. Aber der höhere Mensch will freilich mehr als bloß Mittel und Zweck, er will beides in Einem, er will das Rechte, Wahre, Gute, Schöne ihrer selbst wegen ausüben. Die christliche Religion — und beide Romane unterschreiben es — hat aber einen schöneren Ausdruck für das eben Gesagte gefunden, indem sie lehrt: alles aus Liebe zu Gott. Dann offenbart sich auch in der niedrigsten Hantirung (wie solches auch der schwärmerische Fourierismus in seiner Weise erkennt) der Idealmensch, die Knospe, die das Geistige verhüllt, springt auch in dem niedrigsten Arbeiter, das Blatt und die Blüthe sind da, und ist das für die Mehrzahl erlebt, so ist jener Frühling gekommen und aufgebrochen, welcher der Menschheit und Gottheit würdige Früchte verheißt, und die Erde zu einer andern, als sie jetzt ist, macht. Doch dieses führt uns schon in den nächsten Abschnitt hinüber, indem wir nur noch folgendes nachträglich bemerken.

Außer dem Werke der George Sand: le compagnon du tour de France, welches der eigentliche Pendant zu den Götheschen Wanderjahren ist, sind hier auch alle Schriften, die von Saint-Simon und Charles Fourier verfaßt worden, oder von deren Schulen ausgegangen sind, wiefern sie überhaupt eine tiefere Bedeutung haben, wohl zu erwägen. Göthe hat in seinem erstaunenswerthen Werke auch die gehaltvollsten Momente des Simonismus und Fourierismus, welche damals in Deutschland entweder noch gar nicht bekannt, oder überhaupt noch gar nicht hervorgetreten waren, vorausgesehen. Es ist nicht zu läugnen, daß jene beiden Systeme, wie fanatisch sie auch in der Anlage, vollends im Ausbaue sind, doch eine Fülle von Idealität und einen Scharfsinn im Organisiren darbieten, welche auf die französische Literatur veredelnd gewirkt haben, und welche jene Systeme als höchst

wichtige Erscheinungen auf dem Felde der neueren Cultur bezeichnen. Es ist sehr zu bedauern, daß diese Werke und Vorschläge durch die ihnen schon durch ihre Schöpfer einverleibte Exaltation um den unbedingt praktischen Werth sich gebracht haben, welchen sie ohne solche Verirrungen haben müßten.

Betrachten wir jetzt noch

## VII. Die Wanderjahre und die Zukunft.

Haben wir in dem Vorhergehenden das Göthesche Dichterwerk uns in seiner Beziehung auf die Ferne des Raums, nämlich auf das Ausland, vorgeführt, wie solcher Bezug in jenem selbst dadurch gegeben ist, daß sich in ihm dem Auslande Verwandtes theils dargestellt, theils in prophetischer Verkürzung zusammengedrängt findet, so werden wir jetzt die Beziehung desselben Romans auf die Ferne der Zeit, auf die Zukunft, mit einigem uns vergegenwärtigen.

Hier werden wir uns vor allem der Kürze zu befleißigen haben, denn hat schon der Prophet überhaupt einen mißlichen Stand, indem man ihm wenig Glauben schenkt, so dürfte es erst recht mißlich sein, über ein prophetisches Buch, wie die Wanderjahre es sind, selbst wieder prophetisch zu werden. Göthe sogar hat es erfahren müssen, daß der Prophet als Prophet in seinem Lande nicht viel gilt. Kein Werk dieses Dichters ist mehr angegriffen, in seinem unendlichen Werthe kleinlicher behandelt worden als eben die Wanderjahre. Es ist das Merkwürdige dabei, daß man sich, ich weiß nicht aus welcher wunderlichen Laune der menschlichen Natur, den Propheten seines Landes doch noch eher gefallen läßt, wenn er Unerquickliches, Jammervolles voraussagt, als wenn er voll Zuversicht, wie öde und traurig seine Gegenwart auch sei, in die Zukunft blickt, und deutlich voraussieht, daß Gott und nicht der Teufel in der Geschichte siegen werde. Diese Voraussicht hat Göthe durchaus. Hat man ihm dieselbe doch auch an seinem Faust verdacht, und nun gar die treffliche Ausführung im zweiten Theile mit beispielloser Gedankenunfähigkeit vielfach bemäkelt. Göthe ist Optimist im umfassendsten Sinne des Wortes, und ist dieses in seinem Glauben an die Vernunft, an die menschliche Würde, zumal aber in seinem Glauben an Gott. Da nun bei vielen Modernen dieses heilige Credo theils Aberglaube, theils Unglaube geworden, so ist darin vielleicht der Grund zu suchen, daß man der Prophetie der Wander=

jahre so wenig Glauben geschenkt und sie fabelhaft, ja verworren befunden hat. Erst als es sich schlagend bewähren sollte, daß seit der Veröffentlichung der Wanderjahre vieles von dem eingetroffen ist, was in ihnen verzeichnet steht; erst als man sich davon überzeugte, daß Göthe weder auf Nichts die Zukunft basire, noch sie aus Nichts voraussage, sondern daß er den Wegen Gottes und der Vernunft in der Natur und in der Geschichte nachgehe, daß er die Bildung aller Zeiten zusammennehme und daraus weiter schließe und gestalte, seit dem erst ist man denn doch von verschiedenen Seiten auf den sibyllinischen Schatz aufmerksam geworden, welcher in den Wanderjahren niedergelegt ist.

In welcher Art lassen sich nun aber aus diesem Roman Schlüsse auf die Zukunft machen? oder vielmehr, was bieten die Wanderjahre dar, um das Wie der Zukunft einigermaßen zu bestimmen?

Wir haben gesehen, daß Göthe in seinem Werke von keiner andern Macht ein Vorwärtsrücken der Menschheit und ein Besserwerden für Alle erwartet als von der Macht des Geistes. Daher eben ist Göthe so gleichgültig gegen alle bloß materiellen Gewalten und Hebel, gegen die Macht des physisch Stärkeren; aber er ist nicht bloß gegen die physische Macht, als bloße Körperlichkeit, gleichgültig, auch die strategische Macht, mit wie vielem Behagen und Spannung des Geistes er auch einer Campagne in Frankreich beiwohnt und sie beschreibt, und die Feldherrngröße bis auf die ungeheure Produktivität in Napoleon anerkennt, sie genügt ihm nicht, er sieht darin immer nur einen Aufschub des eigentlichen Zwecks der Geschichte; er will vielmehr die Bildung, die Bildung im Ideellen und Reellen, nach allen Seiten hin so fortrücken sehen, daß daraus die Sicherheit des Menschengeschlechts gegen die Gewalten der Rohheit und Willkür sich von selbst ergiebt, aber auch ein positives Resultat, das Wohlsein der Menschheit durch erworbenen Besitz, gewonnen wird.

Nun will der Verfasser der Wanderjahre die durch Arbeit und den Kampf der Jahrhunderte bereits erlangte Errungenschaft der Cultur auf zwei Wegen gefördert sehen, auf dem pädagogischen und socialen. Das Pädagogium, wie Göthe es construirt, erzieht den Menschen schon in das Sociale hinein und zwar aus einem bestimmten, wenn auch im Keim noch verschlossenen Princip, denn, indem das Pädagogium auf der Grundlage der Religion, d. h. der drei Ehrfurchten, den Menschen erzieht, wie er nun auch vor sich selbst Ehrfurcht gewinnt (diese Ehrfurcht ist jenes Princip), erhält es den Menschen von früh auf in der Gemeinschaft mit Andern, einer Gemeinschaft zu der er hier sogar aus der Einsamkeit und dem Studium erstarkt. Denn die Künstler bilden einsam nur für die Gemeinschaft, um später sogar in der Gemeinschaft, durch sie potenzirt,

zu bilden. So erzieht Göthe den Zögling zu dem Bewußtsein, zu der Gewißheit, daß das Individuum in der Verbindung mit Andern nicht aufhört Individuum zu sein, sondern an Individualität, an Eigenthümlichkeit noch gewinnt, indem es andere Eigenthümlichkeit kennen lernt, sie sich zu Nutz und Erhebung dienen läßt. So entsteht in der aller Orten organisirten Gemeinschaft das, durch den Geist vieler Individuen potenzirte Individuum. So gilt es nicht bloß mehr von der Kirche, sondern auch vom Staate (denn das Reich Gottes soll ja in jeder Hinsicht kommen), daß wo zwei oder drei versammelt sind, sie im Namen Gottes und aus dem Rechte Gottes versammelt sind, so lange nicht etwa nachgewiesen werden kann, daß sie unheiligen Geistes sich versammelt haben. In jenem Rechte liegt das nie aufzuhebende, immer nur zu überwachende Recht der Association. In diesem Sinne wird das sociale Leben der Zukunft die Kirche und den Staat nicht gefährden sondern sichern, nicht untergraben sondern noch ausgebreiteter organisiren, denn es gilt in diesem Socialismus nicht jenes abstrakte und in der Abstraktion allerdings gefährliche und fanatische Losungswort: Freiheit und Gleichheit, sondern es gilt eine Freiheit, die aus der Entsagung, d. h. aus der Zucht und Ehrfurcht vor dem Gesetz hervorgeht, und eine Gleichheit, die darin Unterschiedenheit ist, daß sie die Eigenthümlichkeit des Individuums in Jedem anerkennt, und es daher auch zu keinem Nivellement, sondern zu einer immer reicheren Individualisirung der Gesellschaft bringt.

Mit solcher Anerkennung der Würde des Individuums — in welchem der Geist Gottes der Würdenverleiher ist, der sich in keinem Menschen wiederholt, worauf denn die Eigenthümlichkeit und Einzigkeit eines Jeden beruht, welche das Pädagogium zum Bewußtsein und zum rechten Maß zu bringen hat — würde denn auch das Recht und das Maß seiner Gedankenäußerung zur Anerkennung gebracht. Hier beginnt die Sphäre der L i t e r a t u r, welche die Wanderjahre, da sie ein literarisches Werk sind, unmittelbar durch sich selbst repräsentiren. Aus der Literatur aber hat sich das öffentliche Leben, da das mündliche Wort zu schnell vorübergeht, oft auch zu unüberlegt ausgesprochen wird, zu unterrichten. Da die Literatur in dem Worte, dieser reichsten und klarsten Form des Gedankens, ihren Ausdruck findet, so ist sie auch vorzugsweise dazu berufen, die Rechte der Wissenschaft, der Kunst, der Religion, aber auch die der Oeffentlichkeit überhaupt zu vertreten und zu vertheidigen.

Die Wanderjahre Göthe's, als ein religiöses, pädagogisch-sociales und literarisches Werk zugleich, werden sich nach dem, was sie in ihrer organischen Verbindung mit den Lehrjahren bereits geleistet haben, besonders was die Annäherung der Stände zu einander und die geistige

Armirung des Individuums durch das Individuum betrifft, immer mehr in der Zukunft geltend machen. Aus den Wanderjahren entspringt auch die Wiedergeburt des Staats durch die Kirche, durch die Kunst, die Literatur und die Association, die der Staat als selbstständige Sphären anerkennen, aber sich auch selbst mit deren Geiste durchdringen, wie seinerseits auf sie wieder wirken wird. Wir meinen hier jene Kirche, wie sie sich aus der Religion der drei Ehrfurchten ergiebt, und meinen jene Kunst, wie sie in der Stadt der bildenden Künstler zur Ausübung gelangt, und meinen jene Literatur, deren schaffender Geist mit einem so geschärften, schriftstellerischen Gewissen, so künstlerisch und sicher zu verfahren vermag, wie die Ausübung aller Kunst in eben jener Stadt der Künstler uns erklärt worden ist, endlich meinen wir jene Association, wie sie in dem dritten Buche unsers Romans vielfach zur Sprache kommt.

Ob auch wohl nur diejenige Kirche, als erscheinende und nicht als unsichtbare, nicht bloß in heiterer Toleranz, sondern auch in liebevoller Umfassung aller in ihr sich bildenden Differenzen, irgendwo schon existirt, welche sich aus der Lessing'schen Erziehung des Menschengeschlechts ideell vor uns aufbaut? oder derjenige Staat, welcher, gerecht und milde zugleich, sich folgerichtig aus den Briefen Schiller's über ästhetische Erziehung des Menschen constituirt? — Und wenn beide in der Erscheinung schon existirten, obwohl sie in ihr noch nicht vorhanden sind, so wäre von diesen Instituten doch noch ein beträchtlicher Weg bis zur Kirche und dem Staate der Wanderjahre. Und doch wird auch dieser Weg zurückgelegt werden. Denn die Kirche und der Staat der Zukunft werden auch auf das Gutachten des Genius, auf die ewigen Muster seiner Schöpfungen lauschen, um sie zu verwirklichen, denn auch diese sind Gottesoffenbarungen.

Es giebt freilich auch eine all' dem entgegen arbeitende Tendenz in unsern Tagen, die sich anmaßt, oder vielmehr es bloß vorgiebt, sociale Zwecke zu haben, eine Tendenz, in der die Gegenwart bei einem Raffinement und einer Frivolität sonder Gleichen angekommen ist. Diese Tendenz steht im Widerspruche gegen die Humanität, auf welche sie sich so gerne beruft. Sie steht aber auch im Widerspruche gegen allen wahren Socialismus, denn dieser arbeitet auf die Anerkennung der Völker vom Vaterlande aus, auf die Benutzung der Gesammtkraft in jener großen Verbrüderung Aller hin, welche auch das Christenthum lehrt, während jene in der kleinlichsten Parteiung stecken bleibt, und auf die Entzweiung der Menschen unter einander hinlenkt, um von solcher Entzweiung selbstische Vortheile zu ziehen. Jene Tendenz offenbart sich in dem Hohne gegen alle bisherige Cultur, in dem Wahne, daß die Civilisation erst von jetzt, von dieser destruktiven Kritik ab, beginne.

Da wird mit dem Heiligsten, dem Ursprünglichsten in zersetzender Weise der Anfang gemacht. Alle Religion — die Kirche ohnehin — soll entweder überhaupt bloßer Aberglaube sein, oder doch künftig nur auf Selbstanbetung beruhen. Das Christenthum, diese Institution, welche vor allem den Blick auf das Universelle richten lehrt, soll sich überlebt haben! Dieses wird sogar, und jetzt ganz besonders von Deutschen behauptet, welche mit ihrem sonstigen Sinn für universelle Bildung vorzugsweise dazu berufen sind, das Christenthum tiefer auszulegen und weiter zu verbreiten. Dem folgen die ähnlich schamlosen Bestrebungen in Betreff des Staates und der Literatur. Hier ist und bleibt das Ausland, sobald es nur der Opposition huldigt, die Parole des Tages. Alle Grade der Verirrungen, alle Scheußlichkeiten des Umsturzes werden hier gut geheißen, und wo möglich dem Auslande nachgemacht. Es soll die Menschheit in ihrem bisherigen Bestehen, nach jener Tendenz, erst auf Null, d. h. auf den ehrfurchtslosen Glauben bloß an sich selbst, zurückgesetzt werden. Wo hier die Stärke und Weite eines Bandes erreicht werden sollen, welches die Menschheit, welches Erde und Himmel umfaßt, das ist gar nicht abzusehen. Auch zerreißt jene sociale Thätigkeit, wie sie sich aus der Einzelnheit des Individuums willkürlich hervorspinnt, schon in der Partei, die zeitig genug wieder als Fraktion in Zwietracht auseinander stiebt. Freilich müssen wir der Wahrheit gemäß behaupten, daß hier oft keine Partei vor der andern etwas voraus hat; die rechte Seite, das Centrum machen in diesem bloß vorgegebenen socialen Processe in ihrer Art es ebenso wie die linke.

Nun geht — was die Opposition betrifft — durch die Göthe'schen Wanderjahre, wie es von einem ausgezeichneten Manne auch bereits hervorgehoben worden ist, allerdings ein Zug, der das Bisherige keineswegs unbedingt gelten läßt, aber es ist ein schöpferischer Zug, der nicht mit Nichts anfängt, sondern der in allen Zonen und Nationen, bis auf jedes Individuum herunter, die ganze Errungenschaft der Bildung anerkennt und sich zu Gute kommen läßt, um dieses Besitzthum weiter zu cultiviren, damit es Allen zu Gute komme. Aus solcher Ehrfurcht vor der Ueberlieferung schlingt sich denn auch nach der vorausgegangenen, pädagogischen Grundlegung ein „Band" hervor, welches mit einer kleinen Gesellschaft von Handwerkern und Männern der eigentlichen Intelligenz beginnt, von der Lage eines vereinsamten Schlosses, von einem Thurme aus, über Welttheile, über alle Stände und Völker sich zu verbreiten bereits im Begriff ist. Daher eben heißt es aus Jarno's Munde in den Lehrjahren: „Aus unserm alten Thurm soll eine Societät ausgehen, die sich in alle Theile der Welt ausbreiten, in die man aus jedem Theile der Welt eintreten kann. Wir assecuriren uns unter einander unsere Existenz."

Wir sehen hier sogleich wieder jenen Unterschied, wie er in dem Franzosen und im Deutschen nach dem Typus ihrer Nationalität und Sitte angelegt ist, zum Vorschein kommen, einen Unterschied über den selbst George Sand in ihrem Roman noch nicht hinausgehen darf, wenigstens dem Thema gemäß nicht (obwohl sie in den Grundideen längst darüber hinaus ist), da sie eben den französischen Handwerksburschen darstellen will. Die deutschen Wanderjahre dagegen greifen in ihrem socialen Theil sogleich in jene, unsrer Nation angestammte und ihren Handwerkern auch wieder zu gewährende Freizügigkeit in alle Länder der Erde ein, indem sie einen Theil der Wanderer nach Amerika fortführen. Das Band der Cultur soll alle Stände verbinden, vom Handwerker bis zum Intelligenten, es soll aber auch über den ganzen Planeten geschlungen werden. Der französische Handwerker beschränkt seine Wanderung auf Frankreich, er wird von dem höheren Stande anfangs an sich gezogen, später wieder (mit Ausnahme von Yseult welche die Zukunft ahnt und liebt), abgestoßen. Der deutsche Handwerker beschränkt sich in seinen Wanderungen nicht auf Deutschland, sondern erstreckt sich auf das Ausland, auf alle Welttheile der Erde. Er gelangt aber auch schon vielfach mit den höheren Ständen zur Eintracht. Daher schließt sich ihm auf seiner Wanderung, nach den Göthe'schen Wanderjahren, auch die Classe der Intelligenz an, wie es in der That die neueste Zeit schon bewährt hat. Man findet den deutschen Arbeiter und Intelligenten, vom Künstler bis zum Gelehrten, in der alten und neuen Welt, in allen Ländern der Erde, theils angesiedelt, theils einstweilen sich aufhaltend und überall beliebt. Die Wanderungen deutscher Handwerker und Männer des Geistes sind bereits Auswanderungen eines Theils der Nation geworden. Dieß deutet mit unserm Roman auf die wahre große Zukunft unserer Nation hin, welche den Samen der zuverlässigen Arbeitskraft und den des Geistes über die ganze Erde verbreiten soll und verbreiten wird. Schon hören wir nicht bloß von dem Wohlergehen deutscher Ansiedler, wiefern sie Handarbeiter sind, wir hören auch von dem Wohlsein deutscher Arbeiter mit dem Geiste, von der Verbreitung sogar deutscher Literatur in der westlichen Hemisphäre.

Aber die Wanderjahre streben, bei dem richtigsten Prophetenblick, nicht eine Entvölkerung Deutschlands an. Sie leiten nur die Uebervölkerung ab, sie eröffnen der Besitzlosigkeit und Concurrenz neue Felder und Bahnen in andern Gegenden der Erde. Daß sie das Vaterland eben so liebevoll im Auge haben und bedenken, beweist Odoard neben Lenardo. Ein Theil der Verbundenen bleibt zurück und ist eben so emsig. Aber auch die Association der Zurück-

bleibenden ist bereits Wirklichkeit und Gegenwart geworden, wenn wir die vielfachen Associationen der Handwerker und aller Stände uns vergegenwärtigen, welche die letzten Jahre, wenn auch neben vielem Unholden, uns gebracht haben. An diesem Unholden, welches jene untergrabende, oben bezeichnete, frivole Tendenz uns leider bereitete, ist der Socialismus einstweilen zur Unterbrechung gekommen. Sein Name sogar ist verrufen. Sehr mit Unrecht im Allgemeinen, nicht ohne seine Schuld im Besondern und Einzelnen. Er hat durch gewisse Frevel das Verhängniß verdient, welches über ihn hereingebrochen ist. Es wird solches Verhängniß ihn zur sittlich-religiösen Wiedergeburt bringen, und verjüngt zu unwiderstehlicher Lebenskraft wird er wieder auferstehen. Er wird sich von jenen durch und durch selbstischen Parteigängern und Wühlern reinigen, und neben der deutschen Einheit eine Weite der Weltwirksamkeit antreten, durch welche er das Band der Cultur um alle Völker schlingt, und jene Mächte des Geistes in Bewegung setzt, welche stärker sind als die Gewalten der bloßen Materie.

Wir haben absichtlich an mehreren Orten unserer Entwickelung darauf hingewiesen, daß Göthe kein besonderes Interesse für den Krieg in der Geschichte hatte, für den Kampf mit den materiellen Gewalten, um ein desto wärmeres für das Wohl der Menschheit, für ihre Erziehung, für den edleren, gehaltvolleren Theil der Geschichte zu haben. Göthe war sogar in der Literatur kein besonderer Freund jener Polemik, welche vom Persönlichen aus, in das Persönliche fortgeht, und nur der Leidenschaft, der Eitelkeit dient, ohne mit den geführten Waffen etwas Dauerndes, Positives zu erreichen. So sehr war Göthe ein Feind des Krieges. Göthe wußte sehr wohl, daß sich aller Geschichts- wie Natur-Proceß in der Reibung von Gegensätzen verläuft, durch welche ein Drittes erreicht wird. Aber wie er in dem Naturproceß überall das Gesetzmäßige, das Weise erkannte, und durch denselben stets eine Erscheinung von Belang, einen erreichten, wohlthuenden Zweck, ein wirkliches, heilsames Objekt herausgefördert sah; so forderte er auch von den Reibungen der Geschichte Gesetzmäßigkeit, Weisheit und Erfolg, wie jenes Wohlwollen für Alle, welches Wohlsein herbeiführt. Göthe scheint uns mit seinem Widerwillen gegen die bloße Anfeindung, gegen die Auflehnung und Kriegführung sagen zu wollen: sehet zu, was bei einer solchen Thätigkeit auf die Länge herauskommt; ob nicht in jedem Kampfe mit materiellen Gewalten und Mitteln, aus Leidenschaft und Eitelkeit mit Leidenschaft und Eitelkeit, die Barbarei, die Grausamkeit Platz behält, und sich nun wieder auf lange hin der Menschheit bemächtigt. — Wie Göthe ein Feind des bloß Massenhaften, Unförmlichen, Unorganisirten war, um ein desto innigerer

Freund der organisirten, durchgeisteten Leiblichkeit zu sein, und wie er überall mit den Alten die wahre Gesundheit und Vollendung in der Ineinsbildung des Seelischen und Leiblichen erkannte; so wollte er auch Erziehung durch erhöhete und rastlos fortgeführte Cultur, alle Rohheit, diesen dunkeln Hintergrund alles Bösen im Menschen, und allen Kampf aus Haß ein für alle Mal besiegt wissen.

Wie viele Vorwürfe ihm aus so überlegenen Ansichten erwachsen sind, er hat dennoch richtig gesehen, und wir Jetzigen namentlich müssen mit ihm uns fragen, was denn auch neuerdings wieder aus dem Zusammenstoß materieller Gewalten, aus jenem Zurückversetzen der Menschen in den Todtschlag wenn auch oft aus Pflicht, was aus der Antastung und Vernichtung der Cultur und des Lebens, auf dem Wege von Revolutionen und Kriegen, für die Bildung unmittelbar des Positiven herausgekommen sei. Wie man in neuerer Zeit der Anerkennung auch der Leiblichkeit durch den Geist wieder ihr Recht hat zu Theil werden lassen, und sich losgemacht hat von der Schwärmerei für eine abstrakte Idealität; so hat dieselbe Zeit doch auch nach der entgegengesetzten Seite hin eine großartige Erscheinung hervorgerufen (der wir schon einmal gedacht haben), welche von einer bestimmten Association aus den Kampf mit materiellen Gewalten verwirft, weil nichts als Unheil daraus hervorgeht, und Göthe ist also auch hierin der glücklichste Prophet gewesen.

Jene Friedensgesellschaft, zusammengesetzt aus Repräsentanten aller civilisirten Nationen, wird jetzt ähnlich angefeindet, wie die einst angefeindet worden sind und dennoch gesiegt haben, welche auch dem Leibe sein Recht zuwenden wollten. Die Friedensgesellschaft befindet sich ganz auf der Mission der Götheschen Wanderjahre. Sie will, wenn wir ihre Absichten richtig verstanden haben, den Geist in seine Rechte einsetzen, sie will die Arbeit des Friedens, die härter, schwerer, entsagungsvoller aber auch sicherer, fruchtbringender, beseligender ist als die des Krieges. Wahrlich, es thäten uns noch andre solcher Conferenzen und Congresse der Cultur noth!

Die Wanderjahre Göthe's arbeiten auf eine Zeit hin, und werden sie herbeiführen helfen, welche den Cultus der Erziehung und Gesellung für's Leben zu einem allgemeinen macht, auf eine Zeit, welche durch Arbeit und Feier, und deren umgestaltete, zweckmäßige Vertheilung ein allgemeineres Wohlsein herbeiführt, einen Zustand, im fortgehenden Processe der Cultur, der da beweist, daß die Geschichte einen Zweck, ein letztes Ergebniß hat, und nicht in jenem wahnwitzigen oder gar teuflischen Schaukelspiel besteht von der rechten zur linken Seite, vom Vorwärts zum Rückwärts und wieder umgekehrt. Beim Schaukelspiel bloßer Extreme der Leidenschaft und des Gelüstes kommt nichts heraus als eine trübe, öde Mittelmäßigkeit.

Der organisirte Cultus der Arbeit und Feier wird das große Erbe der Zukunft sein nach Maßgabe und zu Gunsten einer jeden Eigenthümlichkeit, ein Erbe welches in den deutschen Wanderjahren wie nirgend anders angelegt ist. Das Einerlei stumpft ab. Der Mensch wird künftig kein bloßes Lastthier der Arbeit sein, kein Quietist einer träumerischen und doch eigentlich gedankenlosen Feier. Geist und Leib müssen mit einander und für einander arbeiten, um das Reich Gottes zu erobern. Die Extreme von Armuth und Reichthum erzeugen auf beiden Seiten die gleichen oder doch ähnliche Ungeheuer der Verwilderung; dort Aberglauben hier Unglauben, dort Rohheit hier Frivolität, dort Stumpfheit hier Blasirtheit, dort Stupidität hier Bornirtheit, dort Unbildung hier Verbildung, dort unwürdige Arbeit hier unwürdige Feier. Die Arbeit des menschlichen Thieres, die Arbeit der ohne Ende Verdammten in den Zuchthäusern, in den Festungen, dieses lebenslängliche Gefängnißwesen, die Arbeit der Duelle, der Mordgewehre, der Schafotte soll und wird aufhören. Diese Arbeiten führen oft nichts anderes herbei als die Ausarbeitung des Infernalen, des Diabolischen. Wo bleibt da Gottes Ebenbild, das aus jeder Entstellung und Verschüttung verdient wiederhergestellt und ausgegraben zu werden?! Aber auch die Feier des raffinirten, gedankenlosen Genusses, die Feier des so beliebten modernen Flanirens, die Feier des Schwelgens und Prassens, um die Lebenssattheit und Verzweifelung wenigstens für Augenblicke im Taumel solcher Orgien los zu werden, und so auch die letzten noch erregbaren Nerven zu verlieren, soll und wird aufhören.

Die Geschichte der großen Erfindungen und Entdeckungen, an denen die neue und neueste Zeit so unendlich reich sind, arbeitet der Menschheit vor, und läßt die Zukunft deutlich erblicken. Eine solche Erfindung, eine Schöpfung voll unerschöpflichen Reichthums zum Wohle der Menschheit sind auch Göthes Wanderjahre. Aber sind auch die Erfindungen mehr nach außen gerichtet, das Maschinenwesen, Eisenbahn und Dampfschiff deuten darauf hin, daß das Zeitalter gekommen ist, welches den Menschen los machen will von einem Joche, worin er wie ein Thier arbeitet. Das Maschinenwesen ist, vom Geiste des Dampfes getrieben, in einer solchen Vollkommenheit in die Geschichte getreten, auf daß der Mensch aufhöre, selbst Maschine oder bloß Rad oder gar nur Zahn im Rade zu sein, und auf daß er als bewußtvoller Geist wirke, wie er seinem Ursprunge nach Geist ist. Diese Zeit, diese Zukunft ist die Zukunft der Wanderjahre.

---

# VIII. Schluß.

Hat es je, unter den Deutschen nicht bloß, sondern unter den Völkern der Erde, einen Mann gegeben, der sich auf Arbeit und Feier in rastloser Werdelust und in unendlicher Ruhe zugleich verstand, so ist es Göthe gewesen. Göthe war so gesund, so heiter in seinem Streben, so beruhigt in seinem Gewissen, weil er in jeder Gegenwart für die Zukunft des morgenden Tages und des Jahrhunderts wirkte, und darüber auch nie vergaß, der Vergangenheit den Dank zu zollen. Göthe war frei von jedem krankhaften Streben in ein phantastisches Jenseits, aber er lebte stets für das doppelte Jenseits der Zeit und des Raumes. Zumal dieses Jenseits der Zeit, nämlich die Zukunft, ist, wie wir gesehen haben, das Ziel der Wanderjahre, um es durch Vorausblick, aber auch durch thatsächlichen Fortschritt zu erreichen. Darum eben sind die Wanderjahre ein prophetisches Buch. Und nun auch das Streben in die Zukunft des Raumes drückt uns das Leben wie Sterben Göthe's aus (das letzte seiner Worte war: „Mehr Licht!"), jene Sehnsucht, ungeachtet aller Genüge am Gegenwärtigen, zu immer neuer Sphäre der Ferne vorzudringen. Daher eben jenes rührende, inhaltschwere Gedicht, welches wir zum Motto für dieses Buch gewählt haben, das letzte Gedicht welches Göthe gedichtet hat, welches man zu einem Rondeau, zu einer Paraphrase des Menschenlebens, wenn es ein gotteswürdiges sein soll, verarbeiten könnte.

Fortwährend hatte Göthe im Laufe des Tages mit Objekten zu hantiren, ob es solche der Natur oder der Religion, der Kunst, der Wissenschaft, des praktischen Lebens sein mochten. Stets war, in jeder Tages- und Jahreszeit, sein Leben eingetheilt, und irgend welcher Arbeit gewidmet. Sogar wenn die Ereignisse der politischen Welt ihn bekümmerten, sogar wenn die Theuersten um ihn her wegstarben, war die Arbeit seine Zuflucht, und dennoch hatte sein Gemüth zu viel edle Schwingung, seine Dichterphantasie eine zu stetige Elasticität, als daß er nicht bei all' solcher Thätigkeit und Benutzung jedes Augenblicks gleichzeitig die Sehnsucht nach der Ferne gefühlt haben sollte. Aus Deutschlands trüben und kalten Gauen lockte ihn das helle und warme Italien mit seinen herrlichen Landschaften nicht bloß, vor allem mit seinen, in der Antike immer noch fortlebenden, seligen Göttern. Und gewiß hatte sein Sehnen auch hier immer noch keine Grenze gefunden, denn Griechenland, in dem die schönen Menschen, die schönen Statuen, die seligen Götter

doch eigentlich zu Hause sind, hatte er noch nicht gesehen, wie er es auch nie sehen sollte; darum: „Und wenn mich am Tag die Ferne Blauer Berge sehnlich zieht."

Aber wie er es in den Wanderjahren, wie wir gelesen haben, auf Makariens Besitzthum von dem Astronomen und Angelen uns erzählt, daß sie so rastlos lebten, um auch selbst in der Nacht mit dem Geiste und Leibe noch wach zu sein, und, theils die Natur beobachtend, theils anderen Menschen mit Rath und That beistehend, außergewöhnliche Pflichten zu erfüllen, gleichermaßen galt es von ihm, denn wir wissen aus Göthe's Leben, daß es ihm oft keine Ruhe ließ, daß er in der Nacht siderische Vorgänge oft spürte, daß ein gewisses dämonisches Etwas um eine gewisse Zeit der Nacht ihm oft den Schlaf brach, an's Fenster ihn zog, damit er die Herrlichkeit eines Gestirns oder einer ganzen Constellation mit Entzücken schaue. Solch' Schauen meint er, wenn er singt: „Nachts das Uebermaß der Sterne Prächtig mir zu Häupten glüht."

Wer so im Geiste wach, auch im Schlafe noch wach ist — denn es giebt auch einen unwürdigen, einen thierischen oder gar unsittlichen Schlaf —; wer so die Arbeiten ohne Ende gewahr wird, welche des einzelnen Menschen wie der Menschheit harren, und während der Arbeit und nach der Arbeit die Seligkeit kennt, also die Arbeit und die Feier, der wird den Menschen als solchen selig preisen, der so von der Gottheit auch schon hienieden gestellt ist; er wird ihn nicht als einen Vereinsamten, immer noch Verstoßenen, Verdammten, sondern als einen bezeichnen, mit dem der Segen Gottes ist, als einen der in der Gemeinschaft mit Gott steht, welche auch durch Arbeit eine stets innigere werden soll. Und wenn von weichlichen Gemüthern, von Kopfhängern, Müssiggängern, Verdrossenen gesagt worden ist, die Erde sei ein Jammerthal, und es sei unter den Menschen so viel Elend und Verderbniß, daß jeder bedauert werden müsse, der in diese irdische Welt hinein geboren werde; so finden wir in Göthe immerdar einen ganz andern Sinn ausgeprägt, den des klaren, behaglichen Um-sich-Schauens, um sich überall zu orientiren, überall sich und andre zu fördern, überall Herr über die Hemmnisse, Künstler am widerspenstigen Weltstoffe zu werden; so daß Göthe von einer solchen Fülle von Orientirungsgabe, Tapferkeit, Schöpfungslust, Gewandtheit, Werdelust durchdrungen ist, daß er, statt zu klagen, der Gottheit dankt, daß sie den Menschen zu solchem Dasein berufen habe. Denn wenn Wohlsein im höchsten, umfassendsten Sinne besser ist als Nichtsein, so ist das Dasein der Weg, um zum höchsten Gute des Wohlseins in Gott zu gelangen. Darum: „Alle Tag' und alle Nächte Rühm' ich so des Menschen Loos".

Es kommt eben nur darauf an, ob der Mensch träg ist oder thätig, aber freilich auch darauf, ob er im Schlechten oder im Rechten wirkt, um

das Dasein als eine Qual, als eine Hölle oder als die höchste Wohlthat und als den schon beginnenden Himmel zu erfahren; um auf die Folterbank einer endlosen Langenweile gespannt zu werden, oder zu jener beseligenden Erhebung zu gelangen, daß ihm (dem Menschen) schon in der Zeit die Ewigkeit aufgeht, und er mit der Erhebung zu dem was schön und groß ist, selbst zur Schönheit sich vollendet, zur Größe gedeiht. Daher: „Denkt er" (der Mensch) „ewig sich in's Rechte, Ist er ewig schön und groß!"

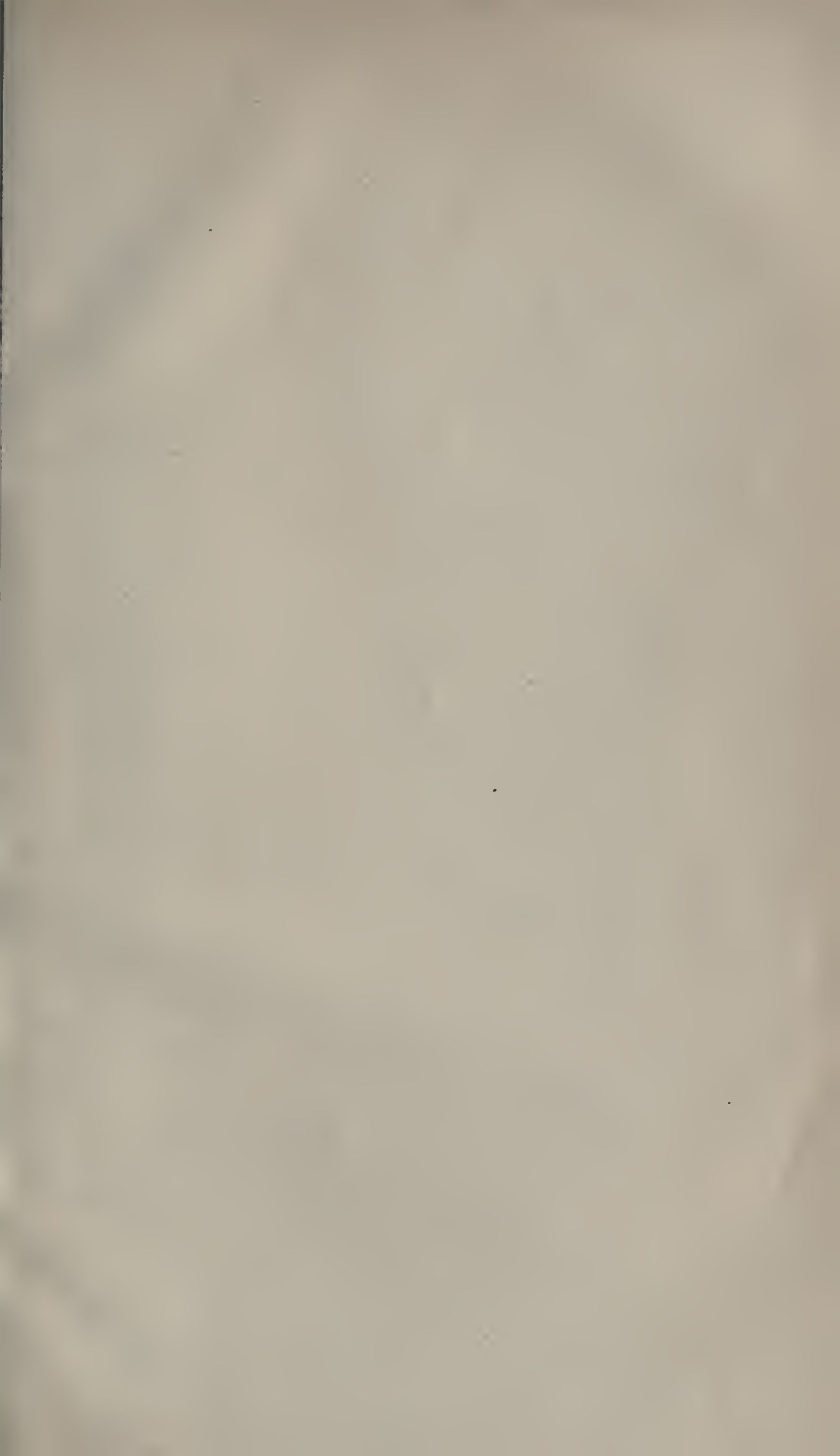
So sehr gehören Diesseits und Jenseits zusammen. Jeder gegenwärtige Augenblick hat im nächsten der Zukunft und Vergangenheit sein zu ihm gehörendes Jenseits, und jedes Hier hat im Vorwärts und Rückwärts auf's Neue sein Jenseits, so rücken, weil alle Zeiten und Räume, auch alle Generationen zusammen, durch „ein Band" verbunden, und in der dreifachen Ehrfurcht vor dem einfachen Diesseits und doppelten Jenseits, je nachdem man von Zeit oder Raum ausgeht, wurzelt die Ehrfurcht vor der Ewigkeit oder vielmehr vor Gott. Wen es aber zur Ferne, zum Jenseits in diesem Sinne zieht, den zieht es von sich selbst weg zu Anderem. Dieses ist der Zug der Selbstentäußerung, der Zug zum Wohlsein für Andere und damit für sich selbst, der sociale Zug. So ist es der schönste Ausdruck für das sociale Zeitalter, welches den Cultus der Arbeit und Feier zugleich organisirt, und damit die Fernen aller Zeiten und Räume verbindet, wenn Göthe seine Dichter-Wanderung auf Erden beschließt mit den Worten:

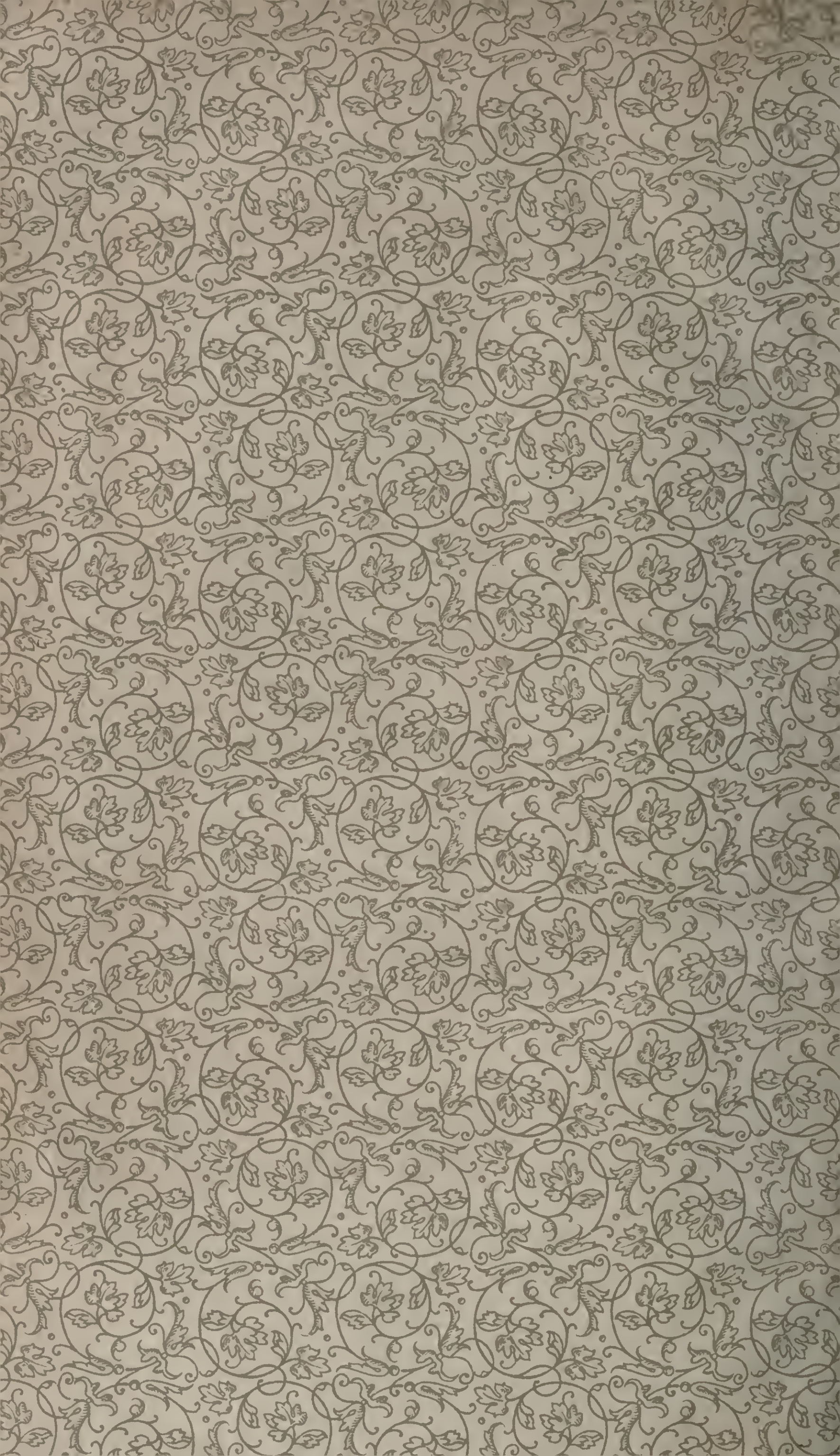
„Und wenn mich am Tag die Ferne
Blauer Berge sehnlich zieht,
Nachts das Uebermaß der Sterne
Prächtig mir zu Häupten glüht,

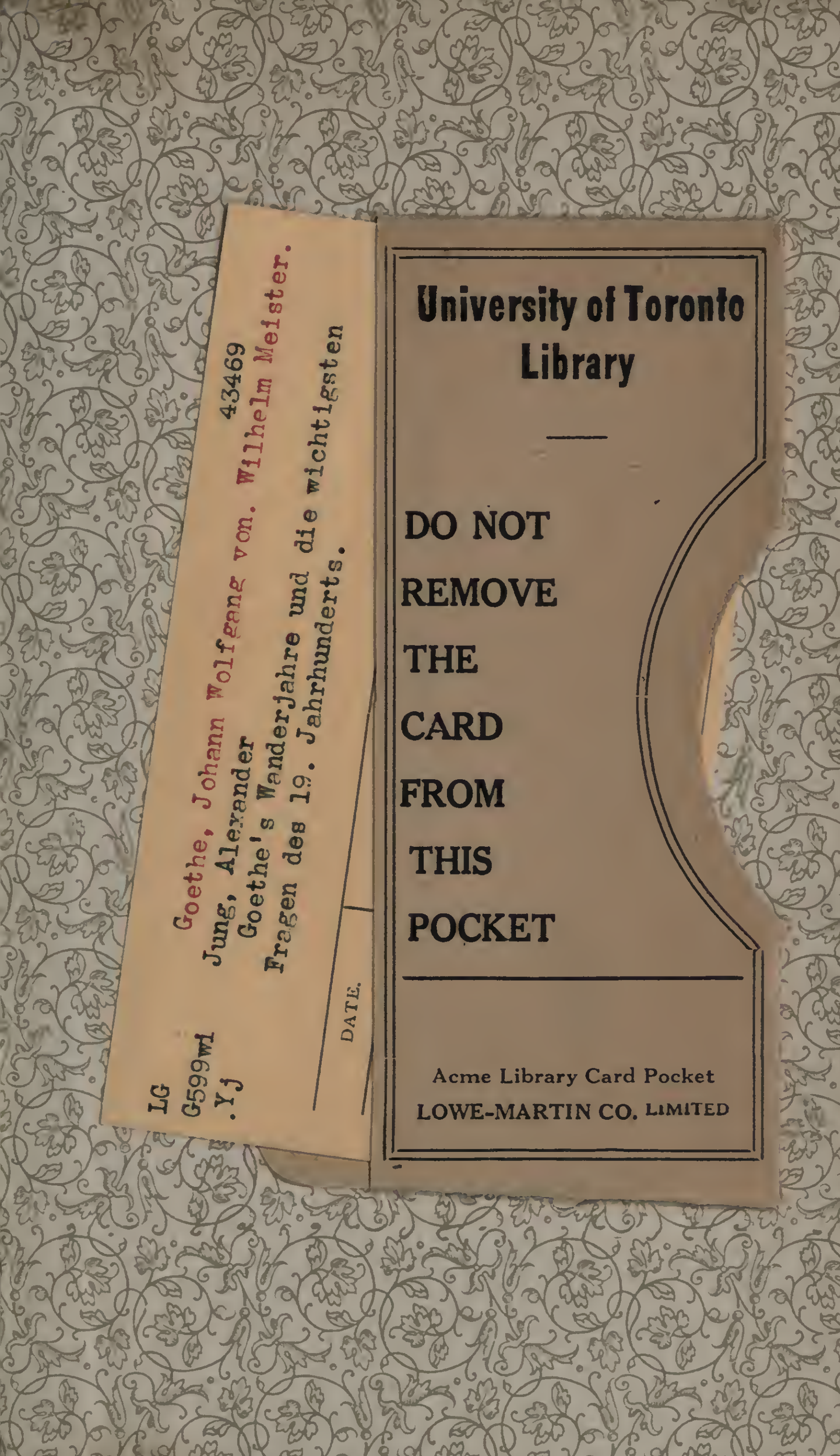
Alle Tag' und alle Nächte
Rühm' ich so des Menschen Loos;
Denkt er ewig sich in's Rechte,
Ist er ewig schön und groß!"

## Verbesserungen.

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Seite | 63 | Zeile | 20 | von | unten | lies: Bewußtsein statt Bewntsein. |
| „ | 145 | „ | 6 | „ | „ | ist hinter: empfindet ein Komma zu setzen. |
| „ | „ | „ | 8 | „ | „ | hinter: zusammengehen fehlt ein Punkt. |
| „ | 228 | „ | 10 | „ | oben | lies: und statt un. |
| „ | 300 | „ | 11 | „ | „ | ist das eine man zu tilgen. |






LG
G599wl
.Yj
43469
Goethe, Johann Wolfgang von. Wilhelm Meister.
Jung, Alexander
Goethe's Wanderjahre und die wichtigsten
Fragen des 19. Jahrhunderts.
DATE.
University of Toronto
Library
DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET
Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED

